Biogr. 3208 u/10

Was ich erlebte.

Zehnter Band.

L. Eoe

Was ich erlebte.

Aus der Erinnerung niedergeſchrieben

von

Henrich Steffens.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Zehnter Band.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.

1844.

9d 48/589

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorrede.

Nur zu lange habe ich es gewagt, die Leſer mit meinem Leben und mit meinen ſubjectiven Anſichten der Zeitereigniſſe zu beſchäftigen. Ich würde Urſache haben es noch mehr zu bereuen, wenn ich nicht hoffen dürfte, daß meine Darſtellungen doch auch ein Bild der Zeit, die ich durchlebte, enthielten. Es wird ſich zeigen, ob die Kritik unſerer Tage einem alten Manne erlaubt, eine eigenthümliche Anſicht des Lebens zu behaupten, und ſich zu dieſer, auch wo ſie mit der herrſchenden nicht übereinſtimmt, zu bekennen.

Ich habe die Erzählung deſſen, was ich erlebte, vielleicht zu nahe an die Gegenwart zu bringen geſucht — ich habe ſie erſt mit dem Jahr 1840, welches für mich ſo wichtig ward, abgebrochen. — Meine letzten Jahre kann ich, beglückt

durch die Gnade meines Königs, durch die Gunſt der Behörden, durch die Freundſchaft vieler ausgezeichneter Männer, ruhig und ſorgenlos der Wiſſenſchaft widmen.

Einer meiner Freunde und theilnehmender Zuhörer, Herr v. Borne, hat ſich ſelbſt angeboten das ſorgfältige Regiſter auszuarbeiten. Erſt nachdem dieſes fertig mir vorlag, erkannte ich die Schwierigkeiten, die mit dieſer mühevollen Arbeit verbunden waren.

Verſetzung nach Berlin.
Reiſe nach Tyrol.
Reiſe nach Dänemark und Norwegen.
Berlin. Schluss.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Als die Speculation im Anfange des Jahrhunderts eine tiefere Bedeutung annahm, hörte man oft von der Verzweiflung des Daſeins reden. Der dialektiſche Skepticismus wurde als der nothwendige Eingang zur Vorbereitung der Philoſophie angeſehen; die Dialektik, welche die Aufgabe hatte, die inneren Zweifel zu bekämpfen und zu überwinden, erhielt damals ſchon die uns jetzt von allen Seiten entgegenklingende Benennung: „negative Philoſophie.“ Dieſe Benennung hatte freilich nur für diejenigen eine Bedeutung, denen die Speculation wirklich eine innere That geworden war, und bei der Neigung der Zeit zur leeren Abſtraction erſchien ſie oft als eine quälende Unzufriedenheit, wenn die dialektiſchen Künſte in der Ausübung auf Schwierigkeiten ſtießen, als ein Mißmuth, welchen die Dichter empfinden, wenn ſie das Metrum nicht in ihrer Gewalt haben oder den Reim nicht

finden können. Dieſes naive Unglück der damaligen Zeit ergriff mehrere junge Leute und ich ſah viele darunter leiden. Wie unbedeutend nun eine ſolche Ausſchlagskrankheit erſchien, ſo enthielt ſie doch den Keim zu jener allgemein herrſchenden Unzufriedenheit, die, wenigſtens in Deutſchland, alle Gemüther immer tiefer ergriff und herrſchend wurde.

Man irrt ſich ſehr, wenn man glaubt, daß der Mißmuth die ganze Geſchichte unſerer Zeit bezeichne: er iſt nur bei Wenigen ein wahrer; ſo wenig wie der herrſchende Ton der Literatur ein Ausdruck der öffentlichen Meinung iſt. Aber dort wie hier wäre es ein gefährlicher Irrthum, die keimende Unzufriedenheit der Gemüther zu überſehen; denn ſie hat einen tiefern Grund und jemehr ſie ſich ausbreitet, deſto gefährlicher greift ſie in das Innerſte der Gemüther hinein.

Der Skepticismus hebt mit dem Zweifel an das Daſein an, er iſt in dieſem begründet und entſteht, wie Jedermann bekannt iſt, nur dann, wenn das Denken dem gegebenen Daſein ſich gegenüber ſtellt und von dieſem getrennt, eine ſelbſtändige Macht bilden will. Alle Gegenſätze der Dialektik und die Un=

zufriedenheit mit ihrer nie ganz gelungenen Löſung werden dann in dem Daſein ſelber geſucht; dieſem wirft man alle Unklarheit im Erkennen vor. Unterwürfe es ſich unſern Verſuchen ganz, dann würde, meinte man, alle Verwirrung ſchwinden und die göttliche Wahrheit des Selbſtbewußtſeins in ihrem hellen Lichte ſich darſtellen.

Die gefährliche Täuſchung entſteht dadurch, daß man das Denken nicht von irgend einem Daſein ableiten, daß es nur aus ſich ſelber begriffen werden kann. Das Denken hatte im herrſchenden Bewußtſein der Zeit ſeine ſelbſtändige Gewalt erkannt, und dieſes Erkennen zeigt ſich nicht bloß in der Philoſophie oder unter den Gelehrten und Grübelnden, es herrſcht auch da, wo es nicht ſeinen vollen, Alles umfaſſenden Ausdruck zu erhalten vermag, wie die ſinnliche Logik alle Denkäußerungen der Menſchen beherrſcht, ſelbſt wo der Name dieſer Wiſſenſchaft niemals genannt wird.

Das Daſein aber, in dieſer Allgemeinheit genannt, iſt ſelbſt eine Aeußerung des Denkens und in ſofern nicht bloß dem menſchlichen Bewußtſein verwandt, ſondern im Grunde mit ſeinem innern Weſen eins.

Man kann, wie Jedermann weiß, dennoch ſich das Denken nicht denken, d. h. ſich deſſen nicht bewußt werden, wenn es ſich nicht in einem Daſein offenbart, ſo wenig, wie man irgend eine Thätigkeit als ſolche im Bewußtſein feſt zu halten vermag, wenn ſie nicht That wird. Nun liegt eben der Begriff der That nicht in dem der Thätigkeit. Der Begriff des Daſeins nicht in dem des Denkens, und der Verſuch, ſich von dem Daſeienden zu trennen, um aus dem Denken als ſolchem, von allem Daſein entblößt, ein Daſeiendes zu erzeugen, iſt ein abſolut leerer; das Denken iſt freilich ein in ſich begründetes, d. h. ein göttliches, aber es findet ſich nur in ſeiner abſoluten That.

Man ſollte glauben, daß, wenn dieſes erwogen würde, ein jeder begreifen müßte, daß ein abſolutes, alles umfaſſendes Denken, unmittelbar eine abſolute That ſein müßte, ein Bewußtſein, welches ſich ſelber ſchlechthin durchſichtig und klar in ſeiner That bewußt würde. Aber eine ſolche That eines denkenden Weſens findet ihren Ausdruck in der Abſicht, in dem Zweck, und dieſer Ausdruck, der das Denken ſich ſelber offenbart, darf in keiner Aeußerung der That

fehlen. Das Denken wird ſich alſo nur ſelbſt bewußt durch eine That, in dem das Ganze und eine jede Aeußerung deſſelben bis ins Kleinſte klar und durchſichtig iſt, die das Ganze abſolut beherrſcht, d. h. die eine abſolute Macht iſt, und nur wo dieſe zum Vorſchein kommt, fällt das Daſein ſchlechthin mit dem Denken zuſammen, es iſt ſchaffend, es iſt Gott.

Wo nun das Denken ſich von dem Daſein trennt, im menſchlichen Bewußtſein, da iſt es auch von Gott getrennt, will, ihm gegenüber, wenigſtens in Gedanken, das Daſein beherrſchen und als eine ſelbſtändige Macht begründen: aber nur im göttlichen Bewußtſein fallen Denken und That abſolut zuſammen; jedes von dem ſchaffenden Gott uns trennende Bewußtſein iſt zugleich von dem Daſein getrennt und zwar auf eine ewige Weiſe. Denn es will ſich ſelbſt zum Gott machen, es ſucht ſich, ſeine Abſicht, ſeinen Zweck, nicht den göttlichen, und daraus entſpringt alle Sünde, daher die allgemeine Benennung Selbſtſucht. Wir wollen uns in unſerm Denken durch die ſelbſtſüchtige That unſer bewußt werden, nicht Gottes; unſeren Zweck erreichen, unſere Abſicht verwirklichen, nicht die göttliche. So ſtehen wir der Natur gegenüber und er-

kennen ſie nur an, in ſofern wir ſie durch unſere Gedanken beherrſchen oder conſtruiren. Wir ſtehen der Geſchichte oder dem Staate gegenüber und erkennen ihn nur an, in ſofern er ſich unſerem Denken unterworfen hat; und da dieſes das abſolut Gebietende iſt, ſich durch ſich ſelber, aber nichts Daſeiendes beſitzt, ſo iſt an keine Uebereinkunft oder Verſöhnung zu denken.

Kein menſchliches Bewußtſein, ſelbſt das mächtigſte, vermag aber vom gegebenen Daſein völlig zu abſtrahiren; es vermag nie ſich als ein abſolut ſelbſtändiges zu behaupten, und das Denken findet ſich durch das Daſein fortdauernd geſtört. Der Denkprozeß ſelber iſt ein Prozeß vieler Perſönlichkeiten; entwickelt er ſich in irgend einer Perſönlichkeit ſo, daß er in dieſe abſolut zurückſchlägt und mit gar keiner andern ſich zu verſtändigen vermag, dann kann man den innern denkenden Anachoreten keineswegs einen geſunden nennen. Denn das Bewußtſein eines jeden einzelnen Menſchen ſoll doch zugleich ein Bewußtſein des Geſchlechts ſein. In den Schwankungen, die in der Geſchichte aller Völker, wie in der eines jeden Volks ſtattfinden, kann der leitende Faden wohl verhüllt werden, doch zerriſſen wird er nicht. Wo der

Sinn irre geleitet ſich völlig iſolirt, heißt er daher Wahnſinn, und wenn der größte Denker unſerer Zeit von Spinoza ſagt: daß er in erhabener Einſamkeit lebte, da drückt dieſe eben nur die geheime Verwandtſchaft mit anderen tieferen Geiſtern, keinesweges die abſolute Iſolirung aus.

Es wäre völlig zwecklos, wenn ich es wagen wollte, hier den Urſprung der Sünde zu erklären, ich muß vielmehr den Leſer um Verzeihung bitten, wenn ich ihn in die abſtruſe Gegend herrſchender Grübeleien hineinziehe; hier nämlich iſt es nur meine Abſicht, zwei Richtungen des menſchlichen Bewußtſeins zu bezeichnen, zwiſchen welchen ich lange ſchwankte, bis ich mich mit dem zunehmendem Alter für die eine entſchied.

Es iſt eben ſo wenig meine Abſicht, mich in einen philoſophiſchen Streit einzulaſſen; ich denke überhaupt hier an kein beſtimmtes Syſtem, an keine ſich ſo oder ſo nennende Schule. Was ich hier bezeichnen will, hat ſich zwar hier oder da zur exacten Wiſſenſchaft ausbilden wollen, der Verſuch iſt bald mehr, bald weniger gelungen, aber er entſtand in der That aus einer geſchichtlichen Richtung des ganzen Ge-

ſchlechts, die unſerer gegenwärtigen Zeit ihr eigenthümliches Gepräge ertheilte. Es iſt eine Frage, ob die ſtrenge Conſequenz der Schule, eben als Gipfel des Irrthums, nicht eine befreiende genannt werden kann; ob nicht die ſtreng verfolgte Conſequenz eine beſſere Geſinnung vorausſetzt; es gehört zum Weſen des Teufels, ſich nie rein auszuſprechen.

Iſt nämlich das Erkennen in dieſer Richtung ein conſequent völlig durchgearbeitetes und ſcheinbar feſtes, ſo drängt ſich die innere Hohlheit unvermeidlich auf, und es wird durch ein, nicht im Erkennen der Thätigkeit geſetztes, ſondern aufgedrungenes, immer mächtiger werdendes Princip, welches abgewieſen werden ſoll, zuſammen gehalten. Baco's bekannter Ausdruck: „eine halbe Philoſophie führe von Gott ab, eine vollendete zu ihm hin," findet hier ſeine Anwendung. Wo aber das Erkennen unreif iſt, wie bei der größten Zahl der ſecundären Anhänger abſtracter Syſteme, wo man, anſtatt die ſchwere und abſtruſe Begründung in ihrer ſcharfen Form fortzuſetzen und auszubilden, ſich mit überlieferten Sätzen begnügt, da bleibt das ſelbſtſüchtige Princip als ein bloßes Poſtulat im Innern, erzeugt nicht ein Syſtem, ſondern fordert es

nur, und bildet ſich, da der Forderung nie entſprochen wird, als innere Erbitterung aus. So entſtand die herrſchende Unzufriedenheit unſerer Tage, die ſich gegen alles Höhere, Wiſſenſchaft, Kunſt, Staat und Kirche wendete, das jetzige freilich nur in ſeiner einſeitigſten Geſtaltung, ſogenannte kritiſche Jahrhundert. Alles Urſprüngliche, geiſtig Geſchenkte wird zurückgedrängt, nichts gilt außer das Gemachte, Secundäre aus einer abſtracten Reflection Erzeugte. Die Poeſie war, ſo weit die Erinnerung reicht, die heitere Kunſt eines in ſich ſicheren, ja ohne alle Reflection geiſtig mit ſich ſelbſt zufriedenen Daſeins, und ſelbſt der tragiſche Untergang hatte etwas Verſöhnendes. Jetzt iſt die Kritik und mit dieſer die ſtets opponirende Erbitterung das Princip der Poeſie geworden, und man muß geſtehen, Byron iſt als der Göthe dieſer Richtung zu betrachten. Die echte Kritik iſt eine Anerkennung, und eben deswegen eine reinigende; nur wo ſie ein Poſitives, Urſprüngliches findet, fängt ihre Thätigkeit an. Der ſonſt herrſchende Ausſpruch: dieſes oder jenes ſei unter aller Kritik, hat ſeine frühere Bedeutung verloren; denn man fängt mit der Behauptung an, daß Alles, was angegriffen wird,

gar nichts Urſprüngliches beſitze, man will es, wenn es da iſt, zerſtören, aber zerſtört eben damit die Kritik ſelbſt; denn dieſe iſt nur eine wahre, wenn ſie ſich wendet an das, was über aller Kritik iſt. Die jetzt herrſchende will ein Solches nirgends anerkennen, und wenn man ihre Künſte anſieht, wird es einem jeden recht klar, was das Fehlende ſei. Unwillkürlich werde ich an jene bekannte Xenie erinnert:

„Selbſt zum Lieben bedarfſt Du der Kunſt,
Unglücklicher **
„Hat die Natur auch nichts, gar nichts für
Dich noch gethan?"

So entſtand die moderne, geiſtig vornehm ſcheinende Philiſterei unſerer Tage; ſie hat ſich der Sprache der Andacht der Frommen, der Treue der Staatsbürger, der Liebe der Kunſt, des Tiefſinns der Philoſophie bemeiſtert, dem Geringen, in ſich Ohnmächtigen eine hohe Gewalt ertheilt, und beſitzt nichts, weil ſie damit anfängt, einen jeden Beſitz abzuweiſen.

Man könnte aus dieſer Richtung des Jahrhunderts, welches ſo fröhlich anfing, eine bevorſtehende Barbarei erwarten, und Viele, ſelbſt die bedeutendſten Männer glauben ſie ſchon kommen zu ſehen; aber

dieſe Kritik zerſtört ſich ſelber. Die Geſchichte beſitzt glücklicher Weiſe, dem leitenden Gott unterworfen, eine Conſequenz, die gewaltiger iſt, als die des tiefſten Philoſophen, und je größer die Verwirrung der Zeit iſt, deſto näher iſt ihre Rettung.

Es wird in dieſem Schlußtheile meiner Schrift oft von dem, was man ſchlecht genug Toleranz genannt hat, die Rede ſein. So tadelnswerth nun dieſe Benennung iſt, ſo hat ſie doch ihren Grund, denn das Negative, die Intoleranz, iſt dasjenige, von dem man ausgeht, und ſie iſt nicht weniger heftig in unſeren Tagen, als ſie es in den Zeiten der heftigſten Verfolgung war, weil ſie ſich nach innen geworfen hat und eine geiſtige geworden iſt.

Eine heitere Gunſt des Geſchicks hat mich in jeder Epoche meines Daſeins vor der Gewalt dieſer Kritik gerettet; ich habe mich nie mit einem bloßen Sein des Denkens begnügen können, denn wo ich dieſes hinrichtete, behielt ein fröhliches Daſein, welches ſich von dem Denken nie trennen ließ, ſein ewiges Recht; ich war gezwungen, wo ich ſtritt, jederzeit zugleich anzuerkennen. Man wird es nicht ſo anſehen, als betrachtete ich dieſe mir verliehene Gabe als einen

ſittlichen Vorzug: es würde ſich ſchlecht zu dem Nachfolgenden paſſen. Meine Natur zwingt mich, dasjenige, was ich anerkennen muß, als geiſtig zu meinem Weſen gehörig zu betrachten, mich nie von ihm zu trennen, daher ſind Haß und Neid — ich darf es mit der vollſten Wahrheit behaupten — mir mein ganzes Leben hindurch fremd geblieben, und von der Rache kann ich mir, obgleich in Skandinavien geboren, als eine eigene That, keinen Begriff machen. Man hat mir ſogar vorgeworfen, daß in dieſen Erinnerungen aus meinem Leben zu wenig ſcandalöſe Chronik vorkomme. Ich habe Tadelnswerthes genug erlebt, aber ich beſitze nicht ingrimmige Geſinnung genug, um es mit Freude und dann mit Erfolg darzuſtellen.

Dieſe mir durch die göttliche Gnade mitgetheilte Gunſt meiner Natur erſtreckte ſich nicht allein über ſolche Perſönlichkeiten, mit welchen ich während eines mannigfaltig wechſelnden Lebens in nähere Berührung kam. Ich haſſe keinen Menſchen. Das höchſt unangenehme und quälende widerwärtige Gefühl des Neides überflog mich wohl manchmal, und ich darf nicht behaupten, daß es mir ganz unbekannt iſt, weil ich nach menſchlicher Art mich wohl überſchätzte und

mich auf eine tadelnswerthe Weiſe mit Anderen ver= glich: aber dieß Gefühl ging bald vorüber, und ich darf mit Wahrheit behaupten, daß ich keinen Men= ſchen beneide. Aber dieſe unwiderſtehliche Neigung des Anerkennens dehnte ſich auf alle Perſönlichkeiten aus, eine jede war eine mir geſchenkte, innerlich mir zugehörige, ich ſuchte in ihr eine Einheit des Daſeins, in welcher ſie durch ihre tiefſte Eigenthümlichkeit zwar von mir getrennt ſchien, aber eben als innerlich mit mir verbündet, je ſtrenger die äußere Trennung, das in ſich Abgeſchloſſene der fremden Perſönlichkeit her= vortrat; und dieſer Standpunkt der Betrachtung, von welchem aus die ganze Geſchichte (nicht bloß die ver= worrene Gegenwart, in welcher ich lebe) mir entge= gentrat, ließ ſich nur feſthalten, wenn das geſammte menſchliche Geſchlecht ſich in eine große Organiſation verwandelte, deren Geſammtentwickelung ich durch alle dunkle Partieen der Geſchichte zu verfolgen ge= zwungen war. Aber eine ſolche Entwickelung war nur möglich, indem ich einen Geſichtspunkt der Per= ſönlichkeiten zum Grunde legte, der mir die Annahme ihrer Unſterblichkeit aufdrang. Eine jede Perſon ward daher recht eigentlich anerkannt als eine nur aus ſich

ſelber begreifliche, daher für jede menſchliche Betrachtung urſprüngliche. Bis ich dieſe Stelle gefunden hatte, blieb mein Urtheil ein unſicheres; erſt mit dieſer fing meine Kritik an, ja, wenn ich ſie erreicht hatte, ſchien mir eine Kritik überflüſſig, ſie fiel von ſelbſt weg, weil das entſchiedene Hervorheben des Urſprünglichen allem Secundären ſeinen Werth raubte.

Aber nicht allein die Geſchichte forderte dieſe Anerkennung, alles Lebendige war eben ſo, ſelbſt in ſeiner endlichen Form nicht aus einem Andern, ſondern nur aus ſich ſelber zu begreifen, daher erſchien mir die bis dahin herrſchende teleologiſche Anſicht als eine durchaus verwerfliche, daß irgend Etwas ſeine eigentliche Bedeutung erhielt, indem es nur für einen Andern und nichts an ſich wäre, war mir durchaus unbegreiflich. Es hatte nur ein geiſtiges Daſein, indem es nicht für dieſen oder jenen, ſondern für das Ganze daſeiend zugleich für ſich ſelbſt und aus ſich ſelbſt eine Bedeutung erhielt.

Alles, was ich am tiefſten auffaßte, meine ganze ſpeculative Lehre, mußte ſich daher als eine immer mehr zu vollendende Conſequenz der Organiſation ausſprechen, als eine ſolche, welche die ganze Natur

umfaßt. Jeʒt in meinen alten Tagen ſehe ich es klar ein, daß das, was meine Studien leitete, was durch alle Verirrungen derſelben ſich hindurchwand, was durch Schellings mächtigen Geiſt zum Ausbruch kam, eben nur dieſe Lehre war. Sie konnte nicht eine bloß abſtracte bleiben, denn wie in allem Lebendigen die Abſicht (Function) des Organs, Fleiſch und Blut wird, ſo mußte meine Lehre zugleich Geſinnung werden; abgetrennt von ihrer ſinnlichen Erſcheinung wäre ſie mir ein Nichtiges, wie die entflohene Seele ihren Leib als eine Leiche hinterläßt. Ich glaubte in der Richtung, welche die Naturwiſſenſchaft nahm, dieſe meine eigene zu erkennen, und zugleich in Uebereinſtimmung mit einer geſchichtlichen Entwickelung thätig zu ſein, indem ich den Weg verfolgte, den ich bei allen ſeinen Verirrungen dennoch einen mir aufgedrungenen und alſo urſprünglichen nennen mußte.

Die Naturwiſſenſchaft iſt recht eigentlich ein neues Organ der Geſchichte geworden, mit ihr erhielt das Geſchlecht eine eigene Aufgabe, die es ſelbſtändig zu löſen berufen war. Alle Wiſſenſchaft war, wie ſie früher erſchien, mehr oder weniger Reminiscenz, ſie lebte in der großen alten klaſſiſchen Zeit und hatte

noch keine mächtige, alle Geiſter durchdringende eigene Gegenwart erhalten. Ja dasjenige, durch welches der Menſch ſeine innere geiſtige Selbſtändigkeit äußert und Perſon wird, die Sprache, gehörte der alten Zeit zu; die eigene blieb eine geiſtig untergeordnete. Aber ſelbſt dieſe neue Aufgabe der Zeit, obgleich eine eigene, mußte ſich erſt in der ſtrengen Zucht ausbilden. Der erwachte Geiſt bewegte ſich, aber mit ſeiner Erde, die er bewohnte, in all' ſeinem Erkennen, in ſofern dieſes eine Zukunft entwickeln ſollte, nur mit ihr. Aus einer naturwiſſenſchaftlichen Beobachtung entſprang durch Copernicus dieſe neue Richtung. Sie war durch die inneren Widerſprüche, die den Tod einer überlieferten Lehre herbeiführten, vorbereitet, eingeleitet, und das Alte ſtarb nur durch die Gewalt des Neuen, welches ſich immer mächtiger und herrſchender ausſprach. Newton hätte ohne Keppler, dieſer ohne Copernicus ſich nicht entwickeln können. Drei Jahrhunderte fanden durch Copernicus eine neue geiſtige Beſchäftigung, die noch immer alle Geiſter bewegt. Faſt hundert Jahre waren ſeit der erſten großen Beobachtung verfloſſen, ehe ſie in die allgemeine Geſchichte hineintrat und eine neue Zeit ſchuf. Dann aber zeigte ſie ihre Gewalt

nach allen Richtungen. Keppler verfolgte die kosmiſche, Galiläi ward, von dieſer Beobachtung ausgehend, der erſte beobachtende experimentale Phyſiker, mit ihm Gilbert, deſſen experimentirende Richtung nicht zur Reife kam, weil er der tieferen, inneren Bewegung der Dinge, durch welche ſie ſich anziehen und abſtoßen, nachſpürte, die klarer aufzufaſſen, und in ihrem bis in das Innerſte dringenden allſeitigen Umfang feſter zu beſtimmen, die Aufgabe einer ſpätern Zeit ward. Dunkler noch, aber dennoch auf eine geiſtig lebendige Zukunft hindeutend, drang die Anſicht des Copernicus in die tiefſte Philoſophie hinein durch Jordanus Brunus, und dieſer ward der erſte Martyrer eines Erkennens, welches in ſeinem myſtiſch-religiöſen Kleide ſelbſt das tiefſte Chriſtenthum bewegte, durch Jakob Böhm.

Das herrſchende Princip, das innerſte, blieb aber das kosmiſche. Wir werden bei einer jeden Betrachtung rein aus uns ſelber hinaus verwieſen, der Maſſe und ihren Geſetzen unterworfen, einer äußern Unendlichkeit preisgegeben. Dieſe offenbart nur eine Geſetzmäßigkeit, deren Geſetz fortdaurend verborgen bleibt. Wenn wir von einer uns fremden Unendlichkeit abhängig

ſind, ja in ihr untergehen, werden alle Dinge nicht in ſich, ſondern nur in ihren äußeren Verhältniſſen gegen einander erkannt, und die ſcharfe Auffaſſung dieſer Verhältniſſe, die exacte Phyſik, bildete die ſtrenge mathematiſche Logik; die einzig mögliche wiſſenſchaftliche Conſequenz für die Naturbetrachtung war die Mathematik.

Aber dieſer mathematiſchen Richtung der Phyſik gegenüber erhielt die Betrachtung der Organiſation, die alle Mathematik ausſchließt, in der Geſchichte einen immer größern Umfang; der Begriff organiſcher Einheit aller lebendigen Formen wird immer mächtiger, und verſpricht neben der Gravitationslehre die ihr gebührende geſchichtliche Stelle einzunehmen. Dieſe Anſicht des allumfaſſenden Lebens war es, die meine Jugend, ja meine Kindheit beherrſchte. Was ein nicht zu durchdringendes Gefühl ahnungs- und ſehnſuchtsvoll ſuchte, war nicht irgend eine bloß äußerliche Beziehung der Natur, ſondern jene innere geiſtige Einheit in Allem, daher war mir das Geringſte ſo lieb, daher war mir das kleinſte Gras eben in ſeiner beſtimmten Form ſo viel werth, und trat mit dem unbedeutendſten Inſekte in ein inneres, ich möchte ſagen per-

ſönliches Verhältniß. Dunkel ſchwebte mir dieſes bei allen meinen Studien vor, und indem ich fremde Anſichten aufnahm und theilte, kehrte ich dennoch immer von neuem zu dem zurück, was freilich lange nur freie Phantaſie, eine mehr dichteriſche als wiſſenſchaftliche Bedeutung hatte. Was Schelling mir ward, iſt bekannt, ja ein Hauptthema meiner Lebenserinnerungen iſt eben dieſer Trieb, der mich zu Schelling führte, und meinem Leben ſeine eigene Bedeutung gab. Mir aber iſt das, was ich Naturphiloſophie nenne, nichts Anderes als die Ueberzeugung, daß eine organiſche Conſequenz ſich in der Geſchichte ausbilden will, eine ſolche, die in Allem, was Gegenſtand der Forſchung iſt, ein Eigenes, ſich aus ſich ſelbſt Entwickelndes anerkennt und durch dieſe Anerkennung erſt ſeine Bedeutung für das Ganze zu faſſen vermag.

Es nähert ſich der Schluß des halben Jahrhunderts, ſeit ich ganz in und mit der deutſchen Entwikkelung zu leben anfing, von ihr ergriffen mich ihr ganz hingab. Indem nun dieſe lange Reihe von Jahren mir lebhaft vorſchwebt, die verſtummte Sprache längſt verfloſſener Tage in der Erinnerung wieder laut wird, überſchaue ich in ſchöner Hoffnung dieſe ver-

gangene Epoche. Zwar das Lärmende, Verwirrende, iſt nicht verdrängt, während das Ordnende unter den Händen der Forſcher wider ihren Willen ſich immer mächtiger entfaltet. Die organiſche Anſicht, die ganz und durchaus Entwickelung iſt und nirgends ihren ſtillen Gang verlaſſen kann, iſt immer mächtiger geworden. Sie beherrſcht jede Anſicht, die eine Zukunft in ſich trägt, wie in der Geſchichte, ſo in der Natur. Es iſt unmöglich, dieſen ſtillen Gang der forſchreitenden Zeit mit Aufmerkſamkeit als ein Ganzes zu betrachten, ohne auf der einen Seite das allgemeine Widerſtreben einer öffentlichen Meinung immer deutlicher, ja mit Sorge wahrzunehmen, während die organiſche Zeit die Sprache anders geſtaltet, allen Lebens-Verhältniſſen eine andere Richtung gegeben hat; ſo wird es offenbar, daß wir, die wir in der Erſcheinung thätig ſind, uns keineswegs jenen Gang der Entwickelung zuſchreiben können. Wir widerſtreben ihm vielmehr, wir ſtellen uns ihm feindlich gegenüber und er beherrſcht uns durchaus wider unſern Willen; ja frägt man die im engern Sinne ſogenannte Literatur, welche die öffentliche Meinung zu repräſentiren meint, ſo ſollte man glauben, daß eine organiſche

Anſicht des Lebens aufgetaucht wäre, nur um wieder völlig vernichtet zu werden. Ich darf es behaupten, daß dieſe Anſicht, als wenn der Obſcurantismus der ſogenannten Liberalen wiederkehren würde, mich nie irre geleitet hat. Zwar gab es vorübergehende Augenblicke, die mich in Bewegung ſetzten, wie in jener Zeit, als Europa, und vor Allem das mir innerlich nahe Deutſchland einem franzöſiſchen Tyrannen hoffnungslos preisgegeben war; aber wie ich damals alle zukünftige Gewalt in dem unterjochten Deutſchland ſah, ſo vollkommen entſchieden erkenne ich den ſiegreichen Geiſt der Geſchichte in der ſtillen organiſchen Entwickelung aller Wiſſenſchaften.

Man wird Kant nicht zu den ſchwärmeriſch Religiöſen rechnen, und dennoch war er es, der in dem leitenden Princip der Organiſation eine innere Zweckmäßigkeit erkannte. Er nahm ſie in beſchränkter Weiſe an, weil er das Leben nur in der vereinzelten Form auffaßte. So abgetrennt von der Geſchichte und in der leiblichen Beſchränktheit allein anerkannt, erſchien das Organiſche dem exacteren Erkennen fremd, dem klaren Denken unzugänglich. Jetzt aber, da es, wenn auch zurückgeſtoßen von der Welt, die innern Momente

des Lebens in allen Richtungen beherrſcht, verſpricht es eine Zukunft wunderbar herrlicher Art. In der Naturwiſſenſchaft ringt die organiſche Anſicht, die jede Geſtalt des Lebens nur im Ganzen, das Ganze in einer jeden Geſtalt, eben daher ſelbſt als ein Abgeſchloſſenes, nur aus ſich ſelbſt zu Begreifendes anerkennt, mit der quantitativen unorganiſchen Form; und es iſt klar, daß eine Zeit kommen muß, wo ſie ſich verſtändigen. Dann werden beide den Sieg errungen haben.

In der Geſchichte wird dieſe Gewalt der göttlichen Entwickelung immer mehr die regierende, alles Wiſſen leitende. Hier aber iſt der Kampf, der aus der Natur durch göttliche Macht verſchwand, noch immer mächtig. In der leiblichen Organiſation tritt die innere Zweckmäßigkeit entſchieden hervor und zwingt uns zur Anerkennung. In der Geſchichte müſſen wir die organiſchen Glieder und die Einheit des in der Erſcheinung auseinander Liegenden geiſtig zuſammenfügen, um zu erkennen, daß Gott Menſch geworden iſt, und die Macht des ſinnlichen Erkennens tritt uns immer ſtörender entgegen. Die Natur in der Geſchichte wird zurückgedrängt, daß wir ihre organiſche

Einheit und innere Zweckmäßigkeit nicht erkennen, oder vielmehr in dem Erkennen derſelben immer von neuem geſtört werden.

Eine innere Zweckmäßigkeit ſetzt eine Abſicht voraus. Wenn die Zeit, die ich in freudiger Hoffnung erwarte, da ſein wird, dann wird das Erkennen nicht von der Geſinnung getrennt ſein; das Denken nicht von dem Handeln, jenes nicht ein todtes Erkennen, nur der Schule zugehörig, vielmehr ein Leben erzeugendes, ſchaffendes ſein. Zwar Gott allein kennt Zeit und Stunde, doch ſchäme ich mich nicht, wenn ich den Chiliasmus der Apoſtel theile und hoffe, wie Schelling ſich irgendwo ausdrückt, obgleich dem Tode nahe, noch von einem hohen Berge, wie Moſes, einen hellen Blick in das gelobte Land werfen zu können.

Iſt eine ſolche Anſicht die leitende des ganzen Erkennens geworden, ſo wird das zerſtörende Prinzip als eine innere Krankheit der Organiſation angeſehen, und zwar als eine ſelbſtverſchuldete. Kant betrachtete die Reue als etwas nicht allein Untergeordnetes, ſondern ſogar Schlechtes, er wollte in ihr nur die armſelige Verzweifelung erkennen, die einen Menſchen ergreift, wenn er etwas Schlechtes und Unſittliches ſo unklug

beging, daß er die irdiſchen Folgen zu fürchten hatte. Wer aber die inneren Kämpfe der Geſchichte ſelbſt durchlebt hat, dem iſt eine andere Reue als die eigentliche Wurzel des zur Geſinnung gewordenen höhern Erkennens wohl bekannt. Dieſe nimmt freilich bei verſchiedenen Menſchen eine verſchiedene Geſtalt an. Der Einfältige faßt ſie auf die beſchränkteſte Weiſe auf, was aber unvermeidlich iſt. Wenn die unmittelbare Beziehung zu Gott das leitende Princip des ganzen Lebens wird, iſt das Bewußtſein der Sünde nicht abzuweiſen, d. h. die innere ſtrafende Ueberzeugung, daß wir der leitenden organiſchen Entwickelung des Alls, der ſchöpferiſchen That Gottes und ihrer beſeligenden Abſicht beſtändig widerſtreben, daß dieſes Widerſtreben die eigene That ſei, die uns verdammt. Da durch die Reue dieſe Selbſtverdammung zugleich ein reinigender Prozeß iſt, ſo tritt die Nothwendigkeit einer Verſöhnung hervor, ja in der Reue liegt ſie, und ihr tiefer Schmerz iſt der eigentlich wahre, eigenſte des ganzen menſchlichen Daſeins; mag ſie auf die beſchränkteſte Weiſe aufgefaßt werden, ſo kann ſie doch ihren eigentlichen rein geiſtigen Character nie ganz unterdrücken. Sie iſt das Gewiſſen in uns Allen, das

Gewiſſeſte, welches ſowohl das Erkennen als die Geſinnung beherrſcht; denn, wie ich mich einſt ausdrückte: die Vernunft iſt das Gewiſſen des Erkennens, ſo wie das Gewiſſen die Vernunft des Handelns. Es iſt jener Rigorismus der Sittlichkeit, der ſich niemals abweiſen läßt, er iſt rein geiſtiger Art, nur daß er aus der abſtracten Allgemeinheit heraustritt und in der vollen lebendigen friſchen und poſitiven Wirklichkeit ſich bewegt. Wo nun dieſe ſtrenge Reue wirklich da iſt, da iſt die Krankheit nie die einzelne einer engen, abgeſonderten Perſönlichkeit, ſie umfaßt das ganze Daſein und iſt der wahre Schmerz in Allem. Leider tritt ſie ſelten rein hervor; ſteigt die Verirrung doch bis dahin, daß die meiſten Menſchen die zu erringende Seligkeit, wenn ſie erſtrebt werden ſoll, für ſich als einzelne Perſönlichkeit erlangen zu können glauben. Wie nach einem Schiffbruche ſchwimmt man auf den Trümmern und glaubt diejenigen, die ſich mit uns an das leichte Brett anklammern, wegſtoßen zu müſſen, um ſich zu retten; dann wird das ganze Geſchlecht verdammt, wenn das, was nur aus der allgemeinen Liebe hervorgehen kann, durch eine ſelbſtſüchtige That errungen werden ſoll. Dann wird das alles durch=

dringende geiſtige Princip der Reue in ſeinem innerſten Weſen verunſtaltet, und die Verſöhnung geſucht durch ein äußeres Werk. Man irrt ſich, wenn man glaubt, daß der Katholicismus, — in ſofern er, um mit Kant zu reden, ein Pfaffenthum genannt zu werden verdient, — nur in der katholiſchen Kirche herrſcht (wir nehmen dieſe Benennung für die eine Kirche ſo wenig wie für die andere als eine im Ganzen bezeichnende Unterſcheidung an); er iſt auch da mächtig, wo er ſcheinbar heftig bekämpft wird, und man hat nicht ſelten verſucht, den Teufel durch Beelzebub, den Oberſten der Teufel, auszutreiben. Von dieſer Reue iſt hier nicht die Rede. Uns ſchwebt die tiefere, geiſtige vor, die freilich in dem eigenen Abfalle zugleich einen allgemeinen, aber auch dieſen zugleich als einen an der Perſönlichkeit haftenden erkennt, alſo ganz der Sünde Laſt trägt.

Dieſe Reue, ich darf es ſagen, verließ mich im Innern nie, obgleich ich ſie oft genug abzuweiſen und mir ſelbſt zu verheimlichen ſuchte. Aber wenn ſie mich beherrſchte, überwand ſie jederzeit die Traurigkeit, und ihr Schmerz ward ein Stachel der Freude. Jede Zuverſicht meines Lebens, die feſte Hoffnung,

der ich erwartungsvoll entgegenſah, entſprang aus ihr, „aus der göttlichen Traurigkeit, die zur Seligkeit führt.“ Sie iſt jener Unzufriedenheit mit dem Daſein, die alle Schuld außer ſich ſucht, völlig entgegengeſetzt; und wenn ich, den ſtillen Stunden der Betrachtung überlaſſen, in der Ruhe der einſamen Wohnung von allen irren Geiſtern befreit, die mich zu verlocken ſuchten, zum Kampf aufgefordert wurde, ſo erkannte ich dieſen immer als einen innern, den ich mit mir ſelbſt zu beſtehen hatte. Daher iſt, wie ich zu behaupten wage, meine Feder fordauernd rein. Es giebt Heuchler unter den Schriftſtellern — es muß leider zugeſtanden werden — aber viele trifft die Beſchuldigung der Heuchelei gewiß mit Unrecht, weil man die verſchiedenſten Momente ihres Daſeins nicht unterſcheidet, oft wohl nicht unterſcheiden will. Der Menſch iſt ein anderer, wenn er in die wilden Bewegungen des Tages hineingeſchleudert wird, als wenn er, der ſtillen Betrachtung hingegeben, ſich ſelbſt zu richten gezwungen iſt. Die Sünde war mir eben deswegen eine allgemeine, ohne aufzuhören, eine ſchwer auf mir ſelber laſtende zu ſein, eine Erbſünde; und ich begriff nicht, wie es möglich war, ſie anders zu faſſen. Eben als eine

ſolche erhielt ſie etwas Tröſtliches, denn ihr gegenüber, indem ſie das Verpeſtende des ganzen Daſeins anklagend auffaßte, ſtand die innere Zweckmäßigkeit, d. h. die göttliche Entwickelung der Natur und Geſchichte, die Alle leitend auch mich reinigte und mit Gott verſöhnte.

Das war, je nachdem in verſchiedenen Epochen meines Lebens die unmittelbare Beziehung zum Göttlichen das Erkennen beherrſchte, das innere leitende Princip, welches mehr oder weniger meinem Erkennen ein religiöſes Gepräge aufdrückte.

Wie die religiöſe Geſinnung in meiner frühen Kindheit genährt wurde, von der Mutter wie von einem guten Geiſt erweckt und geleitet, haben die Wohlwollenden nicht ohne Theilnahme erfahren. Eine gewaltſame Natur, ein glühendes Temperament führte mich oft genug irre; der Wahn, übermüthig die Verhältniſſe beherrſchen zu können, verdunkelte große Epochen meines Lebens. Aber ein günſtiges Geſchick, ich nenne es die göttliche Begnadigung, vergönnte es mir immer für ein Anderes zu leben, welches mächtiger war, als ich. Die Hingebung an ein Daſein, an eine geſchichtliche Geſtaltung, von der ich mich nie zu

trennen vermochte, die, in ihrer bildenden Macht, als Natur in der Geſchichte mir entgegen trat, zog mich immer mächtiger an; und als die Betrachtung ihrer allſeitigen Richtung nach dem Göttlichen hin nicht zu widerſtehen vermochte, ward daher das Erkennen ſelbſt religiös.

Ich ſah es wohl ein, daß die Philoſophie eine ſelbſtändige Wiſſenſchaft ſei, aber nur in ſofern ſie als ſolche ſich in einem göttlichen Daſein behauptete. Daher konnte nie für mich ein Widerſpruch zwiſchen Religion und Vernunft entſtehen; für das bloß ſinnliche, durchaus in äußeren Verhältniſſen gefeſſelte Erkennen iſt die Mathematik die conſequent durchgeführte Logik. Die Natur aber, in ſofern ſie der Zucht äußerer Verhältniſſe unterliegt, iſt, obgleich ganz Mathematik, doch auch ein Wirkliches, ohne welches dieſe ſich nicht in ihrem Reichthum hätte entwickeln können. Sie verliert aber dadurch nicht ihre Selbſtändigkeit, daß ſie ſich in einer Natur wiederfindet, die unabhängig von ihr da iſt. In der Organiſation erkannte ich nun ein anderes leitendes Princip, welches auf eine viel tiefere Weiſe die eigene Conſequenz verfolgt. Aber in ihrem innern Daſein entſprang ſie aus einem andern,

nicht aus dem Denken allein hervorgehenden Princip. Daß die Organiſation eine innere Zweckmäßigkeit enthielt, deutete auf eine Abſicht, einen urſprünglichen Willen, dieſer auf eine vernünftige That in ihrer göttlichen Entwickelung; in dieſer durch die Vernunft geleiteten That ſprach ſich Gott als ein verſtändig denkendes Weſen aus, ohne daß man das Verſtändige, was in ſeiner ſchöpferiſchen That offenbar ward, als erſt entſtanden durch die Schöpfung zu erkennen, den unſinnigen Verſuch anſtellen könnte. Umfaßt nun die Organiſation das ganze Daſein, iſt das Erkennen in ſeiner Wahrheit ein göttliches, liegt in dem Begriff organiſcher Entwickelung eine nicht abzuleugnende Abſicht, dann offenbart ſich auch in der Lenkung ein göttlicher Verſtand, der nicht aus der Abſicht entſprungen iſt, ſondern als das rein Urſprüngliche des göttlichen Weſens, das Leitende und Ordnende des göttlichen Willens in ſich ſelbſtändig war und bleiben wird. So iſt das göttliche, verſtändige Denken ein den göttlichen Willen nothwendig Begleitendes, aber nie Hemmendes. Die göttliche That iſt nothwendig eine verſtändige, aber deswegen nicht eine minder abſolut freie. Wenn dieſes Verhältniß zwiſchen Vernunft

und Religion mir auch erſt in meinem hohen Alter klar geworden iſt, ſo war es doch, ich darf mich auf die theilnehmenden Leſer meiner Schriften berufen, das, wenn auch nicht immer zum klaren Bewußtſein gediehene, doch fortdauernd leitende Princip aller meiner Betrachtungen. Daß wir (die Geſchöpfe Gottes) ein ſelbſtändiges Denken der Art beſitzen, daß dieſes als eigene That Schöpfung werden konnte, war keiner entſchiedener als ich zu leugnen berufen. Es giebt kein anderes Denken als das göttliche; dieſes offenbart ſich allerdings als das einzig wahre auch in uns, daher auch als ein in ſich begründetes, ſelbſtändiges, alle That begleitendes, aber doch zugleich nur als ein lebendiges und wirkliches, weil es uns als das urſprünglich denkende Weſen des verſtändigen Gottes offenbar geworden iſt. Die Neigung, mich mit dieſer von Schelling ſo genannten prima philosophia ſo zu beſchäftigen, daß ich zu ihrer Begründung und inneren Erweiterung beitrüge, liegt nicht in mir. Ich bin eine durchaus praktiſche Natur, ich würde mit vielen meiner Freunde ſagen, ich wäre eine concrete, wenn ich in dieſem Ausdrucke nicht einen bloßen Gegenſatz innerhalb der Abſtraction zu erkennen gezwun-

gen wäre, einen ſolchen, der mit dem Urgegenſatz zwiſchen Denken und Daſein gar nichts gemein hat.

Ich war, als ich meine Vorträge in Kopenhagen anfing, im Anfange des Jahrhunderts ſo wenig, wie in meinen Jünglingsjahren, mit irgend einer äußern Kirche in Verbindung; eine ſolche Nothwendigkeit, Mitglied irgend einer beſtimmten Gemeinde zu ſein, ward nicht anerkannt und die Sacramente galten nur da, wo ſie der Verhältniſſe wegen Anerkennung forderten. Man ſah es allgemein als eine Beſchränktheit an, ſich an eine äußere kirchliche Form anzuſchließen, und dieſe Denkweiſe, die ſich durch die letzte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts immer mehr geltend gemacht hatte, konnte durch die Philoſophie und Poeſie, die am Schluſſe des vorigen und im Anfange des gegenwärtigen laut wurden, nicht verdrängt werden. Beide wandten ſich freilich von den Kleinlichkeiten des bloß ſinnlichen Daſeins ab und dem göttlichen zu. In wenigen entſchiedenen Gemüthern war dieſe Richtung, die allmälig eine geſchichtliche, d. h. unvertilgbare werden ſollte, zwar heiliger Ernſt, aber die Philo-

ſophie fing damit an, das Bewußtſein in ſeiner Selb=ſtändigkeit hervorzuheben, und indem Kant uns inner=halb der Sinnlichkeit feſthielt, zwar ein höheres Da=ſein anerkannte, bewegte ſich dennoch das ſinnliche Daſein um ein durch die Sinnlichkeit bedingtes Bewußtſein und war, wie es uns erſchien, d. h., wie wir es dem geſetz=gebenden Denken zufolge auffaſſen. Dieſer an ſich wahre Geſichtspunkt des Denkens lag mit ſeinen geſammten Elementen, außer der Schule, ſchon in der Zeit, und Fichte, entſchiedener noch wie Kant, fand den beſtimm=ten allumfaſſenden Ausdruck für ihn. Daher war das Ausſchließen der Pſychologie in allen ihren Rich=tungen etwas durchaus Nothwendiges und Folgerech=tes; und da die Religion als ſolche ſich nie von dem wirklichen Leben trennen kann oder darf, ſo ward ſie nur anerkannt, in ſofern ſie ſich von dem Denken, d. h. von der Philoſophie beherrſchen ließ. Dieſer Standpunkt lag höher als alle Religionsformen; er beherrſchte alle, und die Dichter wie die Philoſophen erkannten jene zwar von dieſem Standpunkte aus an, aber nur als Ausdruck eines ſpeculativen Denkens. Zwar galt dieſes für den herr=ſchenden Rationalismus gewiſſermaßen auch, aber das Denken ſelbſt hatte in jener früheren Zeit ſeine ur=

ſprüngliche geſetzgebende Gewalt nicht erkannt, es war ihnen nur ein pſychologiſcher Prozeß, der ſich immer mehr und mehr in ſich ſelber beſann, die Geſchichte erſchien als ein heranwachſendes Individuum, und wer das Mannesalter der Beſonnenheit zu erreichen das Glück hatte, durfte auf die Kindesträume herabſehen und ſie belächeln. So ward die Religion das Product einer unreifen Epoche, während ſie durch die Philoſophie in allen ihren Formen als das Höchſte und Mächtigſte einer geiſtigen Entwickelungsſtufe eine tiefe Bedeutung erhielt.

Der geiſtig bewegte Menſch kann ſich nicht leicht in ſeiner Productivität auf einer rein abſtracten Stufe der Betrachtung erhalten, und die Dichtung verſchmähete ſie entſchieden. So entſtand eine innere Neigung, nicht bloß die religiöſen kirchlichen Formen des Daſeins zu conſtruiren, ſondern auch dichteriſch religiös zu ſein. Wie man früher ſich groß dünkte, ja geiſtig vornehm, wenn man ſich von der Kirche losgeriſſen hatte, ſo wählte man jetzt irgend eine religiöſe Form, bald dieſe bald jene, als etwas geiſtig Vornehmes; es galt als ein kühnes Paradoxon, als der Ausdruck eines tiefen Denkens, religiös zu ſein, und eine Menge

der durch die Speculation bewegten Geiſter liebte es, zwiſchen Spinoza und Myſtikern allerlei Art willkürlich zu ſchweben. Beſonders wurden die letzteren als intereſſante Curioſitäten hervorgehoben. Der Katholicismus ward neben den Proteſtantismus, oder wohl auch, was kühner ſchien, über dieſen geſetzt.

Als ich in Kopenhagen 1803—1804 meine Vorträge hielt, erfuhr ich nun zu meinem Erſtaunen, daß eine Klaſſe von Menſchen auch dort lebte, deren Daſein mir vollkommen unbekannt war. Es waren die Roſenkreuzer, entſchiedene Swedenborgianer, und ſolche, die an den Verbindungen beider Theil nahmen. Einige waren wohl auch myſtiſche Freimaurer; es waren Männer aus allen Ständen, doch meiſt ſolche, die in untergeordneten Verhältniſſen lebten: einige ohne alle gelehrte Bildung; viele, durch fortdauernde Beſchäftigung mit einem hohen Gegenſtande, entwickelt, zeichneten ſich durch eine edlere Sprache, ja ſelbſt durch klare Darſtellung und einfache Auffaſſung einzelner Ideen auf eine Weiſe aus, die mich nicht ſelten in Erſtaunen ſetzte, aber ihre ganze Anſicht war mir doch durchaus fremd. Aus der klaren Darſtellung vereinzelter Verhältniſſe, die mich anzogen, fielen ſie

plötzlich in ein grundloſes myſtiſches Dunkel, in welchem ich mich durchaus nicht zurechtfinden konnte. Ueberhaupt haben alle in geheimen Geſellſchaften vereinigte myſtiſche Secten von jeher für mich etwas Zurückſtoßendes, Unheimliches, Geſpenſterhaftes gehabt, ſowie alles verborgene Abſchließen meiner Natur entſchieden zuwider war. Wer meine Schriften kennt, weiß, wie ſelbſt diejenige Geſellſchaft, die ſich entſchieden an die Denkweiſe der Zeit anſchloß, die Freimauerei von mir bekämpft wurde. Fanden es doch ſogar vier ausgezeichnete Freimaurer, als Repräſentanten verſchiedener Logen, von vier verſchiedenen Geſichtspunkten aus, nothwendig, vereinigt mich zu widerlegen. Die Roſenkreuzer nun, die mich in Kopenhagen aufſuchten, erkannten bald, wie unverſtändlich ſie mir waren, wenngleich Einige durch einzelne Aeußerungen mich anzogen und einen poſitiveren Grund ahnen ließen. Mehrere kamen nach dem erſten Beſuche nicht wieder; Einige wollten die Hoffnung, mich zu gewinnen, nicht ſobald aufgeben. Nach und nach verſchwanden ſie aber alle. Mein Umgang mit dieſen Männern hat gar keine Spur eines geiſtigen Einfluſſes auf mich hinterlaſſen.

Als ich aber nach Halle kam, fand ſich unter meinen Zuhörern ein ſeltſamer Menſch, der in der That eine Rolle in meinem Leben geſpielt hat. In den glücklichen Jahren 1805 und 1806 vor dem Kriege, ſtudirte in Halle ein gewiſſer J., der Sohn eines Grobſchmiedes. Er hatte, ſchon in höherem Alter, angefangen zu ſtudiren und zeichnete ſich durch eine entſchiedene myſtiſch religiöſe Richtung aus. Jakob Böhm und Paracelſus, früher ſo unbedingt verworfen und verachtet, wurden wieder aufgeſucht, geſchätzt. Die Jugend erfuhr, daß der Myſticismus eine bedeutende und tiefe Rolle in der Geſchichte der geiſtigen Entwickelung des Geſchlechts geſpielt habe. Es waren eben die tiefſinnigſten Philoſophen, die ihre geheime Verwandtſchaft mit den Myſtikern nicht zu verleugnen vermochten. Leibnitz, wie ſpäter Leſſing, hatte, wie jetzt die Jünglinge vernahmen, mit Achtung von dem Schuſter Jakob Böhm geſprochen. In der geiſtig aufgeregten Stimmung, in welcher man damals lebte, war es wohl zu erwarten, daß eben die bedeutendſten jungen Männer ſich freuten, mit einem aus ſich ſelbſt herausgebildeten urſprünglichen Exemplar eines Myſtikers in nähere Berührung

zu treten. Irre ich nicht, ſo war Marwitz derjenige, der zuerſt auf ihn aufmerkſam machte; er hatte ihn ſchon in Berlin als Schüler auf dem Gymnaſium kennen gelernt.

J. war in der That ein ſeltſamer Menſch, er lebte in der tiefſten Armuth und wurde von ſeinen Freunden erhalten. Auf die Art ſeines Myſticismus, die doch zum Theil aus den Anſichten der Natur-philoſophie, verbunden mit einigen Lehren früherer Myſtiker, entſtanden war und ſich fortbildete durch eigene Grübeleien, tiefer einzugehen, halte ich für überflüſſig; auch würde ich kaum fähig ſein, eine aus-führliche Darſtellung zu geben. Manches, was ich von ihm hörte, ſtimmte mit dem, was mir von Ko-penhagen aus bekannt war, überein; ich ſelbſt war von dem eigenen Denken zu gewaltſam ergriffen, um mit Aufmerkſamkeit ein fremdes Grübeln zu verfol-gen. Aber der Einfluß, den er auf meine beſten Zu-hörer ausübte, zog doch meine Aufmerkſamkeit auf ihn. Daß er ſich ſo unbefangen ernähren ließ, ſchien mir allerdings etwas verdächtig, aber ich wagte kein har-tes Urtheil über ihn zu fällen, und etwas Urſprüng-liches, welches ihn in geiſtige Bewegung ſetzte, glaubte

ich anerkennen und achten zu müſſen. Als die Studirenden durch den Krieg zerſprengt wurden, verlor er die Unterſtützung der abgegangenen Freunde, aber einen hatte er ganz für ſich gewonnen. Es war ein in der That merkwürdiger junger Mann, der Sohn eines reichen Schulzen aus Schleſien. Dieſer hatte, von ſeiner frühen Jugend an, aus beſonderer Neigung ſich mit der Geographie beſchäftigt, zeichnete ſich beſonders durch ſeine Kartenkenntniß aus, und beſaß eine ſehr ſchätzbare Sammlung. Seine treue Anhänglichkeit an J. bewunderte ich. J. lebte während der franzöſiſchen Herrſchaft in Halle von ſeinem Freunde unterſtützt: aber dieſe Unterſtützung reichte keineswegs hin; wirklich verſchwand eine jede Summe, die man ihm ſchenkte, mit unglaublicher Schnelligkeit. Ich hörte lange nichts von ihm.

Während der ſchönen Zeit, als er in der Mitte meiner Zuhörer lebte, ſah ich ihn kaum. Ich hatte eine natürliche Abneigung gegen alle Fanatiker; auch nachdem ich unter der weſtphäliſchen Herrſchaft nach Halle zurückgekehrt war, blieb er mir lange unſichtbar; endlich erſchien er, im hohen Grade aufgeregt. „Ich werde verfolgt, ſagte er, mein Leben iſt in Ge-

fahr, ich bitte um Ihren Schutz.“ Ich konnte dieſe Gefahr nicht begreifen; man war damals in Halle völlig tolerant, die franzöſiſche Herrſchaft würde einen Jeden, wie abſonderlich ſeine religiöſen Anſichten auch ſein mochten, beſchützt haben. „Wenden Sie ſich an die Obrigkeit, antwortete ich ihm, einer ernſthaften Gefahr können Sie kaum unterworfen ſein.“ Nun erfuhr ich folgende Geſchichte, die freilich beweiſt, bis zu welchem Grade ſein Fanatismus geſtiegen war. Er war in Verhältniſſe gerathen, die von Rechtswegen in ſeiner nächſten Umgebung zu einem großen Aergerniß Veranlaſſung geben mußten. Er wohnte bei einem armen Bürger, der ſich in der blühenden Zeit der Univerſität als Studentenaufwärter ernährt hatte, jetzt aber, da wenige Studenten da waren, und unter dieſen eine große Armuth herrſchte, in Noth war. Die Frau dieſes Mannes war nicht mehr jung — ſie hatte einige Kinder — ſie war höchſt gemein, ja, wie ich ſie ſpäter leider kennen lernte, widerwärtig. Nun hatte ſich ein, freilich ſehr kleiner Kreis geringer Bürger um J. verſammelt. Es entſtand eine Art Gemeinde, deſſen Mittelpunkt und Oberhaupt er war. Von welcher Art dieſe Gemeinde war, weiß

ich nicht, denn ich hütete mich wohl, ihr nahe zu treten. Er hatte ſich indeſſen eine große Gewalt über dieſelbe zu erwerben gewußt, ſeinen armen Wirth beherrſchte er ganz. Dieſem wußte er nun das Verhältniß zu ſeiner Frau als ein höchſt ſündhaftes, ja verdammliches darzuſtellen; zur Rettung ſeiner Seele müſſe er die Ehe trennen. Der Mann ſchied ſich daher von ſeiner Frau, und J. heirathete ſie, indem er in einer Verſammlung ſeiner Anhänger ſelbſt die Trauung verrichtete. „Du warſt, ſo redete er das Weib an, bis jetzt eine Frau für die Welt, aber eine H... für Gott, von jetzt an ſollſt Du in der Welt für eine H... gelten, aber in Gottes Augen eine rechte Frau ſein." — Daß ein ſolches widerwärtiges Verhältniß, wenigſtens in ſeiner nächſten Umgebung, nicht verborgen bleiben konnte, war zu erwarten. Viele zogen ſich zurück, wohl auch einige Mitglieder ſeiner Gemeinde. J. ſelbſt war völlig unfähig, irgend Etwas für den Erwerb zu unternehmen. Armuth, Schmutz und Gemeinheit herrſchten nun in dem Kreiſe, Mancher verachtete, Einige haßten ihn wohl, und es war nicht unwahrſcheinlich, daß er körperlichen Mißhandlungen ausgeſetzt war. Die derbe un-

verdorbene Denkweiſe greift bei ſolchen Gelegenheiten zu fühlbaren Argumenten, die man kaum zu tadeln wagt.

Indeſſen hatte J. gewußt, einen jungen Mann, einen Theologen, ebenfalls zu gewinnen. Welche wunderbar anſteckende Gewalt in krankhaften religiöſen Anſichten herrſchen kann, zeigte ſich nun auch hier. Der junge Mann hatte eine Braut in Berlin, er wanderte mit ihr von da nach Halle, um ſich von J. trauen zu laſſen.

Ein furchtbar widerſtrebendes Gefühl durchdrang mich, als ich dieſen aus wahnſinniger Theologie, mißverſtandenen Philoſophemen, aus ſittlicher Gemeinheit, Schmutz und Armuth zuſammengewobenen Fanatismus entdeckte; es war ein Ekel, der mich auch phyſiſch angriff, und es ſchien mir völlig unbegreiflich, wie ein ſolcher Menſch jemals irgend einen Einfluß auf edlere Geiſter hatte ausüben können. Ja ſelbſt auf meine eigene Thätigkeit, wie ſie in der glücklichen Zeit ſo heiter und lichtvoll erſchien, warf ſich durch dieſe Nachbarſchaft ein finſtrer Schatten, der mich mit Angſt erfüllte.

Indeſſen konnte dieſes Verhältniß nicht fortdauern. Der Wohlthäter und treue Freund des J. hatte Halle verlaſſen; er kam bloß, um ihn zu retten, dorthin zurück. Zu den früheren Bewunderern des Fanatikers gehörte Dr. Koreff; von dieſem hörten ſie, daß er in Paris eine große Praxis habe, ein prachtvolles Haus bewohne, große Geſellſchaften ſehe. Er muß doch wohl früher mit J. in irgend einer Verbindung geſtanden haben, ſeine größere politiſche Laufbahn hatte er damals noch nicht begonnen; ſelbſt bei den Pariſern verſchaffte Koreff ſich Eingang durch deutſche Phantaſterei, durch magnetiſche Curen und dergleichen. Dieſe wurden durch das leichte franzöſiſche Kleid, welches ſie trugen, und durch den Weltton, in welchem ſie ſich äußerten, den Pariſern bekannt. Der früher erwähnte Freund beſchloß nun mit J. nach Paris zu wandern, um Dr. Koreffs Hülfe in Anſpruch zu nehmen.

Sie kamen wirklich zu Fuß an. Z. obgleich von wohlhabenden Eltern erzogen und anſtändig gekleidet, mag doch, als er in Paris ankam, nicht ſo erſchienen ſein, wie Koreff wünſchen mußte, auch war ihm die franzöſiſche Bildung, wahrſcheinlich auch die Sprache, ganz fremd. Wie J. ſich präſentirte, kann

man ſich denken. In welche Verlegenheit Koreff gerathen ſein mag, iſt begreiflich; wie er ſich des Beſuchs entledigte, weiß ich nicht. Einige nicht unbedeutende Opfer muß er gebracht haben; ſie waren nicht ganz unzufrieden mit ihm.

Aber auch ich war nun in ein Verhältniß gerathen, welches nicht ſehr angenehm war. Z. hatte mir ſeine anſehnliche Kartenſammlung als Geſchenk, ich kann ſagen, aufgedrungen; ſie enthielt koſtbare Schätze. Ich ſträubte mich lange, aber ich will mich nicht rechtfertigen, ich hätte ein Geſchenk der Art nicht annehmen ſollen. Es ruhete zwar auf der Annahme keine Verpflichtung, aber ich mußte mir doch ſelbſt geſtehen, daß ich von jetzt an nicht ſowohl gegen Z. wie gegen J. in eine Art verpflichtenden Verhältniſſes getreten war, das ſich nicht abweiſen ließ. Z. verließ Halle wieder, und ich mußte ab und zu, zwar im Ganzen geringe, aber doch in meiner Lage ſehr drückende Opfer bringen. Nun vergingen mehrere Jahre, ich hörte von dem Fanatiker und ſeiner Familie nichts. Einige Jahre nach dem Kriege erſchien er aber mit Frau und Kindern zu meinem Entſetzen, einem böſen Dämon ähnlich, in Breslau. Daß es

vorzüglich auf mich abgeſehen war, mußte ich wohl vorausſetzen. Völlig ihn zu überſehen und preiszugeben durfte, ihn mit ſeiner Familie zu ernähren, vermochte ich nicht. Er blieb, irre ich nicht, faſt drei Jahre in Breslau. Was er mich gekoſtet hat, weiß ich nicht, aber ein jeder Pfennig ward mir in einer ſehr bedrängten Lage abgepreßt. Auch hier wußte J. ſich das Vertrauen armer Leute zu verſchaffen und dieſe zu beherrſchen. Die Königliche Bank, die den untern Stock des Univerſitätsgebäudes, welches ich bewohnte, einnahm, hielt einen Portier, der mit ſeiner Frau kinderlos lebte; ein ſtilles, achtbares Ehepaar, beide alt. Ohne mein Wiſſen beſuchte J. dieſe alten Leute und wußte ſich ſo einzuſchmeicheln, daß ſie ihm eine, in ihrer Lage bedeutende Summe anvertrauten. Eine andere Familie hatte ſich vor meinem Hauſe mit meiner Erlaubniß niedergelaſſen; ſie hatten für die Studenten Früchte, Kuchen u. ſ. w. ausgeſtellt und boten ſie feil. Es waren höchſt ſeltſame Geſtalten, racenhafte wunderliche Pygmäenformen, etwas Lahmes, Schlotterndes in jeder Bewegung; der Mann und die Schweſter vermochten kaum verſtändlich zu ſprechen, ſie erſchienen faſt blödſinnig.

Die Frau trat mir zwar verſtändiger entgegen, aber ihre kleine unſaubere Geſtalt verlor ſich doch zwiſchen den beiden andern, als wäre ſie eine völlig verwandte. Ich konnte dieſen hülfloſen Menſchen ihre Bitte nicht abſchlagen. Meine ſonſt ſo anſehnliche Wohnung hatte nun ein ſeltſames Wahrzeichen erhalten; meine Freunde lachten und behaupteten, daß ich mich durch Kobolte bewachen ließ. Ich glaubte nie, daß dieſe abſchreckende Familie irgend etwas verdienen könne: aber die Frau war ſchlau und umſichtig; allmälig hob ſich der Verdienſt; ſchöne Früchte waren lockend und in Menge aufgeſtellt; was ſie feil boten, lag reinlich und appetitlich da, und man überſah faſt ganz die ſeltſamen und freilich wenig anziehenden Geſtalten. Sah ich doch die Frau und den Mann in ihrem Sonntagsputz faſt mit einer Art Eleganz gekleidet. Auch in dieſe Familie wußte J. ſich einzudrängen, auch ihre kümmerlichen Erſparniſſe wußte er ſich anzueignen. Ich erfuhr nun auch, daß ſeine Töchter bettelnd in den angeſehenſten Häuſern erſchienen. Daß mein Name bei dieſer Gelegenheit nicht ſelten compromittirt wurde, muß ich leider wohl vorausſetzen.

Dieſes Leben konnte er eben ſo wenig in Breslau

wie in Halle lange fortſetzen. Plötzlich verſchwand er; ich erfuhr es nur dadurch, daß die armen Familien in und vor meiner Wohnung wehklagend mit ihren Schuldſcheinen erſchienen. Ich durfte nicht leugnen, daß ſein Verhältniß zu mir, ſeine öfteren Beſuche, wohl ſeinen Credit bei den armen vertrauungsvollen Menſchen begründet hatten. Ich fand mich verpflichtet, die Schuldſcheine als Wechſel zu acceptiren, und ſo iſt mir die erſte perſönliche Annäherung eines Fanatikers theuer zu ſtehen gekommen.

Dieſer Menſch hat mich einige Jahre hindurch beſchäftigt und beunruhigt. Nicht bloß die bedeutenden Ausgaben, die mich nicht ſelten in Verlegenheit ſetzten und mit meiner Stellung in großem Mißverhältniß ſtanden, berührten mich unangenehm; auch der Eindruck, den J. früher auf die ausgezeichnetſten jungen Männer machte, rief allerlei bedenkliche Betrachtungen hervor. Er brachte mir zuweilen einige Druckbogen, die offenbar keine andere Abſicht hatten, als ſeine Bettelei zn unterſtützen. Dieſe enthielten einige philoſophiſch-theoſophiſche Sätze, die nie aus der leeren Allgemeinheit herausſtraten, wie ſie bei der wiederholten Beſchäftigung mit einigen myſtiſchen Schrift-

ſtellern und bei ſeiner nicht ſehr tiefen Bekanntſchaft mit Fichte und Schelling, mit Leichtigkeit zuſammengeſchrieben werden konnten. Auch die Geſpräche, die ich mit ihm führte, reichten nie weiter. Eine wahre productive Eigenthümlichkeit konnte ich durchaus nicht erkennen, und ſein ganzes Treiben ängſtigte mich. Obgleich ich manches Tadelnswerthe der Gemeinheit ſeiner Frau zuſchrieb und den grübelnden Mann lange auf jede Weiſe zu entſchuldigen ſuchte, ſo mußte ich doch zuletzt ihn völlig fallen laſſen. Er ſah ſeine beiden Töchter zu völlig ausgebildeten Bettlerinnen heranwachſen; er war es, der ſeinen ganzen Einfluß auf Familien geringeren Standes mißbrauchte und dieſen Summen abzulocken wußte, die ſie in ihrer Armuth nicht entbehren konnten. Es ward mir hier völlig klar, wie ein ſolches unthätiges, träumendes uud grübelndes Leben nicht bloß äußere, ſondern auch innere ſittliche Gefahren herbeiführe, und wie die träumeriſche Trägheit und die ſcheinbare Beſchäftigung mit geſtaltloſer unfruchtbarer religiöſer Anſchauung immer mehr ein wahrhaft unchriſtliches Leben erzeuge. Das wahre chriſtliche Leben zeichnet ſich durch Mühe, Arbeit, angeſtrengte Thätigkeit, verſtändig auf die drän-

gende Gegenwart berechnet, aus. Nur aus einer ſol=
chen ununterbrochenen Thätigkeit entſpringt die freu=
dige Zuverſicht, die allein für den heutigen Tag ſorgt
und die nächſte Zukunft ruhig Gott überläßt. Ich
habe nur zu viel Gelegenheit gehabt, die Folgen des
Quietismus der Guyon, der ſelbſt dem trefflichen Fe=
nelon zu imponiren vermochte, kennen zu lernen. Die
wahrhaft unſittlichen und unchriſtlichen Lockungen, die
ſtets in dieſer Richtung verborgen liegen, riefen mir
dann immer den unglücklichen J. in die Erinnerung
zurück.

Für mich hatte dieſer Mann jederzeit etwas Ab=
ſtoßendes, und alle ſeine Bemühungen, mich zu ge=
winnen, ließen mir nur die immer ſteigende Unklarheit
ſeines ganzen Daſeins, die unerquickliche Leere, die
vergebens nach einer poſitiven Fülle der Geſtaltung
rang, um beſtändig von neuem in eine träge Reſig=
nation zu verſinken, entdecken. Ich war nie in ſeiner
Wohnung, und jedesmal, wenn ich mich in die Mitte
ſeiner Familie dachte, drang mir ein ſtinkender Brodem
von Schmutz und Unordnung, das wahre Abbild ſei=
nes unglücklichen innern Lebens, entgegen. Er ſelbſt
und ſeine Töchter erſchienen mit zuſammengebetteltem

Putze in meinem Hauſe, und der durchſichtige Flitterſtaat vermochte nur wie ein dünner Schleier die ſtinkende Unreinigkeit zu verbergen. Er lebte eine Zeitlang in Berlin wie in Breslau, ward dort in den Schuldthurm geſteckt, bis die Gläubiger einſahen, daß ſie ihn nur, ohne irgend einen Erſatz zu erwarten, ernähren mußten. Er ſoll, wie ich gehört habe, was mir freilich unbegreiflich erſcheint, in einer entfernten Gegend eine Predigerſtelle erhalten haben. Was ſpäter aus ihm geworden iſt, weiß ich nicht.

Ueberhaupt ging meine religiöſe Richtung während der letzten Jahre in Halle, und nach dem Kriege, in Breslau, einer bedeutenden Kriſe entgegen. Ich hatte bis jetzt kein Bedürfniß gefühlt einer Gemeinde anzugehören, und der Begriff einer Kirche war mir völlig fremd. Zwar war mir die Religion ein Gegebenes wie die Natur, ich ſah ein, daß ſie mir als ſolches Alles oder Nichts ſein mußte; aber ſie rang vergebens nach einer ſichern Geſtaltung, ja ſie erſchien mir faſt ganz als ein Product freundſchaftlicher Hochachtung und Zuneigung. Wer das Glück gehabt hat,

mit Schleiermacher in inniger Verbindung zu leben, wer die durchaus edle, innerlich beruhigende und reinigende Gewalt, die er auf einen jeden ausübte, der ſich ihm hingab, kennen lernte, der wird es begreiflich finden, wie der Begriff einer Kirche ganz von der Freundſchaft verſchlungen wurde. Leider habe ich es ſpäter eingeſehen, wie dieſes Aufgehen der Kirche in ſubjectiver Zuneigung immer entſchiedener ein allgemeines Zeichen der Zeit ward. Man kann nicht leugnen, daß, wenn man den Blick erweitert, wenn man in Deutſchland zwei Jahrhunderte hindurch den religiöſen Zuſtand des deutſchen Volks überblickt, dieſer Durchgangspunkt für das Wiedererwachen des Chriſtenthums ein ſehr heilſamer und tief bedeutender geweſen iſt. Bunſen war bekanntlich der Erſte, der mit einem geiſtigen Ueberblick die Entwickelungsſtufen des proteſtantiſchen Kirchengeſanges verfolgte. Da ſieht man, wie die Geſänge die objectiv kirchliche Bedeutung immer mehr verloren und eine ſubjectivere, innere, perſönliche annahmen. Dieſe Richtung, die ſich entſchieden entwickelte, war eine allgemein geſchichtliche bei den Gebildeteren; und von dieſen aus über die ganze Gemeinde klarer und unklarer verbreitete ſie ſich

immer weiter; ſie war allerdings in einer Beziehung eine rein chriſtliche, aber dennoch eine einſeitige, denn während ſie ſich an die göttliche Bergpredigt des Heilandes anſchloß, und jede That aus der Geſinnung ableitete und ſchützte, und dadurch den Sinn, der in dem Glauben thätig war, belebte, wirkte ſie innerlich immer tiefer und tiefer. Die wandelbare Geſinnung ergriff den ſeiner höchſten Bedeutung nach ſichern Sinn (den Glauben), ein Abſtractum der Sittlichkeit trat an die Stelle des Glaubens, als das Bleibende, und was das Chriſtenthum ſtärken und beleben ſollte, diente dazu, es völlig zu untergraben.

Der Rationalismus, der ſich aus dieſer Subjectivität des ſinnlichen Bewußtſeins bildete, brachte es dahin, daß ſelbſt Gott als ein der Perſönlichkeit vorſchwebendes Ideal, als ein mit der Perſon und ihren Zuſtänden wechſelndes angeſehen wurde. So dürre dieſe von aller Religion abgewandte Vorſtellung ſich darſtellt, ſo grenzte ſie dennoch an eine üppige, nächtliche, phantaſtiſche Poeſie, die das Leben finſteren Dämonen preisgab, dem ganzen Daſein etwas Geſpenſterhaftes mittheilte, und ſich gegen das eigene Grauen nur durch eine leichtſinnige Hingebung zu retten vermochte.

Dieſe beiden entgegengeſetzten Richtungen berührten mich zwar, waren mir aber auf jede Weiſe weniger gefährlich; deſto mehr beunruhigten mich zwei höher liegende, die ich nicht abzuweiſen vermochte.

Die Stellung der Religion zur Dogmatik, und überhaupt zur Theologie, ward mir erſt allmälig klar. Daß die Religion auf jede Weiſe einem Menſchen nichts oder Alles, das unbedingt Höchſte oder etwas ſchlechthin Abzuweiſendes ſein müſſe, war mir völlig klar. Daß mir bei dieſer Anſicht die Religion in der wechſelnden Form, wie ſie in der Kirchengeſchichte ſich unter Streitigkeiten mancherlei Art ausbildete, nicht diejenige ſein konnte, die mich zu befriedigen vermochte, war mir einleuchtend; eben ſo gewiß war es mir, daß eine Sache, die mir von Allen, die mich geiſtig in Bewegung ſetzten, als die höchſte und wichtigſte erſchien, mich auch mit tiefem Ernſte beſchäftigen mußte. Ich konnte, was über das Weſen meines Daſeins entſchied, nicht gedankenlos überſehen. Aber nun ſtand die Dogmatik, mit der Forderung, über die Religion beſtimmt zu entſcheiden, mir drohend gegenüber; ich ſollte, wenn ich mich an irgend eine Kirche und ihre Gemeinde anſchloß, mich zugleich den dogmatiſchen

Beſtimmungen der Theologen unterwerfen. Dieſes ſchien mir, ſo wie ich die chriſtliche Religion aufgefaßt hatte, unmöglich; ich konnte ſie nicht als das Product eines menſchlichen Studiums betrachten, vielmehr ging meine Forderung dahin, einen Standpunkt zu gewinnen, von welchem aus die Religion ein dem Theologen, wie mir, gleich Bindendes und Gebietendes wäre. Für ein höheres Daſein mußte das Verhältniß der Theologen zur Religion das der Naturforſcher zur Natur ſein; und ſo wenig wie für ein ſinnliches Bewußtſein des Geſchlechts die Natur ihrem Weſen und ihrer Wahrheit nach, wie ſie allen Menſchen gegeben iſt, eine Veränderung erleidet durch die Entdeckungen der Naturwiſſenſchaft, dieſe vielmehr nur möglich werden, indem der Forſcher ſich der Natur völlig hingiebt: ſo mußte auch die Religion abgetrennt von der Dogmatik und Exegeſe etwas Bleibendes und Beharrliches, den menſchlichen Beſtimmungen nicht Unterworfenes, ſein. Nur als ein ſolches konnte ſie eine Kirche bilden. So entſtand mir zwar der Begriff einer Kirche; aber dieſe war nicht eine in einer beſtimmten Form erſcheinende, wie ſie ſich in der Geſchichte geſtaltete, vielmehr diejenige, die man die un=

ſichtbare zu nennen pflegt, alſo eine rein geiſtige, die keine geſchichtliche Geſtalt zu erhalten vermochte, die mehr oder weniger in der Form aller Kirchen zu finden war, ohne daß ſie durch irgend eine erſcheinende in ihrer völligen Klarheit ausgedrückt wurde.

Aber, wo ſollte ich nun ſolche, und wie dieſe von aller menſchlichen Forſchung abgetrennte Religion finden und erkennen? Mußte ich, um Chriſt im vollſten Sinne des Worts zu ſein, ein Theolog werden, und die Studien, zu welchen mich Natur und Talent beriefen, die ich als eine göttliche Gabe betrachtete, aufgeben, um in meinem vorrückenden Alter ein neues Studium zu beginnen, für welches, wie ich geſtehen mußte, mir alle Fähigkeit abging? Ich mußte einen ſolchen Entſchluß als einen Frevel betrachten; eben meine religiöſe Geſinnung, die immer ernſthafter ward, forderte mich dazu auf, dem Berufe, den ich als einen göttlichen erkannte, treu zu bleiben. Wenige Menſchen haben dieſen innern Kampf ernſthafter durchgekämpft, als ich. Zwar war ich ein Proteſtant mit voller Seele, aber ich mußte geſtehen, daß der Proteſtantismus, wie er ſich in der Zeit geſtaltet hatte, dieſen bedenklichen Kampf hervorrief, jedoch keineswegs ſchlich-

tete. So war ich den inneren Zweifeln inmitten meiner religiöſen Anſicht preisgegeben. Zwar ſagt der Proteſtantismus: „Du ſollſt dich an die heilige Schrift halten, in ihr ſollſt du forſchen Tag und Nacht;" aber über dieſe hatte ja das Studium der Theologen ſich ergoſſen; ſelbſt die Anſicht der heiligen Schrift, wie ſie von meiner Kindheit an ſich in mir geſtaltet hatte, war ja keine unmittelbare, vielmehr eine mittelbare, durch die Theologie erzeugte. Wie konnte ich auch nur von ferne hoffen, daß meine Anſicht der bibliſchen Wahrheit, wie ſie tröſtend aus der Erinnerung meiner Kindheit und frühen Jugend, als alle Zweifel der Art mir fern waren, mich ergriff, rein von allem fremden Einfluß mir jetzt erſcheinen würde?

Aber meine damalige Stellung ward noch bedenklicher, wenn ich das Verhältniß der Religion zur Philoſophie erwog. Die Speculation hatte mich ergriffen, und ich vermochte ſie nicht mehr abzuweiſen; ſie hat mit der Religion, wie Hegel ſo richtig ſagt, denſelben Gegenſtand. Beide beſchäftigen ſich mit dem Ewigen, nicht Veränderlichen, beide ſind abſolut nur aus ſich ſelber zu faſſen; die Philoſophie hört auf eine ſolche zu ſein, wenn ſie nicht aus ſich ſelber begriffen wird, ſo

wie die Religion alle Wahrheit verliert, wenn ſie aus etwas ihr Fremdem erzeugt wird. Im Sinnlichen liegt die Natur mit ihrer unüberwindlichen Realität vor uns, und keine Vergeiſtigung vermag ſie zu vernichten. Die Philoſophie nimmt ſie ſelbſt (das innere Daſein wie das äußere) in ihren geiſtigen Prozeß auf; ſie fordert eine abſolute eigene That des Selbſtbewußtſeins: aber immer mächtiger ergriff mich die Religion als ein Gegebenes, Geſchenktes, der Natur gleich.

Ich kann Epochen in meinem Leben unterſcheiden, in welchen eine unbedingte Hingebung in immer tiefere Formen ihren Gegenſtand fand. So trat mir zuerſt die Philoſophie und der bedenkliche Kampf für eine Nationalität entgegen. Schelling und Deutſchland befriedigten mich, und eine jugendliche Liebe beglückte mich. In der Wiſſenſchaft, in einer Hingebung für ein gefährdetes Volk, welches eine mir heilige Zukunft in ſich verbarg, war ich glücklich, und meine feſte Zuverſicht rang hoffnungsvoll mit dem innern Zweifel und mit den drohenden Gefahren. Später, in der wie es ſchien unglücklichſten Lage, lebte ich in der innigſten Verbindung mit einem bedeutenden Freunde, aus der Hingebung entſprang die Selbſtthat,

und der Widerſpruch ſchien gelöſt und alle Zweifel gehoben. So entſtand jene glückliche Zeit, als das Unglück über dem Lande, deſſen Bürger ich geworden war, wie über demjenigen, dem ich durch die Geburt und die dort verlebte Jugend zugehörte, zwar drohend ſchwebte, aber noch nicht da war. Meine damalige Stimmung ſpricht ſich am reinſten in der Einleitung „zu den Grundzügen der philoſophiſchen Naturwiſſenſchaft" aus, ich dictire den Schluß derſelben.

Ich ließ, was voran geht, niederſchreiben, rein aus der Erinnerung; zwar ſchwebte mir die genannte Einleitung vor, aber ſeit vielen Jahren hatte ich ſie nicht geleſen; ich nehme ſie jetzt wieder zur Hand und erſtaune über die Treue, mit welcher der Schluß dieſer Einleitung das aus der innern Erinnerung mir Vorſchwebende ausdrückt. Er lautet folgendermaßen:

„Der Geiſt umfaßt die Natur, wie der Liebende ſeine Geliebte, ſich ganz ihr hingebend, ſich ſelbſt in ihr findend, urſprünglich, unmittelbar, ungetrübt. Ihr ewig friſches Daſein iſt ſein eigenes, und in allem Wechſel mit dieſem Eins, herrſcht und waltet das Leben, das nie vergeht und die Liebe ſelbſt iſt. Faſſet das Beſondere des Gemüths, und das Allgemeine des

Daſeins wird Euch in den unwandelbaren Geſetzen eines Univerſums, als Typus alles Beſondern, liebevoll ergreifen; faſſet das Beſondere des Daſeins, und ein ewiger Wechſel wird Euch das durch das Werden Seiende, Allgemeine des Bewußtſeins auf allen Wegen entgegentragen; faſſet beide gegeneinander, und ein eigenes Leben wird als Organiſation zwiſchen beide treten, die Vereinigung ſofort auf jedem Punkte zu beurkunden."

„Ergriffen von dieſer unendlichen Liebe findet das Gemüth ſich in den Dingen wieder, und die Relation, das Maaß der Beziehungen, durch welches nur die Gedanken verwandter und verſtändlicher, die Dinge entfernter und fremder erſcheinen, iſt verſchwunden. Ganz in dem Ewigen der Natur verſunken, finden wir uns ohne Furcht als Natur, und retten die Freiheit, indem wir ſie hingeben" — — — — — —

„Einem ward es vergönnt, in dem ſich ſelbſt wiedergegebenen Gemüthe die Formen des Menſchlichen in reiner Eigenthümlichkeit zu faſſen, alle trübende Beziehungen zu zerſtören, auf jedem Punkte des geſchichtlichen und bewußten Daſeins alles Aeußere, Verunreinigende mit ſicherer Hand zu ſondern, daß das

ſorgfältig Getrennte nur mit ſich ſelbſt vereinigt ſei und mit dem Ganzen; dadurch den Frevel der trennenden Zeit zu zerſtören, und die ewige Liebe des Gemüths und der Natur, die Religion, kund zu geben. Als dieſen nenne ich Schleiermacher. Seine Beſtrebungen mögen wir uns eigen machen, denn nur dem gereinigten Gemüthe ergiebt ſich die göttliche Natur."

Nichts drückt treuer aus, was mir Schleiermacher damals war; mein Verhältniß zu ihm enthielt den eigentlichen Kern der ſchönſten Blüthenzeit meines Lebens; es war der heilige Rauſch der frühern geiſtigen Liebe, der mich durchdrang, und jene religiöſe Unmittelbarkeit meiner frühen Jugend trat mit ihren Freuden und ihrer Zuverſicht wieder hervor, ſie ſtärkte meine Perſönlichkeit, erweiterte ſie, daß ſie innerlich ſich mit dem Volke verband, ſie gab mir in der unglücklichen Zeit des Drucks einer fremden Herrſchaft die Zuverſicht und Hoffnung, die ſelbſt bei dem heranrückenden Alter die ſchon entwichene Jugend feſthielt und erneuerte.

Mein freundſchaftliches treues Verhältniß zu Blanc in Halle war eine Fortſetzung des frühern zu Schleiermacher. Er gehörte uns beiden auf gleiche Weiſe zu,

er bildete den Repräſentanten der unſichtbaren Kirche, die uns vereinigte. Wie ſehr es mir mit der Religion Ernſt war, bezeugt meine kleine Schrift „über die Idee der Univerſitäten.“ Aber ſie beweiſt eben ſo ſehr, wie durchaus meine Kirche eine unſichtbare war; eben weil ſie das Innere in der Erſcheinung nicht Hervortretende rein hielt, ward ihr das Erſcheinende der confeſſionellen Form gleichgültig. Und ſo konnte ich mich ohne irgend ein religiöſes Bedenken an die reformirte Kirche anſchließen. Die drei Prediger dieſer Kirche, Dohlhof, Rienäcker und Blanc, waren meine Freunde, wir alle mit Schleiermacher verbunden. Die Unterſchiede, welche die lutheriſche Kirche von der reformirten trennten, hatten für uns nur eine wiſſenſchaftlich-theologiſch-dogmatiſche Bedeutung, keinesweges eine religiöſe, und wir konnten uns der einen Anſicht anſchließen, ohne der andern ihren Werth abzuſprechen. Es war mir vollkommen hinlänglich, daß der Prediger mir beim Abendmahl nicht die Anſicht der Reformirten aufdrängte, daß er nicht die Worte der Zwinglianer: „das bedeutet“, bei Darreichung des Brotes und des Weines brauchte, ſondern rein mit der Schrift ſagte: „das iſt.“ So war ich wie Schleiermacher vor

der Einführung der Union im reinſten Sinne ein Unirter, und zwar wie viele Tauſende, ächt chriſtlich Geſinnte, aus voller, reiner, religiöſer Ueberzeugung.

Der Uebergang von dem rein Perſönlichen, oder von der durch perſönliche Zuneigung und Vertrauen vermittelten Religioſität, bis zur rein wirklichen, iſt der wahrhaft entſcheidende, und erſt nachdem man ſich einer Kirche ganz hingegeben hat, ſo daß man nicht in dieſe hineinlebt durch das reflectirende Erkennen, ſondern geiſtig und ſchlechthin aus ihr herauslebt, wie die ſinnliche Seele aus ihrem Leibe, darf man ſich in vollem Sinne ein Chriſt nennen. Iſt man nach vielen Kämpfen dahin gekommen, das Bedürfniß einer Kirche zu finden, dann kann man in der That erſt ſagen, man habe das höchſte Ziel erreicht, nach welchem eine wahre Religioſität hinanſtrebt, und nur die Kirche vermag uns einen wahren Frieden zu geben. Die bloß ſubjectiv durch die Perſönlichkeit begründete Ueberzeugung enthält in ſich keine reine abſolute Sicherheit; ſelbſt wenn dieſe in der ſtrengſten und nothwendigſten ſpeculativen Form hervortritt, ſetzt ſie die Wirklichkeit, d. h. die Kirche, voraus, enthält ihre Erklärung wie eine Geſchichts- oder Naturphiloſophie

die höhere geiſtige Erklärung der Geſchichte und der Natur. Sind die beiden letzteren nicht in ihrer Entwickelung rein gegeben, ſo iſt die Betrachtung völlig eine leere, und das wahrhaft lebendige Erkennen bleibt fortdauernd ein ſchwankendes.

In der Kirche tritt zuerſt die abſolute Hingebung dem abſoluten Erkennen gegenüber. Es weiß keiner, der es nicht erlebt hat, wie ſchwer der Entſchluß iſt, ſich völlig der Religioſität hinzugeben, nachdem das Erkennen, auf das Ewige gerichtet, wach geworden iſt und ſeine Anſprüche geltend macht. Lebten wir mit derſelben Sicherheit religiös ein ewiges Leben in und mit Gott, wie wir ſinnlich leben in der ſinnlichen Welt, wir würden geiſtig nicht bloß das abſtracte Sein des Denkens, ſondern auch das lebendige Daſein in einer göttlichen Welt durchſchauen und in jenem aufgehen. Dem einfältigen reinen Sinne mag dieſes gelingen, auch ohne ein ſcharfes Erkennen: dem Erkennenden gelingt es ſchwer, ja vielleicht niemals ganz; denn wo das lebendige Daſein, wie das Denken, die eine und ſelbe innerſte Stätte gefunden haben, da iſt es ſchwer, ſie rein aus einander zu halten, beide in ihrer völlig in ſich abgeſchloſſenen Abſolutheit zu erkennen.

Wo für den Denkproceß irgend eine Schwierigkeit ſich zeigt, iſt er nur gar zu geneigt, über den Gegenſtand ſelbſt eine Gewalt auszuüben. Verſucht er doch oft genug, die Natur gewaltſam zu beherrſchen, wenn das Object der Betrachtung ſich dem fragmentariſchen Denken nach erſonnenen Vorausſetzungen nicht fügen will. Und muß man nicht geſtehen, daß der Entwickelungsproceß der Geſchichte zugleich ein Denkproceß iſt? und zwar ein nicht vollendeter, der in mächtigen Gemüthern auf einer jeden Entwickelungsſtufe mit der Forderung, ein abſoluter zu ſein, hervortritt, ja hervortreten muß. Es giebt ein Gewiſſen des Denkens als abſolute geiſtige Freiheit, wie es ein Gewiſſen des Daſeins und des Lebens giebt, und beide werden nie ungeſtraft bekämpft. Der Kampf des Denkens erzeugte auf jeder Stufe die geſchichtliche Philoſophie einer beſtimmten Epoche, der Religion gegenüber. Das Erkennen war dann das Feindſelige, welches über den Gegenſtand eine Gewalt ausüben wollte, die ihm nicht gebührt. Aber dieſes iſt nicht nur da mächtig, wo es am klarſten iſt, es dehnt ſich von der ſtrengern Schule in mancherlei Modificationen über ein ganzes Volk aus, es erzeugt die inneren religiöſen Zweifel ſelbſt bei

den frömmſten Menſchen, ſtört die innere religiöſe Ruhe und bringt unter mancherlei Formen ein hier ſo dort anders ſich geſtaltendes Chriſtenthum hervor, welches bald reflectirt ſpeculativ, bald myſtiſch und fanatiſch, jederzeit aus einem klaren oder unklaren Denken entſpringt und beſchränkt doctrinär iſt. Die reine Hingebung, d. h. die göttliche Gewalt, und, was daſſelbe iſt, die göttliche Gnade, die uns völlig in die verſchiedenen lebendigen Organiſationen der Kirche verſetzt, vernichtet die Knechtſchaft, die uns unfreiwillig der gegebenen Religion unterwirft, einem ungöttlichen Erkennen gegenüber, und ebenſo einem beſchränkten Erkennen unfreiwillig unterwirft, einer unreifen gegenſtändlichen Religion gegenüber. Nur die völlige, das ganze Daſein umfaſſende, Alles ſeinem göttlichen Ziele zuführende Hingebung macht uns heimiſch in der göttlichen Entwickelung der Welt und des Geſchlechts, und wo das Daſein ſich in ſich befriedigt findet, iſt auch das Erkennen ein in ſich abgeſchloſſenes, die Knechtſchaft der unfreiwilligen Unterwerfung in eine Kindſchaft Gottes verwandelt.

Aber gegen dieſe Kindſchaft ſträubt ſich das ganze gegenwärtige Geſchlecht. Man will ſich das Recht,

über den Gegenſtand, wo er dem Denken ſo nahe verwandt iſt, zu gebieten, nicht nehmen laſſen; auch drängte ſich nur zu oft die Ueberzeugung auf, daß die göttliche Entwickelung, wo ſie krankhaft und gehemmt erſchien, nicht in freundlicher Uebereinſtimmung mit einem, lebendig aus ſich ſelbſt entwickelnden Erkennen fortſchritt, die Entwickelung des Denkens vielmehr gewaltſam abgebrochen und dieſem ſein ewiges Recht abgeſprochen wurde. Selbſt wo eine ſolche Ueberzeugung nicht aus einer klaren Einſicht entſprang, ließ ſich das Gewiſſen des Erkennens nicht verdrängen, wie das Gewiſſen des Handelns ſelbſt bei den unſittlichſten Menſchen nie ganz verſchwindet. Daher der Haß der Zeit gegen eine beſchränkte religiöſe Hingebung, die Geringſchätzung ja Verachtung der ſogenannten Frommen. Das Aufgeben des Erkennens ſchien den Menſchen zum Thier herabzuwürdigen; man erblickte in dieſen frommen Menſchen, die aus dem lebendigen Strome der Geſchichte ſcheu und furchtſam ſich zurückzogen, nur ſolche, die ſich abſonderten von dem lebendig fortſchreitenden Geſchlechte, ſich im irreligiöſen Sinne eine particuläre Seligkeit zu bereiten.

Auch ich mußte bekennen, daß dieſer Kampf mein

ganzes Inneres ergriffen hatte, und nie völlig geſchlichtet wurde, ja er iſt noch da, und die völlige Hingebung, die dennoch das freie Denken feſthält, wird wohl während meines Lebens nie zur Reife kommen. Ich hatte, als ich Halle verließ, wie oben erwähnt, ja in Breslau, noch einige Jahre nach dem Kriege, zwar die Nothwendigkeit einer Kirche eingeſehen; das tiefe Naturgefühl, welches ſich in meiner früheſten Kindheit ſchon mit dem religiöſen ſo innig verband, daß das ſinnliche Daſein und alle ſeine lebendigen Formen mir göttliche Offenbarung und alle Geſchichte mir göttliche Natur wurden, erwachte, je näher mir die Religion des Kindes trat, wieder, und alles Erkennen mußte aus einer objectiven göttlichen Natur, was in ihr ſinnlich war, aus einem Ueberſinnlichen erkannt werden. Aber dieſes Erkennen ward noch kein Leben; das Daſein der Kirche ſchien mir nothwendig, aber ſie erſchien mir nicht, ſie blieb die rein allgemeine, eine durchaus unſichtbare, die dem ganzen Geſchlecht inne wohnt, auch wo ſie nicht erſcheint. Sie blieb mir zwar das rein unſterblich Göttliche in einem jeden Menſchen, die Quelle des Heils und der Seligkeit, wo man ſich ihr unterwirft, die Quelle alles Unheils und der Verdammniß, wo

man ſie bekämpft. Aber dieſe Offenbarung war mir noch eine verborgene; ſie hatte keine Geſtalt gewonnen, keine Stätte gefunden. Ich kannte die Zeit, in welcher ich lebte, nur zu gut; ich hatte ſie in allen ihren Bewegungen nicht blos äußerlich, ſondern auch innerlich durchlebt, ich ſah es ſehr wohl ein: wie, das Mitglied einer Gemeinde zu ſein, auch die Nothwendigkeit ſich der Welt als ein ſolches zu zeigen in ſich enthielt. Ich wußte, daß, wenn ich mich auf dieſe Weiſe der Kirche zuwandte, mich der Haß, und wenn meine Art zu erſcheinen, dieſen auch nicht aufkommen ließ, doch das geringſchätzende Mitleiden unvermeidlich treffen, die ganze frei denkende Welt mich bezeichnen würde wie Börne: als einen Apoſtaten des Wiſſens und einen Neophyten des Glaubens, d. h. als einen völlig Gewiſſenloſen in Bezug auf das frevelhaft unterdrückte Denken. Welche Gewalt dieſe äußeren Rückſichten ausübten, will ich dahin geſtellt ſein laſſen; ſie würden ohne allen Zweifel keine Gewalt über mich gehabt haben, wenn der innere Kampf ſchon geſchlichtet geweſen wäre. So lange er mich innerlich erſchütterte, konnte der äußere Entſchluß nicht reif werden; ich begriff aber zu dieſer Zeit ſehr wohl, wie

dieſe Qual einen, ich möchte ſagen verzweifelten Entſchluß herbeiführen könnte. Jetzt ſah ich es ein, wie religiös tief bewegte Gemüther durch ein fortdauerndes Schwanken, da, wo es das Höchſte, Heilige galt, erſchöpft und ermüdet ſich entſchließen konnten, katholiſch zu werden. Ich aber war ein zu entſchiedener Proteſtant, gehörte der fortſchreitenden Geſchichte ganz und gar zu, und konnte mich durch einen Salto mortale in die Arme einer geſchichtlich vergangenen kirchlichen Form nicht mehr retten.

Wie ich nun ein Mitglied einer Gemeinde ward und als ein ſolches zum Aergerniß aller meiner Freunde hervortrat, ſoll jetzt entwickelt werden. Die äußeren Veranlaſſungen, die mich dazu bewogen und meinen Entſchluß reifen ließen, bilden in einer Schrift, in welcher ich, was ich erlebte, aufzuzeichnen beſchloß, weſentliche Momente, die nicht vernachläßigt, nicht verſchwiegen werden dürfen.

Wenn mein geiſtiger Entwickelungsgang ſo lange währte, was ohne allen Zweifel mit meinem fortdauernden jugendlichen Sinne zuſammenhing, ſo lag

dieſes darin, daß ich genöthigt war, Alles nicht bloß innerlich, ſondern auch äußerlich zu durchleben; innerlich, denn eine bloß ſinnliche Erfahrung genügte mir nie, dieſe erhielt erſt ihren Werth durch die geiſtige Bedeutung, die ſie annahm; und wenn viele Menſchen die Dinge nur begreifen, wenn ſie verſinnlicht werden, ſo mußte jede ſinnliche Erfahrung in einen höhern geiſtigen Proceß übergehen, wenn ſie mir verſtändlich werden ſollte: doch ohne jene konnte der geiſtige Prozeß mir eben ſo wenig entſtehen. Nun ſteigerte ſich eben dieſe Erfahrung, und ich war meinem fünfzigſten Jahre nahe, als mir die letzte entgegentrat. Ich nenne Erfahrungen der Art göttliche Leitung. Daß ich unter der Maſſe der innerlich ſelbſt mit ſich kämpfenden, ungewiſſen, zwiſchen Glauben und Reflection ſchwebenden Predigern, die faſt alle Kanzeln beſetzen, eben als mein innerer Kampf ſeinen Gipfel erreicht hatte, Scheibel fand, erſchien äußerlich als etwas Zufälliges. Daß dieſer Zufall ſich organiſch in meinen innern Entwickelungsgang einfügte, zwang mich, ihn als einen ſtetigen Proceß, der, inſofern er ſich äußerte, mit einer innern Nothwendigkeit ſtattfand, als Folge einer beabſichtigten Zweckmäßigkeit göttlicher Art, zu

betrachten, und eben dadurch erhielt das äußerlich ſchein=
bar Unzuſammenhängende ſeine innere Bedeutung und
erweckte eine Ueberzeugung, die feſter war als eine jede
bloß ſinnliche.

Dasjenige, wodurch Scheibel ſich von allen den
Freunden, die geiſtig bedeutender als er waren, unter=
ſchied, war eben dieſes; daß er durchaus nicht ſpe=
culativ ausgebildet war, vielmehr erſchien er für das
freie Denken ganz unfähig und dennoch innerlich gei=
ſtig bewegt. Die Religion lag als ein Fertiges vor
ihm, nicht bloß w a s geoffenbart wurde, ſondern auch
w i e es ihm entgegentrat, erſchien ihm nothwendig
und wichtig. Wenn eine Deutung des höchſten Glau=
bens=Geheimniſſes, des Abendmahls des Herrn, ihm
unerlaubt, ja frevelhaft erſchien, ſo galt das nicht von
dieſem allein, jede freie Deutung erſchien ihm ſünd=
lich, die buchſtäbliche Annahme war ihm Alles und
es kam ihm nur darauf an, dem Worte als einem ſolchen,
als religiöſer Thatſache, ſeine rechte Stellung zu ge=
ben. Dieſes allein war ihm der Zweck des ihm in
jeder Rückſicht wichtigen, exegetiſchen Studiums. Der
Sinn, der dadurch entſtand, war ihm ein religiöſes
Factum und wie ſehr daſſelbe auch der reflectirenden

Vernunft widerſtrebte, er war, wie durch ein nicht abzuleugnendes Naturfactum, gezwungen, es anzunehmen. So erſchien ihm die heilige Schrift als eine höhere Natur, er war dieſer unterworfen, wie der leiblichen; wenn er factiſch die Ueberzeugung gewonnen hatte, es ſtände in der heiligen Schrift ſo, dann hatte er eine Erfahrung gemacht, die ihn ſo ſicher leitete, wie der Bau ſeines organiſchen Leibes ſeine Bewegungen. Kein Zweifel entſtand, alle ſeine Betrachtungen, die nicht ſelten einen merkwürdigen Scharfſinn zeigten, waren völlig inſtinctmäßig und trugen die Sicherheit des Inſtincts. Nichts vermochte ihn in Unruhe zu verſetzen oder irre zu machen. Dieſe völlige Sicherheit war ihm der Glaube. Ich habe ſchon früher die Gewalt erwähnt, die er als Kanzelredner ausübte. Dieſe Sicherheit theilte ſich unwiderſtehlich den Zuhörern mit; ich vermochte nicht, ihr zu widerſtehen. Er nannte ſeinen Standpunkt den des Glaubens, und eben dieſen ſuchte ich und fand einen lebendigen Repräſentanten deſſelben. Scheibel hatte eine Gemeinde um ſich verſammelt, die ihm ganz zugehörte. Sie beſtand nicht bloß aus geringen Leuten von beſchränkter Einſicht, ſondern auch gebildetere, die

wohl eine Beruhigung ſuchten wie ich, gehörten ihm zu. Aber nicht dieſe allein beſuchten die Kirche, wenn er predigte, ſondern auch ſolche, die ſeine mit der Zeit in ſtarkem Widerſpruch ſtehende religiöſe Anſicht nicht theilten; denn ſeine Rede war gewaltig. Er war in der ganzen Stadt wegen der Reinheit ſeiner Geſin=nung geachtet, obgleich er, wie ſich von ſelbſt ver=ſteht, heftige und leidenſchaftliche Gegner fand. Auch war, wie begreiflich, ſeine Polemik ſchonungslos, denn eine jede Capitulation mit ſeinen Gegnern war völlig ausgeſchloſſen. Daß man bei den kirchlichen Refor=men, bei der Einführung der Union, die man beab=ſichtigte, in ihm einen heftigen Gegner erwarten mußte, war vorauszuſehen; man hatte ihn dem Könige als einen halsſtarrigen Fanatiker geſchildert, und ſo ward er auch in einem Geſpräch, welches der König mit dem Ober=Präſidenten v. Merckel hatte, von die=ſem genannt. Der Ober=Präſident glaubte damals noch, ihn vertheidigen zu müſſen. Scheibel, antwor=tete er, iſt einer der geachtetſten Einwohner unſerer Stadt.

Indeſſen trafen ihn Verfolgungen mancherlei Art. Ich war Decan der philoſophiſchen Facultät im Jahre

1828; in meiner Abweſenheit während der Herbſt⸗ ferien vertrat der Prodecan meine Stelle. Scheibel hatte, wie er mir ſchon geſagt, den Entſchluß gefaßt, Vorträge über die Pſychologie zu halten. Daß ſeine Pſychologie, obgleich ſcharfſinnig, doch ſeltſamer Art war, daß eine Wiſſenſchaft, die mehr als alle, jede Einſeitigkeit der Schule zu vermeiden hatte, von ihm nicht mit Erfolg vorgetragen werden konnte, muß freilich zugeſtanden werden. Während meiner Abwe⸗ ſenheit hatte Scheibel der Facultät die Anzeige dieſer Vorträge eingereicht, damit ſie in das Verzeichniß der Vorleſungen derſelben aufgenommen würde. Er glaubte, daß ſein Wunſch unbedenklich, wie bei ähnlichen Fäl⸗ len, in Erfüllung gehen würde. Wie erſtaunte ich, als ich erfuhr, daß die Facultät ihm die Erlaubniß, ſeine Vorträge unter die übrigen philoſophiſchen ein⸗ zurücken, verweigert hatte. Ich war eben im Begriff Landeck zu verlaſſen und erfuhr bei meiner Zurück⸗ kunft, daß man Anſtoß an einer Aeußerung Scheibels über Spinoza genommen hatte, die freilich tadelns⸗ werth war und ſich auf keine Weiſe vertheidigen ließ. Es gelang mir der Facultät begreiflich zu machen, wie wenig ein ſo illiberales, polizeiliches Verfahren

ſich für eine philoſophiſche Facultät zieme, wie leicht man ſich, bei einer ähnlichen Gelegenheit, auf dieſes berufen könnte. Es gelang mir, den ſchon gefaßten Entſchluß rückgängig zu machen. Er trug die Pſychologie einige Jahre hindurch vor, ſeine Vorträge waren freilich wenig beſucht. Er erhielt von dem ſtädtiſchen Conſiſtorium eine Zurechtweiſung, weil man ihn beſchuldigte, mit Sectirern in Verbindung zu ſtehen, und man nahm nach bloßen Gerüchten, ohne weitere Unterſuchung an, daß er unter dieſen als Prediger aufgetreten wäre. Die Beſchuldigung war falſch. Er hatte in der Brüdergemeinde einige Reden gehalten, was er, da dieſe eine vom Staat anerkannte Gemeinde bildet, natürlich unverfänglich fand. Ein Gerücht verbreitete ſich ſogar, daß man ihn von Breslau zu entfernen ſuchen wolle.

Scheibel hatte eben in dieſer Zeit einen Ruf als Biſchof der lutheriſchen Kirche nach Rußland erhalten. In Breslau war ſeine geiſtliche Stellung eine ſehr untergeordnete und ſelbſt ſeine Thätigkeit bei der Univerſität als Profeſſor war eine ſehr beſchränkte. Nur wenige Zuhörer hingen ihm, aber dann freilich ganz entſchieden, an. Eben während der Zeit der

Verfolgung kam jener Ruf, der ihm einen ausgedehnten und ſelbſtändigen Wirkungskreis eröffnete, durch den Miniſter des Cultus von Lieven. Aber äußere Rückſichten hatten für ihn gar keine Bedeutung, hier in ſeiner Geburtsſtadt, in der Mitte der ihm von Gott zugewieſenen Menſchen, die er für ſeinen Glauben gewinnen wollte, hier, wo er einer immer näher rückenden Gefahr entgegentrat, mußte er bleiben. Man würde ſich irren, wenn man glaubte, in ihm einen Gegner zu erkennen, deſſen ſtarre Orthodoxie, wie die des Götze in Hamburg, verfolgungsſüchtig erſchienen wäre. Er war vielmehr der mildeſte, ſanftmüthigſte aller Menſchen, ja dieſe Weichheit ſeines Gemüths brachte ihn nicht ſelten dazu, im Geſpräche gegen ſeine Abſicht nachgiebig zu erſcheinen; die perſönliche Gegenwart überwältigte ihn. Er glaubte oft ſeine Anſicht zu hören, ſelbſt wo ſie bekämpft wurde, und man hat ihm wohl als eine Heuchelei vorgeworfen, was ein bloßes Product der Güte ſeiner Geſinnung war. Das gedruckte, nicht zurückzurufende oder anders zu deutende Wort fand ihn aber ſtets gewaffnet und ward entſchieden und ſchonungslos bekämpft.

Nun denke man ſich meine Lage. Ich ſah ihn als Lehrer meines Kindes, und nie hat ein ſolcher einen reineren und ſegensvollern Einfluß auf ein Kind ausgeübt, als er. Er war kein Fanatiker, er vertrat nicht eine ſubjective Meinung, die einen betrübenden Einfluß auf die Maſſe ſeiner Zuhörer ausübte. Was er lehrte, hat durch die Reformation, zumal in Deutſchland, von da aus in Skandinavien, eine geſchichtliche Bedeutung erhalten. Zwar hatte die lutheriſche Kirche in der Folge der Zeiten faſt allenthalben die innere Sicherheit ihrer Lehre verloren, aber noch immer blieb ſie die im Staate herrſchende. Wenn auch der Staat fortgeriſſen ward von der Gewalt der Zeit und duldete, was ſeine Geſetze nicht gelten ließen, ſo war doch noch immer die reine lutheriſche Lehre die anerkannt herrſchende, die augsburgiſche Confeſſion die gebietende im Lande. Wo ſie rein ausgebreitet wurde, mußte man die legitime Staatsgewalt in ihr anerkennen, und, wenn ſie auch ſo in ihrer Reinheit aufgefaßt bis auf den engſten Punkt zurückgedrängt war, ſo ſchien es mir, mußte man doch die religiöſe Legitimität der Menſchen anerkennen, die ſtreng ſich an die augsburgiſche Confeſ-

ſion, wie an eine unerſchütterlich gewordene kirchliche Ueberzeugung hielten; ja dieſe allein fügten ſich den Geſetzen der ſtaatsrechtlich herrſchenden Kirche im Lande. Ich hielt mich für überzeugt, daß Luther, als er mit ſo großer Heftigkeit gegen Carlſtadt, gegen die von ihm ſogenannten Sacramentirer, auch gegen Zwinglis Lehre auftrat, eben die Gefahr einer willkürlichen Deutung, die einmal gewagt, immer mächtiger fortſchreiten, ja grenzenlos werden müſſe, vorausſah. Mich ſprach die entſchiedene Naturobjectivität der lutheriſchen Lehre an, die ſie von der katholiſchen Religion überkommen, aber zugleich an den innern lebendigen Glauben, an die Reinigung der Geſinnung mit ſtrenger Nothwendigkeit geknüpft hatte. Die Rechtfertigung durch den Glauben, die freilich die Gegner mit uns theilten und die für alle Proteſtanten die gemeinſchaftliche Grundlage bildete, behielt noch immer eine ſchwankende ſubjective Richtung, und Secten und ein Chriſtenthum aus der Reflection entſprungen, traten allenthalben hervor, wo das Lutherthum in ſeiner ſtrengen Objectivität verlaſſen wurde. Eine ſolche Betrachtung, die mir nahe lag, mußte mir von Bedeutung ſein. Eine religiöſe Poeſie,

die man zwar zu verhöhnen pflegte und deren Producte, einzeln genommen, ich nicht durchgängig zu vertreten wage, hat ſich doch nur und faſt ausſchließlich in der lutheriſchen Kirche ausgebildet. Ich konnte nicht leugnen, daß der Kirchengeſang, im Ganzen genommen und in ſeiner Entwickelung überſehen, etwas tief Bedeutendes in ſich enthielt, wenn er auch mit der Verſchlechterung der Sprache und mit den geiſtloſen Verirrungen ſeiner Zeit zu kämpfen hatte und nicht ſelten unterlag.

Scheibel als einen verfolgungsſüchtigen Orthodoxen darzuſtellen, wäre unverzeihlich. Er hat ſich fortdauernd nur vertheidigt, nie angegriffen. Die Theologen werden ihm, glaube ich, zugeſtehen, daß er viele und in einigen Richtungen gründliche Kenntniſſe beſaß, aber alle ſeine Studien gehörten einer frühern längſt verfloſſenen Zeit an. Die Gegenſtände der Betrachtung, die Art der Behandlung, der oft wunderbare Styl ſelbſt, war der gegenwärtigen Literatur fremd geworden; er war in der That ſeinen Gegnern eine ſo leichte Beute, daß ein jeder Reſt von Großmuth dieſe hätte entwaffnen müſſen. Man irrt ſich, wenn man glaubt, daß ich dieſes nicht ſehr wohl ein-

ſah. Jetzt iſt er nun da, wo dieſe vergänglichen Formen einer Literatur nichts gelten, wo ſowohl Wiſſen wie Leben nach einem andern Maßſtabe gerichtet werden. Ihn verletze ich nicht, wenn ich ohne Scheu ausſpreche, was doch Jedermann weiß. Ich war mit ſeiner Polemik keineswegs zufrieden, aber dennoch lag in ihrem Ungeſchick für mich eine geheime Kraft, die über ihre Erſcheinung hinausreichte. Einige ſeiner früheren Schriften hatten für mich etwas durchaus Abſtoßendes. So ſchön, ergreifend und mächtig ſeine Rede war, wenn er ganz ſich dem innern Chriſtenthum hingab und aus dem Abgrunde des Glaubens und der chriſtlichen Liebe herausſprach: ſo ohne allen Effekt war ſeine Vertheidigung, wenn er der gegenwärtigen Zeit entgegentrat. Er ſchien mir dann völlig einem ſchwachen Kinde ähnlich, welches den angegriffenen geliebten Vater vertheidigen will. Aber eben dieſe, ich möchte ſagen, heilige Polemik, die ſich über die Nutzloſigkeit des Angriffs täuſchen ließ, war es, die mich unwiderſtehlich anzog. Ich war in wiſſenſchaftlichen Kämpfen alt geworden. Hier war nun ein Mann, der mir ſo nahe trat, eben durch ſeine Waffenloſigkeit mächtig;

ſeine geiſtige Bildung zog mich nicht an, ſeine gewaltige geiſtige Perſönlichkeit lockte mich nicht; alle jene, mehr oder weniger ſubjective Stimmungen, die den äußern Kampf in einen innern verwandelten, waren nicht da. Wie er mir erſchien, mußte ich ihn ſchlechthin abweiſen oder anerkennen. So ward er mir rein objectiv; eben durch ſeine abgeſchloſſene Perſönlichkeit hörte er auf eine Perſon zu ſein, und ward mir, was ich mit ganzer Seele ſuchte, ein bewußtloſer Repräſentant der proteſtantiſchen Kirche, der erklärte Gegenſatz einer durch irdiſche Macht prunkenden; ein äußerlich weder durch Wiſſenſchaft, noch durch gewaltige Herrſcherſtellung unterſtützter Herr der Kirche. Seine Waffenloſigkeit war ſeine Macht. In dieſem Sinne erſchien er mir, als ich meine Schrift „von der falſchen Theologie und dem wahren Glauben (1823)" ausarbeitete. Ich nannte ſie nicht ein philoſophiſches Werk; ſie war mir nichts weniger als ein ſolches, ſie ſollte nicht Religionsphiloſophie, ſondern die Religion darſtellen; dieſe ſtand mir gegenüber, wie in meiner Kindheit die Natur, ganz von dem reflectirenden Bewußtſein getrennt, — die Höchſte aller Erſcheinungen in dem ganzen Abgrund der Bewußtloſigkeit verſunken. Daß

man überſehen würde, daß ich dieſes Buch eine Stimme aus der Gemeinde, nicht aus den Hörſälen der Univerſität nannte, mußte ich freilich erwarten. Dieſes geſchah nun auch, ein jeder legte den Maßſtab ſeiner Reflection über die Religion bei der Beurtheilung an, und ſo ward es von den flachſten Rationaliſten bis zu dem abſolut ſpeculativen Denker ſchlechthin getadelt. Daß ich Paulus, — den Profeſſor nämlich, den großen Exegeten — anzugreifen wagte, ward als eine völlig unverzeihliche Anmaßung getadelt, und diejenigen, die ſonſt wohl meinen Ideen und Anſichten einigen Beifall geſchenkt hatten, bedauerten, daß ich mich in einen gedankenloſen Frömmler verwandelt hätte; daß ich in der Mitte der Gemeinde weder philoſophiſch conſtruirte, noch dichteriſch begeiſterte, nicht die Sprache der Speculation oder der Aeſthetik führte, ward mir alles Ernſtes vorgeworfen. Man nahm es als etwas Ausgemachtes an, daß ich Wiſſenſchaft und Kunſt verachte, und durchaus in die Einſeitigkeit ſectiriſcher Gemeinden verſunken wäre. Dieſes Urtheil, an deſſen Richtigkeit keiner zweifelte, traf mich nicht

allein von den untergeordneten Geiſtern: die erſten und bedeutendſten äußerten ſich ſo, ſowohl von dem höchſten Standpunkte der herrſchenden Wiſſenſchaft, wie von dem der Kunſt. Wenn ich einen Gegenſtand von irgend einem Standpunkte aus behandelt habe, wie ich es vermag, ſo pflege ich mich nach einer andern Richtung hin zu bewegen, und wenn ich mich der bewußtloſen Natur forſchend ganz hingeben konnte, ſo war dadurch ein höheres geiſtiges Forſchen gefördert, keinesweges ausgeſchloſſen. Ich erwartete das Mißverſtändniß und ſuchte ihm vorzubeugen, aber es half mir nichts. Es kommen Stellen vor, in welchen ich auf das beſtimmteſte warne gegen eine ſolche religiöſe Einſeitigkeit. „Ihr dürft, ſage ich der Gemeinde, nie etwas ſchlechthin verwerfen, was eine wirkliche geſchichtliche Macht und Bedeutung erhalten hat. Alles was ſo erſcheint, hat in ſeinem innern, verborgenſten Weſen, ſelbſt wenn es durch die Sünde verunſtaltet wird, etwas Göttliches; die wahre fromme Scheu beſteht darin, Etwas anzugreifen, was für Gott eine Bedeutung hat. Alles wird freilich in der Erſcheinung verzerrt, aber dieſe Verzerrung, die allgemeine Sünde der Geſchichte, iſt ein Secundäres,

es verbirgt dennoch in ſich ein Urſprüngliches, Unſterbliches. Ihr ſollt nicht ruhen, bis ihr es erkannt habt, dieſem ſollt ihr euch aber ganz hingeben, von dieſem aus ſoll erſt der allerdings rückſichtsloſe und harte Kampf gegen die Verzerrungen anfangen.“ Ich wählte einen Gegenſtand, der ſogar geeignet war, den einſeitig Frommen ein Aergerniß zu geben, das Schauſpiel nämlich. Ich gab zu, daß dies in unſeren Tagen tief geſunken wäre, dies zu bekämpfen gebühre aber nur dem, der ſich der dramatiſchen Kunſt, ihrer unabweisbaren geſchichtlichen Bedeutung nach, hingegeben, ſie anerkannt habe und liebe; er allein habe das Recht und die Befugniß zu ſtrafen, ein jeder andere Angriff wäre ein völlig fruchtloſer, und würde mit Recht abgewieſen. Eine ſolche Aeußerung, glaubte ich, würde vollkommen klar ſein. Die Verdammungsſucht ward ſchlechthin als etwas völlig unchriſtliches abgewieſen. „Der Bekämpfer, ſelbſt der von mir heilig gehaltenen erſcheinenden Form der Kirche, ſteht vielleicht, ſagte ich, dieſer näher als Ihr. Der Glaube an den Heiland iſt freilich der allein ſeligmachende, aber ob dieſer nicht ſchlummere und ohnmächtig ſei in mir, der ich ihn öffentlich bekenne, ob er nicht zurückgedrängt

durch noch nicht überwundene Zweifel, mächtig wer⸗ den will in dem erſcheinenden Angreifen, das kann kein Menſch beurtheilen, denn unſer innerſtes Ver⸗ hältniß zu Gott iſt nur ihm bekannt und dieſe Unge⸗ wißheit aller Erſcheinungen iſt die wahre Quelle der Gottesfurcht." Ich nannte die Verdammungsſucht abſolut unchriſtlich. Es half alles nichts. Eine Menge Gerüchte ſollten das über mich gefällte Urtheil beſtä⸗ tigen. Meine Abendzirkel, die einem jeden zugäng⸗ lich waren, hätten ſich, verſicherte man, in Conven⸗ tikel verwandelt, ſie würden mit Gebet eröffnet und geſchloſſen, ein trübſeliger Fanatismus habe ſich in meine Wohnung eingedrängt, obgleich dieſelben unbe⸗ fangenen alle Gegenſtände der Wiſſenſchaft, Kunſt und Politik berührenden Betrachtungen laut wurden, wie früher. Allerdings fanden auch Verſammlungen ſtatt, die religiöſen Betrachtungen gewidmet waren, aber nur in dem ſehr engen Kreiſe Gleichgeſinnter, und auch aus dieſem ſuchte ich alle Förmlichkeit zu ent⸗ fernen; ein jeder Zweifel trat unbefangen hervor: ſtei⸗ gerte ſich die Unterhaltung zum innern Gebet, dann ſchätzte ein jeder ſich glücklich; es war dann ein ſegen⸗ volles Erzeugniß. Laute Gebete, durch welche die Ver⸗

ſammlung eröffnet oder geſchloſſen wurde, durch welche man ſich in eine religiöſe Stimmung hineinreden wollte, ſchienen mir immer etwas Künſtliches zu ſein. Ich habe freilich Verſammlungen der Art beigewohnt, ich habe geſehen, wie der Betende ſich in dem Gebete verwickelte und kein Ende finden konnte; jederzeit zwang mich dann ein unwiderſtehliches Schamgefühl, die Augen niederzuſchlagen und ich war genöthigt, innerlich für mich zu wiederholen: „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden.“ Lucä 17, 20. So wie die Worte des Heilandes: „Wenn Du aber beteſt, ſo gehe in Dein Kämmerlein und ſchließ die Thüre zu, u. ſ. w.“ Matthäi 6, 6. (das Geheimniß des perſönlichen Gebetes.) Die Gebete der Kirche tragen den heiligen Charakter der reinen gleichen Hingebung Aller, wo dieſe in der Kirche perſönlich werden, ſind ſie billigerweiſe ſtumm.

Indem dieſes Verhältniß zu Scheibel ſich immer entſchiedener ausbildete, gerieth mein Freund in wirkliche Gefahr. Gerüchte, die immer allgemeiner wurden, behaupteten, daß man es darauf anlege, ihn von

ſeiner Gemeinde zu trennen. Ich hielt es für meine Pflicht, hervorzutreten und ſchrieb ſeinetwegen einen vertrauten Brief an das ſchon früher erwähnte Mitglied des Miniſteriums, in welchem ich die hieſigen Verhältniſſe auseinanderſetzte, inſofern ſie für Scheibel Gefahr drohend erſchienen. Derjenige, den ich als Scheibels Hauptgegner betrachten mußte, war mein Freund, und als ich den Brief abgeſandt hatte, hielt ich es für meine Pflicht, ihm den Inhalt deſſelben mitzutheilen. Nun erſchien in den ſchleſiſchen Provinzialblättern ein heftiger Angriff auf meine kleine Schrift; der Verfaſſer nannte ſie eine Kritik. Dieſer Angriff hatte eine perſönliche Seite, die mich ſittlich traf. Wir hätten, ward geſagt, nach der Art ſcheinheiliger Frömmler, hinterliſtig ein Geklatſch den Behörden beigebracht. Es iſt in der That möglich, daß der Verfaſſer keinen Antheil an den Beſtrebungen, Scheibel zu entfernen hatte: daß ich aber hinterliſtig verfahren wäre, konnte wohl keiner behaupten, ſo wie die Abſicht, wo möglich eine Gefahr von meinem Freunde zu entfernen, als der alleinige Grund des Schreibens, völlig klar war. Ich ging nun leider von meinem bisher herrſchenden Grundſatze, öffentliche

Angriffe nicht zu beantworten, ab; ich glaubte nämlich, ſo wie die Sachen vorlagen, meiner Ehre eine Erklärung ſchuldig zu ſein. Ich würde von dieſem unangenehmen Streite nichts erwähnen, wenn nicht mein Stillſchweigen auffallen müßte, und wenn er nicht merkwürdige Folgen gehabt hätte. Der Streit war ohne wiſſenſchaftliches oder ſonſtiges Intereſſe, und die gewechſelten gedruckten Schriften ſind ohne allen Zweifel vergeſſen. In Folge deſſelben ließ ich den Brief, den ich an das Mitglied des Miniſteriums geſchrieben hatte, drucken. Eine angeſehene Behörde fand ſich darin angegriffen, und reichte eine Anklage bei dem Miniſterium ein; von dieſem erhielt ich ein ſehr hartes Schreiben und den ſtrengen Befehl, die Beſchuldigungen, die ich gewagt hatte gegen eine Behörde zu veröffentlichen, zu widerrufen. Oeffentliche Angriffe auf Behörden werden in Preußen bekanntlich und mit Recht ſtreng gerügt. Dieſer Brief kam mir ſehr unerwartet. Von einer Anklage hatte ich nichts vernommen, und war ohne Furcht. Zwar wußte ich, daß ich nichts geſchrieben hatte, was ſich nicht entſchieden documentiren ließe. Scheibel handelte in äußeren Verhältniſſen oft ſo unüberlegt, daß

ich ihm wohl zutrauen konnte, die jetzt nöthigen Papiere verlegt, verworfen, ja zum Theil vernichtet zu haben. Ich hatte unrecht; eben durch ſtrenge geordnete Aufbewahrung der Documente zeichnete er ſich, wie ich jetzt und ſpäter öfter erfuhr, ganz beſonders aus.

Ich arbeitete nun ein Vertheidigungsſchreiben an das Miniſterium aus, zeigte, wie eine öffentlich ausgeſprochene, von mir durchaus nicht veranlaßte Beſchuldigung, keineswegs Uebermuth oder ein leider herrſchend werdender Kitzel, Behörden anzugreifen, mich in die Nothwendigkeit verſetzt hatte, den Brief drucken zu laſſen. Keiner bedauerte es mehr als ich; denn öffentliche Angriffe auf Behörden erſchienen mir nur in höchſt ſeltenen Fällen zu entſchuldigen. Ich legte vidimirte Abſchriften der Documente bei. Wäre nun irgend etwas Unwahres in dem, was ich hatte drucken laſſen, zu finden, ſo würde keiner geneigter ſein als ich, es öffentlich zu widerrufen. So wie die Sachen vorlägen, geſtünde ich, daß ich nicht einſähe, wie ich einen ſolchen Widerruf der Wahrheit gemäß einzurichten hätte, und bäte mir die ferneren Befehle des hohen Miniſteriums aus. Ich ſah mich nun in den Augen des Miniſteriums für gerechtfertigt und die Sache

für beendigt an, denn die erbetenen Befehle erfolgten nicht und von einem öffentlichen Widerrufe war nicht die Rede.

Aber der Eindruck, den dieſe Sache auf Scheibel machte, war ſehr merkwürdig. Ich war freilich unruhig, bis ich die Documente ſicher in meinen Händen ſah: von da an erſchien mir Alles zwar unangenehm, aber ich war völlig beruhigt. Der Verſuch, mich öffentlich zu demüthigen, war mißlungen. Scheibel aber erblaßte, als er das miniſterielle Schreiben las und erſchrak auf eine Weiſe, die mich faſt beſorgt machte. Derſelbe Mann, der ſpäter durch ſeine Unerſchrockenheit und Feſtigkeit die höchſten Behörden in die größte Verlegenheit ſetzte, war jetzt nicht zu beruhigen. Er ſah meine amtliche Stellung compromittirt, befürchtete für mich das Aergſte und glaubte die Veranlaſſung zu einem großen Unglück gegeben zu haben. Zwar ſchenkte er mir ſchon früher ein großes Vertrauen, von jetzt an aber war es unbedingt. Er hing an mir mit einer Treue, die niemals wankte; er wollte nicht einſehen, daß doch auch einige Selbſtſucht von meiner Seite den von ihm ſo gefährlich betrachteten Streit veranlaßt hatte, daß ich ja ge=

zwungen geweſen wäre, eine mich ſittlich verletzende Beſchuldigung abzuweiſen. Dieſe Treue blieb unerſchüttert, ſo lange er lebte, auch dann, wenn er von ſeinem ſtreng religiöſen Standpunkte aus Urſache hatte, mit mir unzufrieden zu ſein. Ueberhaupt war er nie im Stande, eine Feindſchaft dauernd feſt zu halten. Seine heftigſten Gegner, die er ſeiner religiöſen Anſicht nach durchaus mit allen Mitteln zu bekämpfen ſuchen mußte, die ſchonungslos von der Sache abgehend, Schwächen benutzten, die er nicht ſelten zeigte, konnten durch ein einziges freundliches Wort ihn gewinnen, und er gab ſich dann auf eine Weiſe preis, die er oft genug Gelegenheit fand zu bereuen. Es gab wohl nie einen ſtarr orthodoxen Theologen, der das rein Menſchliche ſo in ſich erhielt, wie Scheibel. Dieſes riß ihn jederzeit mit ſich fort und entwaffnete ihn ſeinen Gegnern gegenüber. Und eben deswegen liebte ich ihn ſo innig. Er gab nie im Weſentlichen nach, aber daß er daneben ein Menſch blieb im edelſten Sinne, war mir ſehr lieb. Ich kann den Menſchen nicht nahe treten, die kaltblütig in einer Doctrin aufgehen.

Man erlaube mir hier den Gang meiner Erzählung zu unterbrechen, um die Art und Weiſe, wie mein Verhältniß zum Kronprinzen in dieſer Zeit bis zum Jahr 1829 ſich innerlich geſtaltete und äußerlich erſchien, zu berühren. Er erzeigte mir jedesmal, wenn er nach Schleſien reiſte, die höchſte Gnade. In Breslau war er nie, ohne mir den Zutritt zu ihm zu geſtatten, und ſpäter mich einzuladen. Ich durfte ihm Arme zur Unterſtützung empfehlen, zwar wagte ich es nur ſelten; ich kannte den grenzenloſen Wohlthätigkeitsſinn des Thronerben, der ihn nicht ſelten bei dem großen Zudrang in Verlegenheit ſetzte. Einige Mal hatte ich das Glück, das geheime Organ ſolcher Wohlthaten zu ſein. Was damals Vieles dazu beitrug, das gnädige Wohlwollen meines Herrn zu verſtärken, war das Glück, welches mehrere meiner treueſten Freunde hatten, von ihm in ſeine Nähe gezogen zu werden. Jedermann weiß, welch großes Vertrauen der allgemein geachtete und beliebte General Graf Gröben, damals bei dem Kronprinzen, jetzt bei dem Könige noch genießt. Er ward ſein erſter Adjutant und war das vornehmſte Organ ſeiner geheimen Wohlthätigkeit. Der jetzige General v. Röder, jener treff-

liche Offizier, der ſich im Kriege ausgezeichnet hatte, war mein Freund geworden, und der zweite Adjutant; der dritte war der jüngſte Williſen, mit dem ich durch ſeine Brüder, wie durch Graf v. York, in ein enges freundſchaftliches Verhältniß getreten war. So war ich, wenngleich entfernt, faſt als ein Mitglied des hohen prinzlichen Hauſes zu betrachten. Ich glaube nicht dieſe meine glückliche Stellung je mißbraucht zu haben; auch ſtand mir der Herr zu ſelbſtändig gegenüber, als daß ich jemals gewagt hätte, irgend einen Einfluß auch nur zu ahnen. Bei einem Beſuch in Berlin ward ich durch ihn ſelbſt ſeiner Gemahlin vorgeſtellt. Eine gewiſſe Scheu hielt mich lange von einer Annäherung zu dieſer königlichen Herrin zurück, aber das Stille, Ruhige und Verſtändige in ihrem Weſen, die anſpruchsloſe Klarheit, mit welcher ſie ſelbſt in geiſtigen Geſprächen das Zarteſte auffaßte, zog mich, wie ihre Güte auch aus der Ferne an. Bei dieſer Stellung zum Kronprinzen war es nicht zu verwundern, wenn ich für ſeinen Günſtling galt, was ich doch keineswegeſ war, ſo wie ich mich auch nie als einen ſolchen darzuſtellen wagte.

Wie leicht Zufälle, die eigentlich geringfügig ſind,

dazu beitragen können, den Verhältniſſen unbedeutender Perſonen zu hohen Herren eine größere Bedeutung zu ertheilen, beweiſt Folgendes: Einſt als ich im Gebirge zwiſchen Schmiedeberg und Waldenburg die kronprinzliche Equipage aus der Ferne erblickte, gebot ich dem Kutſcher langſam zu fahren. Herr v. Röder der neben dem Kronprinzen ſaß, erkannte mich und nannte mich dem Herrn, dieſer ließ anhalten, ich mußte ausſteigen und ward durch ein ziemlich langes Geſpräch an ſeinem Wagen feſtgehalten. Der Kutſcher, der einzige Zeuge dieſer mir widerfahrenen Gnade, war im höchſten Grade erſtaunt. Ich merkte, wie er mich, als ich wieder in meinen Wagen hineinſtieg, als einen ganz andern Menſchen behandelte; er hatte nichts Eiligeres zu thun, als dieſes Ereigniß in Waldenburg und Schmiedeberg allen Menſchen zu erzählen, und ich ſah mit Erſtaunen, welchen Eindruck es machte.

Mein Verhältniß zum Kronprinzen, welches mich ſo ſehr beglückte, gründete ſich doch bis jetzt nur auf ein perſönliches Wohlwollen. Meine Fähigkeiten waren nicht der Art, daß ich dem Thronerben als ein bedeutender, in wichtigen Angelegenheiten brauchbarer

Mann erſcheinen konnte; meine ganze Stellung ihm gegenüber war daher ohne bleibenden Inhalt. Was aber durch dieſe glückliche Berührung in mir angeregt wurde, wie mir der Kirche gegenüber, die mir objectiv geworden war, die Perſönlichkeit des zukünftigen Herrſchers erſchien, wird ohne allen Zweifel zweckmäßiger im Zuſammenhange ſpäter dargeſtellt. Denn die Zeit nähert ſich ſchon, in welcher meine Stellung zum Thronerben einen weſentlichen, ja ſehr ernſthaften Inhalt erhalten ſollte.

Ich habe unter den ſogenannten ungebildeten Ständen oft Menſchen kennen gelernt, die mich durch ihre ſtille Religioſität anzogen. Dieſe waren nun keineswegs ſolche, die aus ihrem Glauben ein Geſchäft machten, ſolche vielmehr, deren ruhiges geordnetes häusliches Leben einen fortdauernden Gottesdienſt zu bilden ſchien. Die Frömmigkeit iſt bekanntlich ſeit langer Zeit in dem Munde Vieler etwas Tadelnswerthes geworden; man denkt ſich, wenn von einem Frommen die Rede iſt, einen Fanatiker, der ſich zu den Auserwählten rechnet, fortdauernd nur

von ſolchen ſprechend, die draußen ſtehen, und ſich in ſeinem Verhältniſſe zu dieſen durch ſeine Verdammungsſucht auszeichnet. Nicht daß jene getadelt werden, darf ich dieſen vorwerfen, denn ſie ſtießen mich mein ganzes Leben hindurch entſchieden zurück. Ich kenne nichts Widerwärtigeres als jenen Anſtrich von chriſtlichem Phariſäismus. Daß aber dieſer Haß gegen eine perſönliche Verzerrung des erſcheinenden Chriſtenthums auf eine jede Aeußerung ächt chriſtlicher Geſinnung ausgedehnt wurde, war mir freilich in höchſtem Grade betrübend. Ich leugne nicht, daß dieſe Menſchen, die ſich nicht ſelten Miſſionäre zu nennen belieben, faſt eben ſo ſehr dazu beitragen, vom Chriſtenthume zurück zu ſtoßen, wie der flachſte Rationalismus; ja ich geſtehe, daß ich in dem Tadel der ſie traf, nicht ſelten etwas Löbliches, was als ein fruchtbarer Boden für die Entwickelung des Chriſtenthums benutzt werden kann, erkannte. Was aber ſo für einen echten Miſſionär ſogar etwas Gutes in ſich verhüllt, wird durch diejenigen, die ſich vorzugsweiſe die Frommen nennen, eine Mißgeſtalt, und eine jede chriſtliche Geſinnung, ſelbſt wo ſie ſich entwickeln möchte, wird durch ſie in dem Keime erſtickt; denn die natür-

liche Abneigung gegen eine völlige Umwandlung im chriſtlichen Sinne verbindet ſich mit dem Abſcheu gegen die ſtarre, liebloſe, ſich chriſtlich nennende Form, und hier, wie in allen Richtungen der Geſchichte, ſteigern ſich die unverſöhnten Gegenſätze bis zur traurigen Mißbildung nach beiden Seiten hin. Dahingegen erſcheint ein ſtiller häuslicher Kreis immer ſegensreich, wenn in ihm die Andacht der ruhige Grund iſt, auf welchen alle Arbeit, alle Mühen und Sorgen des Lebens gebaut ſind, der durch die anſpruchsloſe Art, mit welcher er hervortritt, ſeine Beziehung zu Gott immer vor Augen, nicht ſich mit Andern vergleichend, eben durch die ſtille Demuth das Chriſtenthum verbreitet, welches jene Verirrungen aus ihrer Nähe verſcheucht. Ich habe das Glück gehabt, ſolchen Familien aus allen Ständen nahe zu treten, und ich geſtehe, daß ich, wo ich ſie fand, lange nachdem ich die Nothwendigkeit einer beſtimmten kirchlichen Geſtaltung einſah, die Verſchiedenheit der Confeſſion nicht feſt zu halten vermochte. Es entſtand inmitten des Lebens ein Widerſpruch, den ich nicht heben konnte. Die Nothwendigkeit einer beſtimmten Kirche verſchwand bei der immer wachſenden Neigung,

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

einer Gemeinde anzugehören, die als ſolche einer jeden beſtimmten Confeſſion ermangelte, und dennoch mußte ich geſtehen, daß das, was ich ſuchte, der Standpunkt war, von welchem aus durch die beſtimmte kirchliche Lehre die Gemeinden geweiht und die Kirche durch die Gemeinden lebendig und thätig ward.

Man hat mit vielem Recht behauptet, daß eine Poeſie, die wahrhaft aus ſich ſelber lebendig wäre, jederzeit die Blüthe einer kräftigen, ſich entwickelnden Nationalität ſein müſſe: wie vielmehr gilt dieſes von der Religion; ſie hat immer nur für kurze Zeit wirkliche Wurzel geſchlagen im bürgerlichen Leben der proteſtantiſchen Kirche; immer von neuem kamen bedenkliche Störungen mancherlei Art. Schon beim Urſprung des Proteſtantismus in dem Uebergange von den bloßen Werken, mit welchen die Laien ſich beruhigten, zu dem Innern eines unmittelbaren Verhältniſſes zum Ewigen, zu Gott, zum Glauben im echt lutheriſchen Sinne, ward dieſer allen innern Kämpfen der Menſchen preisgegeben, und man mußte, einmal ernſthaft auf den religiöſen Standpunkt verſetzt, das Volksmäßige des Katholicismus vermiſſen, das in alle Richtungen des Lebens hineindrang, eine Kirche

ſchuf, die alle bürgerliche Verhältniſſe beherrſchte und unter ſich verſöhnte, und dadurch aus ſich heraus eine bedeutungsvolle eigenthümliche Poeſie und Kunſt erzeugte. Es gab Entwickelungsſtufen meines Lebens, wo ich begriff, wie Freunde, die mir nahe ſtanden, um allen jenen innern Widerſprüchen, mit welchen ich wie ſie gequält wurde, auf einmal zu entgehen, ſich entſchließen konnten, katholiſch zu werden. Aber getheilt habe ich dieſe Neigung nie; denn nichts war mir klarer, als daß der Katholicismus ſich in eine Verirrung hineingeſtürzt hatte, die ſeinen geſchichtlichen Untergang herbeiführen mußte; von dieſer Ueberzeugung kann ich nicht laſſen, und alle Erſcheinungen, die dem zu widerſprechen und immer drohender zu werden ſcheinen in unſern Tagen, können die Zuverſicht, mit welcher ich einer großartigen proteſtantiſchen Kirche entgegen ſehe, nicht ſchwächen. Aber ſie iſt die kämpfende Kirche. Es iſt mir immer merkwürdig, wie das Proſelytenmachen von der katholiſchen Seite fortdauert, ja als eine heilige Pflicht der Katholiken betrachtet wird. Es mag auch auf der proteſtantiſchen Seite hier und da ſtattfinden, aber nur dann, wenn der proteſtantiſche Glaube ſelbſt ein

äußeres Werk geworden iſt. Ja Gemeinden, die ſich durch Proſelytenmachen auszeichnen, trennen ſich von ihrer geſchichtlichen Kirche und verwandeln ſich in Secten, die ſich von beiden Kirchen abgeſondert haben. Wenn auch dadurch die Katholiken eine gefährliche Waffe in den Händen zu haben wähnen, gegen welche wir waffenlos zu ſtehen ſcheinen, ſo iſt dies eine Täuſchung. Wie in früheren Kriegen einzelne Krieger gegen einanger kämpften und perſönlicher Muth und Tapferkeit Alles vermochte, jetzt aber in den großen Kämpfen allein der lenkende Geiſt den Sieg beſtimmt: ſo hängt auch die fortſchreitende Bedeutung des Chriſtenthums von Gott, der die Geſchichte leitet, ſichtbarer, einleuchtender ab, und man darf ſagen, Gott offenbart ſich unmittelbarer in dem Kampfe der Meinungen unſerer Tage, als in dem Kampfe früherer Zeiten. Daher ſind die äußeren Mittel, die man anwenden mag, um die Religion, wie man meint, vor dem Untergange zu retten, zwar hier und da, vorſichtig innerhalb enger Schranken benutzt, zweckmäßig, ja geboten; und es wäre in der That zu tadeln, wenn man unſchuldige Kinder nicht ſo lange wie möglich vor den verlockenden Laſtern der

Welt zu ſichern ſuchte; denn nichts verpeſtet ſo voll=
kommen ein ganzes Geſchlecht, wie eine früh verdor=
bene Jugend. Aber wenn man da, wo der Kampf
einen großartigen, geſchichtlichen Charakter annimmt,
etwa meint, durch die kleinlichen Mittel, die gegen
die Dolche des Mörders einige Bedeutung haben, dem
Kugelregen öffentlicher Meinungen begegnen zu kön=
nen, und die tödtenden Waffen durch Mauern und
Schlöſſer abhalten zu können, dann geräth man offen=
bar in eine gefährliche Täuſchung. Das Aergſte aber
iſt dies, daß dasjenige, was ſo äußerlich ſicher geſtellt
werden ſoll, ſelbſt ſich in ein Aeußeres verkehrt und
aufhört, Religion im echteſten Sinne zu ſein. Dieſes
Aeußere nun, was man irriger Weiſe Religion nennt,
mag zu Grunde gehen; das wahre Chriſtenthum ge=
winnt durch dieſe ſcheinbare Niederlage. Auch iſt es
ſo wenig der Glaube, der ſo vertheidigt wird, daß
man vielmehr dieſen gar nicht an ſich zu retten ſucht.
Was man ſo aufrecht halten will, wird nur als
brauchbar für ein Aeußeres betrachtet. Es ſoll dazu
dienen, einen erwünſchten Zuſtand der Gegenwart, der
ſonſt, glaubt man, zu Grunde gehen würde, einen
Beſitz, eine weltliche Macht, wenn es hoch kömmt,

und allerdings dem Wahren am nächſten tritt, den Staat zu retten. Aber dieſer muß, wie aus ſeinem innerſten Lebensprincipe, aus dem Glauben entſpringen. Freilich ſoll die Nahrung äußerlich gereicht werden, aber ein Lebendiges wird nur durch Aneignung (Aſſimilation) ernährt, und der innere Lebensprozeß iſt von der äußern Darreichung der Nahrung durch einen Abgrund getrennt, der niemals durch äußere Mittel ausgefüllt werden kann. „Was hülfe es dem Menſchen, ſo er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an ſeiner Seele.“ Matthäi 16, 26. Dieſe aber iſt das Schwankende zwiſchen der leiblichen Sinnlichkeit und dem mächtigen Geiſt, zwiſchen der Welt und einem liebenden Gott. Nur ſie ſelbſt wählt die Trennung von ihm und wirft ſich der Sinnlichkeit in die vernichtenden Arme; Gott aber ruft ſie zu ſich, nicht durch irgend etwas Aeußeres, ſondern durch die geiſtige Göttlichkeit, durch den unſterblichen Keim der Liebe, die nie zu Grunde geht, wenn nicht die ganze Macht der Sinnlichkeit uns in der Knechtſchaft der Sünde feſthält. Das Geſchlecht hat ſich nicht dem ſinnlichen Daſein hingegeben. Es würde ſich ſelbſt vernichten, wenn ein ſo frevelhafter Entſchluß reif

würde. Es ſchwankt zwiſchen Himmel und Hölle, und iſt einem jeden einzelnen Menſchen zu vergleichen, der, je redlicher er ſich mit ganzer Seele der göttlichen Gnade hingibt, deſto heftiger von inneren Zweifeln gequält wird. Dieſe Zweifel dürfen nicht abgewieſen werden; es iſt der Kampf, und der Menſch muß ſich auf den Kampfplatz ſtellen; die Flucht iſt einer Niederlage gleich, ein jeder unterdrückter Zweifel kehrt doppelt gefährlich zurück, denn in dieſem geiſtigen Kampfe führt ihr den Feind auf der Flucht innerlich mit euch. Wer ſo dem Feinde keck unter die Augen tritt, den Zweifel erſt aufgibt, wenn er völlig überwunden iſt, ja ihm alle Waffen gegen ſich leiht, damit er in ſeiner ganzen Stärke erſcheine und ſo in dem Kampfe Alles verliere, iſt allein des Sieges gewiß.

Aus einem ſolchen redlichen Kriege ſoll die proteſtantiſche Kirche hervorgehen. Wenn ich nach langen in zweifelhaftem Kampfe durchlebten Jahren auf das Reſultat ruhiger Betrachtung zurückſehe, wird mir die Bedeutung der proteſtantiſchen Kirche erſt völlig klar. Wir dürfen uns von dem Kampfplatze nicht furchtſam zurückziehen; die rechte chriſtliche Zuverſicht iſt, wie ich mich einſt ausdrückte, der Glaube

an den Glauben; wir haben nicht bloß mit leiblichen Feinden zu kämpfen, ſondern mit dem verwirrenden unſichtbaren Geiſte der Zeit. Es gibt, betrachten wir die Geſchichte, wie ſie göttlich geleitet wird, keine gefährlichere Täuſchung, als die, die den Feind äußerlich zu ſchweigen zwingt, während er ſtumm, das Innere untergrabend, der Seele ihren Untergang bereitet. Erſt wenn die Zweifel des Geſchlechts auf irgend einem begnadigten Punkte der Geſchichte ohnmächtig zu werden anfangen, bricht der Oſtermorgen der proteſtantiſchen Kirche hervor, dann hebt die Zuverſicht des Lebens in allen Richtungen an, dann wird eine Geſchichte beginnen, die Wiſſenſchaft und Kunſt veredelt, dann wird ein Staat entſtehen, der nicht das Ewige an das Sinnliche verkauft, ſondern jenes durch dieſes beſitzen, ergreifen, beleben will.

Ich habe die Auferſtehung des Herrn innerlich erlebt, ich habe ihn erſchüttert ſterben und begraben ſehen; ich wollte mich, wie an einen Todten, trauernd ihm anſchließen: aber ich fand ihn im Grabe nicht mehr, denn er hatte das Grab verlaſſen, er war auferſtanden, und der zukünftige Sieg der Geſchichte, der beſtimmt iſt, den Tod zu überwinden, ward mir ver-

kündigt. Aber was mir die Zukunft verhieß, war noch nicht Gegenwart geworden, der Pfingſttag war noch nicht da, und ſelbſt dieſer fing mit einer geiſtigen Gährung an, mit einer innern Bewegung, die den Uneingeweihten einem wilden Traume ähnlich ſchien. Ich ſehnte mich nach einer Gemeinde, und dieſes Sehnen gab mir innerlich den Beſitz. Ich war einem Liebenden ähnlich, der ſich die Geliebte ſelber erzeugt und mit allen Vorzügen des Geiſtes ausſchmückt: die Liebe aber verwirklicht ſich nur durch eine Beſchränkung, durch die Hingebung an eine ſterbliche mangelhafte Magd. Die raſtloſe, formloſe unendliche Idee, die aus dem träumeriſchen brütenden Leben ſelbſtſüchtig entſpringt, muß die beſtimmte Geſtalt mit allen ihren Fehlern umarmen, aber dieſe wird durch die Liebe, durch die unbedingte Hingebung geweiht. Ich erwartete ſie mit innerer Sehnſucht, ich glaubte ſie zu ſehen, ich erblickte ſie ſchon: aber ich ſollte zum zweiten Male erleben, was ich in feuriger Jugend erlebt hatte, als ich mich mit ganzer Seele dem deutſchen Staate hingab. Die Kirche, der ich mich hingeben ſollte, war in drohender Gefahr. Es kam die Zeit, wo ich mich über mein Verhältniß zur

Religion äußern mußte; wie früher über mein Verhältniß zum Staate, als es mich in die Turn-Streitigkeiten verwickelte, welche die beſten Freunde von mir zu trennen drohten und mein innerſtes Daſein erſchütterten.

Ich verehre den König, der die Trennung von ſeinem Volke durch eine Confeſſion, die nicht die herrſchende war, tief empfand. Er achtete auf den Gang der Zeiten, er ſah, wie das trennende Princip allmählig ſeine Bedeutung verlor; und wie nicht bloß da, wo das Chriſtenthum ſelbſt ſich in einer ſchwankenden Reflection zu verlieren drohte, ſondern inmitten des wahrhaften wiedererwachten Chriſtenthums die wirkliche Union ſchon da war; er hatte ſie nicht durch Gebote einzuführen, nur ihr wirkliches Daſein, wie es einem Könige gebührt, öffentlich zu erklären. Daher erging kein königlicher Befehl an die Gläubigen, ſich zu uniren, nur wo die Trennung verſchwunden war, ſollte die Union vom Staate anerkannt werden. Sie würde, das hoffte, wünſchte, erwartete der König, eine herrſchende Kirche bilden, in deren Mitte er freudig ſein königliches Daſein zu verleben hoffte. Ja, ſo vereinigt, durfte er erwarten, daß die Kirche, nicht mehr durch innern Zwie-

ſpalt getrennt und eben dadurch mächtiger, ſich in ſich reinigen müßte, daß ſie, der ſinnlichen Reflection entriſſen, alle Feinde überwinden würde. Er war ein Gläubiger im reinſten Sinne, und verſprach ſich von dem Glauben, der alle Werke überwindet, die ſchönſten Erfolge. Aber leider! ein König ſteht nicht allein in ſeiner innern Welt; wie rein dieſe auch ſein mag, ſie wird am tiefſten von der Verwirrung der Zeit ergriffen, wenn der Gedanke That werden ſoll; dann bedarf er der Organe der Gegenwart, denen er Vertrauen ſchenken muß, ja die, ihm nicht bloß äußerlich dienend, ſondern auch innerlich fördernd, ſeine Entſchlüſſe geſtalten ſollen. Wenn aber dieſe Organe ſich nicht dem leitenden Gedanken hingeben, dann entſtehen krampfhafte Bewegungen, die mehr vom Ziele ab, als nach dieſem hinführen, ſich ſelbſt widerſprechende Aeußerungen, deren Unſicherheit man es anſieht, daß ſie von dem leitenden Gedanken verlaſſen ſind.

Die reine königliche Abſicht bewegte ſchon die trefflichſten Männer; ich nenne vor Allen den tiefen, wahrhaft chriſtlichen, unſterblichen Schleiermacher. Er hatte eben das in dem flachſten Rationalismus ver-

ſunkene Berlin für ein chriſtliches Leben durch die Union gewonnen, wie Keiner; daher trat bei ſeinem Tode das alle Gemüther durchdringende Gefühl der Liebe und der Verehrung ſo mächtig hervor, und nie fand ein Begräbniß ſtatt, ſeinem ähnlich; es waren keine getroffene Anſtalten, es war der völlig bewußtloſe, natürliche Erguß der traurenden Liebe, ein innerlich überſchwengliches Gefühl, welches die ganze Stadt ergriff und um ſein Grab verſammelte; es waren Stunden einer innern Vereinigung, wie man ſie in einer Hauptſtadt der neuern Zeit nie geſehen hat.

Aber nicht auf die Hauptſtadt allein beſchränkte ſich die ſegenvolle Thätigkeit dieſes hochbegabten Mannes; ſeine zahlreichen Schüler verbreiteten ſich über ganz Deutſchland, und keiner hat mehr wie er, den König in ſeinem reinſten Gedanken gefördert und unterſtützt. Ich darf es ſagen, wie herrlich und bedeutend mir die Sache der Union erſchien. Wie theuer ſie mir immer geweſen war, das wurde mir innerlich klar, als er uns Allen, als er mir entriſſen wurde. Nie erlebte ich eine ſchönere Ueberraſchung, als da ich aufgefordert wurde, mich über ihn und ſein herrliches geiſtiges Leben am Begräbnißtage öffent-

lich auszuſprechen. Ich war erſchüttert; trotz allem äußern Anſcheine hatte man erkannt, daß ich innerlich dem alten geiſtigen Bündniß mit meinem herrlichen Freunde nicht untreu geworden war; auch ich war ein Unirter, während ich der Union auf eine, wie es ſchien, bedenkliche Weiſe entgegentrat, und man wußte es.

Die religiöſe Ueberzeugung iſt etwas ſo unbiegſam ſelbſtändiges, daß ſie, wo ſie nicht durch eine völlige Hingebung beherrſcht wird, oder vielmehr das ganze Weſen des Menſchen innerlich durchdringt, ſo daß die Hingebung ſelbſt Freiheit und der Liebe gleich wird, alle relative Uebereinkunft ausſchließt. Daher wird das Gebot ſchon im Uebergange von einem Menſchen zum andern, ſelbſt wo man den Entſchluß gefaßt hat, ſich fügen zu wollen, dennoch in einem andern Sinne ausgeführt, als befohlen. Es war daher allerdings als etwas Ungünſtiges, ſo, wie die Form des Staats ſich ausgebildet hat, Aufgedrungenes zu betrachten, daß die Union ſich, gegen die königliche Abſicht, dadurch der Form eines Gebots näherte, daß ſie einer adminiſtrativen Behörde zur Förderung übergeben war. Zwar hatte dieſe Behörde religiöſe Elemente in ſich

aufgenommen, die ſich aber nur in den gebotenen Formen zu bewegen wußten, welche einem wirklichen religiöſen Fortſchritte des Staats kaum angemeſſen waren.

Die Zeit der Synoden im altchriſtlichen Sinne, als alle Gemüther, wenn auch in der Lehre abweichend, tief religiös bewegt waren, war längſt geſchichtlich verſchwunden, damals erſchienen die Geiſtlichen in der That als Repräſentanten der Gemeinden. Mit innerem lebendigem Intereſſe lauſchten alle Familien auf die Entſcheidung derſelben, und die Religion war was jetzt leider die Politik iſt. Abgetrennt von den Gemeinden bildete ſich aber ſpäter das Heer der Geiſtlichen, ein ſtehendes Heer, welches ſich mehr innerhalb theologiſcher Streitigkeiten; als im Kreiſe lebendiger religiöſer Anſichten und Ueberzeugung bewegte. Dieſes Heer, wie es entſtanden war, nachdem das Volk im Ganzen ſich zurückzuziehen anfing, war von ſeiner innerſten lebendigen Wurzel losgeriſſen, dem Staate preisgegeben, und wie die Selbſtändigkeit der alten Stände, verſchwand die der Gemeinden, indem die einſeitige, aber bewunderungswürdige Virtuoſität der gebietenden adminiſtrativen Behörden ſich immer=

mehr auszubilden anfing. Dieſe geſchichtliche Richtung iſt nicht durch die Willkür einzelner Menſchen, ſie iſt nicht von einem beſtimmten endlichen Grunde aus erzeugt; alle zerſtreute Momente geſchichtlicher Epochen förderten ſie zugleich, und ſie ward eben ſo poſitiv und entſchieden hervorgerufen durch die Gleichgültigkeit der Gemeinden, wie durch die heranwachſende Macht der Behörden. Geſchichtliche Thatſachen der Art müſſen den ruhig betrachtenden Chriſten dahin führen, eine göttliche Leitung anzuerkennen. Eben ſein ſchöner geiſtiger Vorzug iſt es, den man im edelſten Sinne vornehm nennen kann, daß er durch den Glauben — durch den Sinn, mit welchem er die Geſchichte auffaßt — losgeriſſen wird von dem bloß Beſchränkenden, Verwirrenden der Erſcheinung; und indem er ſich der Lenkung Gottes in der Geſchichte mit Zuverſicht hingibt, tritt, je reiner ſein Sinn zur Geſinnung, der hingebende Glaube zur thätigen Liebe heranreift, deſto inniger ſeine That mit der Macht der göttlichen Geſchichte verbündet hervor, und er wird frei ſein. Hier in dieſer chriſtlichen That ruht alle Gewalt der wirklichen Fortſchritte; der Herrſcher, der dieſe Keime erkennt, wo ſie ſelbſt unſcheinbar

hervorſproſſen, iſt vom Herrn geſendet, mit Ihm im ſtillen Bunde. Aber, was im eigentlichſten Sinne mit dem geheimen Rathſchluſſe Gottes verbündet iſt, das ſchreitet, dem ſtillen Gange organiſcher Entwickelung gemäß, gegen welche die wilde Bewegung einer ſinnlichen Gegenwart nichts vermag, unſcheinbar fort und läßt ſich durch keine Bewegung des Volks, ſo wie durch kein gewaltſames Gebot des Herrſchers irre machen.

Im Preußiſchen Staate war zwar die feſte kirchliche Ueberzeugung, ſo oder ſo feſtgehalten, nicht ganz verſchwunden, aber ſie hatte ſich in die ſtillen Familien von der Geſchichte zurückgezogen, ſie nahm keinen Antheil an den zweifelhaften Berathungen der Zeit, und hemmte die religiös geſchichtlichen Fortſchritte, ſtatt ſie zu fördern; hier wo die Gedanken hin und herſchwebten, ſich bekämpften und ausſöhnten, indem ſie die Widerſprüche unaufgelöſt ſtehen ließen, waren ſie, die Stillen im Lande, ſtumm.

Ich konnte nicht umhin, mich ſelbſt als ein Kind der Zeit zu betrachten; ſelbſt damals, als die Speculation meine Religioſität völlig beherrſchte. Denn in der That die kindliche Erinnerung, die mich in eine Zeit verſetzte,

in welcher ich mit unbefangener Hingebung einer beſtimmten, geſchichtlich geſtalteten, wenn auch zurückgedrängten Kirche zugehörte, verließ mich nie, ſelbſt, wenn ſie ſich vor der Speculation zurückzog und innerlich verſtummte.

Man behauptet, es ſei des freidenkenden Mannes unwürdig, ſich die Religion als etwas Fertiges geben zu laſſen, ſie als ein von den Vätern Ererbtes zu betrachten, und dennoch entdeckt man hier am entſchiedendſten die grundloſe Tiefe echter Religioſität. Die Kirche hat die ſchaffende Gewalt über mein ganzes Daſein; ſie iſt nicht meine, ſie iſt der göttlichen Schöpfung ewige That. Man ſagt: der Heiland ſei gegen das alte Geſetz aufgeſtanden; aber ſeine That war einer jeden menſchlichen ſchlechthin unvergleichbar, denn es war der Schöpfer ſelbſt, der das Alte richtete und eine neue Zeit ſchuf. „Das Alte iſt vergangen, ſiehe, es iſt alles neu geworden.“ 2. Corinth. 5, 17. Man wirft Luther vor, daß er ſich von der alten Kirche trennte und anſtatt ſie zu reinigen, ſie auf eine revolutionäre Weiſe zu zerſtören ſuchte. Aber ſo wenig wie von dem Tode zum Leben durch equivoke Generation, gibt es einen Uebergang von dem

äußern Werke zur innern aus der göttlichen Gnade entſprungenen kindlich freien chriſtlichen That. Derjenige, in welchem die Reformation Luthers nicht täglich vollführt wird und von neuem entſteht, wer nicht täglich bemüht iſt, ſich von dem täuſchenden Scheine der Werke ab, und der innerlichen Kindſchaft göttlicher That zuzuwenden, der verſteht nicht, wie hier an keine bloße Uebereinkunft, noch weniger an eine äußere Verſöhnung zu denken war. Innerhalb des Chriſtenthums erſcholl die laute Stimme des göttlichen Geiſtes in der Geſchichte; das Alte ward gerichtet, und es ſollte ein Neues entſtehen: aber es war eine menſchliche That, nicht eine rein göttliche, eine erfriſchende und reinigende, nicht eine ſchlechthin ſchaffende. Manches, was Gott erhalten wollte, ward von der Reformation verworfen; vieles, was Gott gerichtet hatte, ward in der Reformation erhalten. Das Chriſtenthum iſt wieder wach geworden; in allen ſeinen Richtungen tritt es kämpfend hervor, der Katholicismus regt ſich in allen Ländern, die Proteſtanten treten kämpfend hervor unter ſich und für den Staat. Der Ekel bloßer Politik, der ſich nun ſeit mehr als einem halben Jahrhundert um drei oder vier flache

dürftige, von allem Geiſt verlaſſene Begriffe herum=gedrehet hat, greift immer mehr und mehr um ſich. Wer hatte in unſerer Jugend eine Ahnung davon, daß nach Friedrichs des zweiten Regiment religiöſe Bewegungen dem Staate bedenklich werden könnten? Wer glaubte, daß nach der Revolution katholiſche Biſchöfe dem Könige und den Kammern Trotz bieten durften? Wer kann den religiöſen Zuſtand von England betrachten, ohne zu erſtaunen. Das völlig Unbegreifliche iſt geſchehen, und ohne zu begreifen, müſſen wir es anerkennen, weil es da iſt.

Ich bin in der Mitte der Naturforſcher erzogen, und ſo hat eine Thatſache bloß als ſolche eine abſolute Gewalt über mich; Thatſachen erſt anerkennen, dann zu erklären und durch die Erklärung zu begreifen, iſt das wahre Geſchäft des Naturforſchers. Das, was mich von den Naturforſchern ſcheidet und freilich auf alle Richtungen der Forſchung einen durchdringenden Einfluß ausübt, iſt nur, daß die Religion der Thatſachen, die Gegenſtand der Forſchung ſein müſſen, die Natur in die Geſchichte hinein verſetzt und daher weiter reicht. Wer kann uns nun zeigen, wo die Quellen jener wunderbaren unerwarteten reli=

giöſen Bewegung, die jetzt ganz Europa erſchüttert, ſo lange verborgen blieben? wer vermag die unglaub- liche Umwandlung auch nur dürftig zu erklären? Iſt ſie weniger mächtig, als die mechaniſchen Entwickelun- gen, die alle Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens er- greifen und umzuwandeln drohen? Iſt es wirklich hinlänglich und befriedigend, wenn der nüchterne Menſch auftritt und ſagt: „das Geſchlecht iſt ſtumpf geworden und geht alternd in die Kindheit zurück. Aber es verliert ſeine Jugend nicht, es hat ſeine ver- ſtändigen Aufgaben nicht ganz fallen laſſen und wird ſeine kindiſch gewordene Phantaſie ſchon durch philo- ſophiſche Conſtructionen, durch Kammerverhandlungen und geordnete materielle Intereſſen, indem es aus ſeinem träumeriſchen Zuſtande wieder erwacht, zu bän- digen wiſſen.“ Was ſuchen nun die in Bewegung ge- ſetzten Völker in allen Ecken der gebildetſten Welt, was wollen ſie? Iſt es bloß das Intereſſe ſich ſelbſt und Andere täuſchender Theologen? Geht herum und forſcht, wenigſtens in den proteſtantiſchen Ländern, nach dem Urſprunge der religiöſen Bewegung, und ihr werdet ſie eben, wenn auch am unſcheinbarſten, doch am reinſten, hervorquellen ſehen aus dem ſtillen ein-

ſamen Gemüthe. Die Schriftgelehrten hatten ſich gegen dieſes Brüten erklärt, und ſind faſt unwillig in den immer mächtiger werdenden Strom hineingeriſſen. Nun, was ſuchen die Völker? Nachdem der Kampf wilder Freiheit ausgetobt hat, nirgends Ruhe, nirgends Friede findet, ſuchen ſie das Entflohene, wo es im tiefſten Innern ruht, in einer Kirche. Abermals erkenne ich mich als ein Kind, nicht bloß der ſinnlichen, ſondern auch der geſchichtlichen Gegenwart. Ich verſtehe, ich faſſe ſie, ich wage es, ihre Zukunft zu weiſſagen; denn ich habe nicht bloß äußerlich über ſie ein Gerede geführt, ich habe ſie ganz in ihrer innern Bewegung mit erlebt.

Wie es geſchah, daß die Geſtaltung der Kirche in den proteſtantiſchen Ländern allmählig unbeſtimmter ward und zuletzt nur in kleineren, engeren und ſtarren Formen übrigblieb, ſuchte ich mir, meiner ganzen Eigenthümlichkeit gemäß, durch eine umfaſſende Naturbetrachtung klar zu machen. Sie verdient geſchichtlich und für die Betrachtung der göttlichen Natur, wo dieſe den in der Erſcheinung hemmenden und dennoch fördernden Metamorphoſen unterliegt, weiter verfolgt zu werden. Ich beſchränke mich hier auf jene Ge-

danken, die ſich innerlich in mir abwechſelnd regten, wenn ſie auch, zurückgedrängt und in den Schatten geſtellt, nur durch eine ſiegende Geſtaltung zum Vorſchein kamen; alſo auf die mehr oder weniger beſtimmten Formen in Deutſchland.

Meine Betrachtung nämlich ging durch die ganze Natur in ihrem ſinnlich ſcheinbaren Uebergange von einem Niedern zu einem Höhern, oder beſtimmter, von einem Aeußern, mehr Gebundenen zu einem Innern, Freiern. Hier fand ich nun zuerſt die Lehre von der equivoken Generation, und den Kampf gegen dieſe. Es iſt den Naturforſchern bekannt, wie dieſer Kampf ſeit Redi's erſter Beobachtung durch das ganze ſiebzehnte und achtzehnte Jahrhundert hindurchging und noch nicht völlig geſchlichtet iſt. Diejenigen, welche die Entſtehung lebendiger Lebensformen aus dem Todten behaupteten, beriefen ſich auf die ſinnlichen leiſen Uebergänge, die ſich aus Einem in das Andere verfolgen ließen. Denn ſo verlieren ſich die Monaden in die Atome, die doch auch beweglich ſind, faſt ohne daß man im Stande iſt, die Grenze beider zu bezeichnen. Man glaubte auch wohl gar, darthun zu können, daß ein Lebendiges aus den rein anorganiſchen

Stoffen entſtanden wäre; man ſah, wie in dem Ernährungsprozeſſe ſowohl, als durch organiſche Ausſonderungen im erſten Falle ein chemiſcher Vorgang ſich unmerkbar in eine innere organiſche Aſſimilation verwandelte. Auch hier war die Grenze nicht nachzuweiſen, ſo wenig wie im letztern Falle, wenn der organiſche Prozeß der Ausſcheidung chemiſch ſchloß; ja das innerlich Aufgenommene ſchien ſich dem äußerlich Ausgeſchiedenen ſo genau anzuſchließen, daß für den wahren Lebensprozeß kein Raum übrig blieb. So ward das Lebensprinzip als ein modificirter chemiſcher Proceß betrachtet, und die Lebenserſcheinungen wurden aus dem chemiſchen Fortgange erklärt. Dahingegen müſſen diejenigen, für welche der Lebensprozeß eine neue Geburt iſt, das Leben als eine neue Schöpfung, eine neue Welt Gottes, in welcher er ſich unmittelbarer offenbart, betrachten. Dieſe Welt verſenkt ſich zwar in das Sinnliche der Erſcheinung, aber ſie bildet eine neue Schöpfung; ſie iſt wie das Höhere, welches ſich beim Todten in die Endlichkeit verſenkt, und hier das Princip der Bewegung in einer unendlichen Zeit für einen unendlichen Raum verbirgt, ſo daß das Todte ſeinem eigentlichſten Weſen nach

nur aus dem Lebendigen, nicht dieſes aus jenem begriffen werden kann. Es gibt daher keinen Uebergang vom Todten zum Lebendigen. Die Vermittelung zwiſchen beiden findet nur durch einen urſprünglichen ſchöpferiſchen Act ſtatt. Es war mir merkwürdig, daß, als ein tieferes religiöſes Gefühl das deutſche Volk durchdrang, dieſer Kampf der Naturforſcher auch einen religiöſen Charakter annahm. Man ſchien ſeine höhere Bedeutung in der That zu ahnen. Es ſind zwei entgegengeſetzte Richtungen, die in der Ausbildung auseinandergehen und ſich fliehen, um nur in der ſchöpferiſchen That Gottes, welche das Todte wie das Lebendige umfaßt, die mächtige, Alles beherrſchende Einheit zu finden.

Innerhalb der Kreiſe des Lebens wiederholt ſich nun derſelbe Streit. Es gab Phyſiologen, welche die Thiere aus den Pflanzen entſpringen ließen und das durch willkürliche Bewegung ſich unmittelbar Offenbarende als ein Reſultat der vegetativen Prozeſſe zu betrachten geneigt waren. Gegenſätze der nämlichen Art, die, weil ſie nicht erkannt waren, freilich keinen ähnlichen Kampf hervorriefen, geſtalten ſich auf ähnliche Weiſe zwiſchen den Thieren, die einer höhern

Entwickelung entgegengehen und den Inſecten, die an das Pflanzenreich gebunden durch dieſe dargeſtellt werden. Zum vierten Mal entſteht ein ähnlicher Gegenſatz der Richtungen zwiſchen den Waſſer- und Luftthieren; zum fünften Mal unter den Luftthieren, zwiſchen Säugethieren und Vögeln; aber zum ſechſten Mal auf der Grenze der ſinnlichen Naturforſchung, da wo die Seele, zwar gebunden durch die äußerliche Sinnlichkeit, dennoch den Begriff der äußern Unendlichkeit, die alles Lebendige und Todte ſeiner Form und ſeiner Thätigkeit nach feſthält und bindet, in ſich trug, da nämlich, wo die Rede war von einem Uebergange von den Thieren zu den Menſchen. Auch hier trat der Verſuch hervor, das Höhere aus dem Niedrigen, die menſchliche Seele aus einem immer höher geſteigerten thieriſchen Lebensprozeß zu erklären. Aber dieſe Anſicht drang nicht durch, das unmittelbare Bewußtſein wies ſie zurück, und ſie hat nie, wie der Kampf für die equivoke Generation, eine geſchichtliche Bedeutung erhalten. Dennoch verbarg ſich dieſe Anſicht in einen andern Streit, nämlich da, wo die Frage aufgeworfen wurde, ob die verſchiedenen Racen nicht Erzeugniſſe verſchiedener Weltgegenden wären,

alſo Erdentſproſſene, oder ob man nicht, von einem höhern Standpunkte aus betrachtet, genöthigt wäre, das Geſchlecht aus Einem Paare entſtehen zu laſſen. Und, wie die Schrift ſagt: „Gott blies dem Menſchen ein den lebendigen Odem in ſeine Naſe. Und alſo ward der Menſch eine lebendige Seele.“ 1. Moſe 2, 7.

Zum ſiebenten Male aber und am höchſten tritt die Lehre von der equivoken Generation da hervor, wo die Rede iſt von der Umwandlung des ſinnlichen Menſchen in einen göttlichen. Hier iſt der Kampf der heftigſte; er bewegt noch immer das ganze Geſchlecht, ja er wird immer heftiger, je innerlicher die bedenkliche Frage wird. Auch da wo die Religion, hier nun entſchiedener das Chriſtenthum, nicht abgeleugnet, ſondern anerkannt wird, drängt ſich die Neigung, das Höchſte aus dem Sinnlichen, das Göttlichlebendige aus dem Sinnlichtodten zu erkennen und zu erklären, mit großer Macht hervor. So entſtand der Rationalismus, und die ewige gewaltige That der Liebe, die Gott in der menſchlichen Geſtalt ſich offenbaren ließ, ward ein bloßes abſtractes Princip, enger oder mächtiger hervortretend, bis es von allem Sinn-

lichen abgezogen ſich als ein abſolut Abſtractes conſtituirte.

Das Chriſtenthum aber kennt den Heiland als die Offenbarung der letzten höchſten, Tod und Leben, den innerſten Menſchen und die ganze ihn umgebende Natur umfaſſenden, Alles im Innerſten verſöhnenden göttlichen That der ewigen heiligen Liebe. Gott gab ſich der Welt hin, um ſie zu erlöſen, aber die Liebe hat nur ihre Bedeutung, wo die wechſelſeitige gänzliche Hingebung ſtattfindet; ſo entſtand die Kirche, Chriſtus iſt der unſterbliche Leib des Herrn, das höchſte aller Sinnlichkeit entriſſene, eben deswegen alle Sinnlichkeit durchdringende Lebensprincip, das geiſtige Paradies einer neuen Welt.

Ich glaube, ohne unbeſcheiden zu ſein, dieſer Anſicht einigen Werth beilegen zu können; ich glaube, daß ſie, nicht bloß äußerlich nachgeſprochen, ſondern innerlich frei aufgenommen, durch begabte Männer in lehrreicher Ausdehnung behandelt, eine höhere Bedeutung erhalten kann, als ich ihr zu geben vermag. Aber bei keiner Gelegenheit habe ich deutlicher einſehen gelernt, wie fremd dasjenige, was mein ganzes Leben bewegte, der gegenwärtigen Zeit geblieben iſt.

Ich habe, was hier ausgeſprochen iſt, ſeit Jahren öffentlich bekannt gemacht. Daß diejenigen, die das Leben aus dem Tode zu erkennen glauben, hier, wo eine beſtimmte Beantwortung der Frage abſolut gefordert wird, wo dieſe zuletzt und am entſcheidendſten ſich aufdrängt, meine Aeußerungen keiner Betrachtung werth halten, ja vollkommen unverſtändlich finden, begreife ich ſehr wohl. Aber ſelbſt die mit mir gleich Denkenden, die Wohlwollenden, gehen an dieſer meiner Betrachtung ſtillſchweigend vorüber; was mich ſo tief ergreift, muß ihnen etwas völlig Gleichgültiges ſein, und wenn ſie die Anſicht auch billigen, ja vielleicht geiſtreich nennen, ſo ſcheinen ſie dennoch anzunehmen, daß ſie einer größern fernern Entwickelung unfähig ſei.

Dieſe höchſte Offenbarung der göttlichen Natur, die Geburt des neuen Adam, wie die Bibel ſich ausdrückt, der Ordner und Verſöhner des in ſich ſtreitenden, ſich ſelbſt vernichtenden Geſchlechts, wie der erſte Adam der Gipfel der ſinnlichen Schöpfung und der Verſöhner der wilden Kämpfe einer frühern Natur war, trat in der Geſchichte hervor, und ſeine Erſcheinung bildet die Kirche. Sollte dieſe wirklich in letzter Inſtanz diejenige Beruhigung gewähren, die der

durch ſeine inneren Kämpfe ermüdete Menſch ſucht, ſo mußte ſie eine, und zwar geiſtige, Geſtalt erhalten, die eine unbedingte Hingebung forderte; ſie mußte mit der ganzen Nothwendigkeit der Natur uns entgegentreten. Zwar ſollte ſie dadurch ſo, wie die Natur, keinesweges etwas dem Denken innerlich Entgegengeſetztes mir darbieten, etwas, wodurch das Denken ſeinem Weſen nach beſchränkt würde, ſo wenig, in der That, wie die ſinnliche Natur das Denken begrenzt. Die Selbſtändigkeit des Denkens behauptete ſich vielmehr, einer mir auf immer nothwendig gewordenen Anſicht gemäß, wie die der Mathematik der anorganiſchen Natur gegenüber. Aber dieſes Denken maaßte ſich nicht an, der göttlichen Natur Geſetze vorzuſchreiben. Das Geheimniß der Kirche war eine freie göttliche That, ja enthielt das Räthſel der eigenen Freiheit ſelbſt, wie ſie ſich im Erkennen äußerte. In der That erſchien mir die Behauptung, daß die Hingebung an die Kirche die Thätigkeit der Vernunft ausſchließe, wie ſie von beſchränkten Orthodoxen ſich zu äußern wagte, eben ſo ruchlos, wie der Wahn mancher Fanatiker, daß ſie die Sittlichkeit ausſchließe. Aber das voreilige Streben, Alles, ſelbſt die Wahrheit der

Natur, der einſeitigen Conſequenz eines beſtimmenden menſchlichen Denkens zu opfern, widerſtrebte mir, eben je entſchiedener es hervortrat, deſto heftiger. Daß ich der Kirche mich hingab, aus welcher meine erſte kindliche, völlig reflectionsloſe Religioſität entſprang, ward der erſte Act einer Pietät, der offenbar religiöſer Art war. Wenn die proteſtantiſche Kirche die Behauptung, daß ſie und der rechte Glaube überhaupt alle Tradition ausſchließe, in ihrer ganzen Conſequenz hervorheben will, ſo geräth ſie durch ihren Kampf gegen die katholiſche offenbar in einen innern Widerſpruch. Es gibt Anſichten, die ſich in den Proteſtantismus mit einer Art von religiöſer Nothwendigkeit hineindrängen, die ſich nicht unmittelbar aus der heiligen Schrift beweiſen laſſen, und die, wenn auch aus noch ſo früher Zeit, in der That traditioneller Natur ſind. Ein unterrichteter und frommer Theolog machte mich auf die Kindertaufe aufmerkſam, die nirgends in der heiligen Schrift vorkömmt, und dennoch durch eine aus dem Innerſten des Chriſtenthums hervorgehende Nothwendigkeit geboten iſt. Aber wie die Kirche das bewußtloſe Kind in ihr geſegnetes Reich aufnimmt, ſo hat die Zeit, in welcher wir geboren

wurden, die Familie, in deren liebender Mitte wir erzogen ſind, wie das Volk, dem wir zugehören, den Gang unſerer Entwickelung vor allem reflectirenden Bewußtſein ſchon beſtimmt. Daß dieſe bewußtloſe Beſtimmtheit zu ihrem Urſprunge zurückkehrend eine reinigende Kriſe der Entwickelung herbeizuführen vermag, das beweiſt das Geſchlecht im Ganzen, die Entſtehung der Reformation, ja im tiefſten göttlichen Sinne die Entwickelung der Religion der Liebe aus der des Geſetzes, der neuen Zeit der ganzen Geſchichte aus der der alten durch den Heiland ſelber. Ich aber trug das geiſtige Geheimniß meines ganzen Lebens in mir, ein jeder Fortſchritt wurzelte in der Kindheit, ja es waren die früheſten Keime, die ſich immer mehr entwickelten. So verdrängte die gänzliche Hingebung nicht das geheimnißvolle Daſein der früheſten Zeit; und daß ich wieder Lutheraner ward, war keine Wahl, ſondern der innere Entwickelungsgang meines in der Natur = Objectivität ruhenden und aus dieſer hervortretenden Lebensganges.

Nun war, als ich mich der Kirche anſchloß, dieſe, wie ſie mir aus meiner Kindheit erſchien, in Gefahr. Die Union ward nicht in der religiöſen Beſtimmtheit,

die den König leitete, von den Behörden aufgefaßt, denen er die Ausführung zu übertragen von den Verhältniſſen gezwungen war. Ihm waren die geſchichtlich gewordenen ſymboliſchen Bücher ein heiliger Schatz der Kirche, alle Geiſtlichen ſollten auf dieſe verpflichtet werden. Die Zeit der Synoden war aber verſchwunden; eine adminiſtrative Behörde hatte das Element der Kirche in ſich aufgenommen, aber vermochte ſich nicht mit dieſer, wie es nothwendig war, innerlich zu verbinden. Dieſe Trennung im Innern der Behörden pflanzte ſich in der Union fort, und eine Gewalt, die einen innern Zwieſpalt in ſich ſelbſt trug, konnte nicht nach außen als eine verſöhnende erſcheinen. Indem die Aufforderung zur Union laut ward, ſprach ſie zwar aus, was ſchon in vielen, dem Chriſtenthume zugewandten Gemüthern vorherrſchte: aber eben als die unirte Kirche ſich geſtalten wollte, mußte die Beſtimmtheit zweier ſich geſchichtlich fortbildenden kirchlichen Formen, wieder klarer als bisher hervortreten. Was unter den Theologen ein Kampf dogmatiſcher Lehren war, erſchien in den auseinandergefallenen Gemeinden deutlicher als ein traditionelles Heiligthum. Der König in ſeiner wahr=

haft chriſtlichen Pietät ehrte dieſes, es ſtand denjeni=
gen Gemeinden, die ſich in der bisherigen noch immer
geſetzlichen Geltung der Trennung beider Kirchen er=
halten wollten, frei, in dieſer zu beharren. Und in
der That nichts läßt ſich weniger durch ein Gebot
einführen als eine kirchliche Union. Sie kann nur
ausgeſprochen werden, wo ſie ſchon iſt.

Hätten die Behörden aber die Union richtig ge=
faßt und was nothwendig zu ihrem Begriffe gehört,
ſo ſchien der Eigenthümlichkeit beider Kirchen keine
Gefahr zu drohen. Denn zur Union gehören wenig=
ſtens zwei verſchiedene Perſönlichkeiten, und je ſelb=
ſtändiger beide hervortreten, je freier ſie ſich in ihrer
Eigenthümlichkeit behaupten, deſto wahrer und tiefer
wird die Union ſein. Allerdings liegt dieſe höher als
die Verſchiedenheit, aber jene verſchwindet, wo dieſe
aufhört. Man ſollte daher glauben, daß die Union
zugleich eine Aufforderung enthalten würde, an die
Reformirten, im ſelbſtändigen Sinne reformirt, an die
Lutheraner, lutheriſch zu bleiben, damit aus der durch=
geführten und feſtgehaltenen, in ſich abgeſchloſſenen
Eigenthümlichkeit beider Kirchen die Nothwendigkeit
einer höhern Einheit hervorgehe. So wird in der

innigſten Einheit der Ehe der Mann nicht weibiſch, die Frau nicht männlich werden; je männlicher der Mann, je weiblicher das Weib, deſto bedeutender wird die Union ſein, die beide unauflöslich bindet. Aber ſo trat die Union in den Händen der Behörden keineswegs hervor. Die ſymboliſchen Bücher ſollten die Geiſtlichen in beiden Kirchen verpflichten; war dieſe Verpflichtung eine Wahrheit, ſo war, wo die geſchichtliche kirchliche Ueberlieferung noch immer ihre Geltung hatte, an keine Union zu denken. Sie fand nur da ſtatt, wo die Sonderung der Lehren ihren Werth verloren hatten. Aber in dieſem Falle, war die beſtimmte Geſtalt beider kirchlichen Formen, ſo wie ſie geſchichtlich hervorgetreten, verſchwunden, und damit die Union ſelber. Ein noch unbeſtimmtes inneres chriſtliches Gefühl, da wo dieſes als ein tiefes und wahres vorherrſchte, ſchien die Differenz aufheben zu wollen, und deutete auf eine zukünftige Kirche, die aus einer Einheit beider hervorgehen ſollte. Ich bin in der That geneigt zu glauben, daß in dieſem noch unſichern Gefühle der Keim einer vielverſprechenden Einheit beider Kirchen liegt: aber ſie iſt nicht da, und ſo lange das unbeſtimmte Gefühl vorwaltet,

ſchwankt ſelbſt der Begriff der Kirchlichkeit in ſeinem innerſten Weſen. Dieſer Zuſtand iſt mit großer Gefahr verbunden, denn Meinungen mancherlei Art, das Gerede über die Kirche tritt an die Stelle der ſichern, gebietenden Naturnothwendigkeit derſelben. Wo das Höchſte ſchwankend wird, tritt die verwirrende Selbſthülfe hervor. So drohet ein Zuſtand einzureißen, der alles Kirchliche verdrängen wird. Wo iſt die Grenze der Union, wodurch unterſcheidet ſie ſich von Allem, was unter dem Namen des Proteſtantismus im Lande herumgeht, und wenn wir die noch herrſchende Geſinnung der Literatur betrachten, ein wahres Monſtrum genannt zu werden verdient? Nur die Unklarheit eines innern Gefühls konnte die Frommen über dieſe Gefahren verblenden. Sie wollten nicht einſehen, daß ſie, wie unter ſich, ſo mit den Rationaliſten, die ſie haßten, unirt werden müßten.

In Breslau war nicht bloß die Union herrſchend, ehe ſie eingeführt wurde, auch der rationaliſtiſche Proteſtantismus, der die kirchlichen Formen nicht bloß mit Gleichgültigkeit, ſondern mit Geringſchätzung betrachtete, äußerte ſich unverholen, und die Aufnahme deſſelben in die Union fand nicht allein kein Hinder-

niß, er ward vielmehr als eine Stütze derſelben betrachtet.

Gegen dieſe drohende Gefahr ſuchte Scheibel vor Allen ſich zu waffnen; er ſah die Union ſchon ſeit Jahren immer näher rücken. Seine polemiſchen Schriften ſtanden der Zeit, ihren Anſichten, ja ihrer Sprache zu fern, als daß ſie Theilnahme erregen konnten. Die kleine Gemeinde, die ſich um ihn verſammelte, erſchien daher immer iſolirter, und dennoch erkannte ich in dieſer engen Verſammlung, ſo wie ſie mir entgegentrat, eine höhere geſchichtliche Bedeutung, die nicht abhängig war von dem größern oder geringern Geſchick des geiſtigen Führers. Sie hatte Rechte, die, wie es ſchien, nicht abzuweiſen waren. Als ſie ſpäter, einer Behörde gegenüber, die eine Veränderung ihres kirchlichen Bekenntniſſes gebot, behauptete: man müſſe Gott mehr gehorchen, wie den Menſchen, wurde ihnen dieſe Aeußerung als eine freche, ja ruchloſe vorgeworfen, als wollten ſie ſich den Apoſteln gleich ſtellen. Ich geſtehe, ich erſchrak, als ich dieſen Vorwurf aus dem Munde einer Behörde vernahm, die ſich eine geiſtliche nannte. Hat denn, dachte ich, dieſe Aeußerung ihre Bedeutung

verloren, ſeit die Apoſtel ſtarben? Sie war hier eben ſehr treffend, und ſprach recht entſchieden aus, was ihnen ein Heiliges geworden war und was ſie gegen eine jede äußere Gewalt zu behaupten berechtigt waren. Denn, was ſie erhalten wollten, war nichts von ihnen Erſonnenes; ſie waren in der Kirche, deren Confeſſion ihre religiöſe Ueberzeugung ausdrückte, durch den Staat erzogen. Wenn ſie nun, was der geſetzmäßige Unterricht ihnen mitgetheilt hatte, ernſthafter nahmen, wenn es ihnen ein inneres Heiligthum geworden war, welches höher ſtand, als alle irdiſche Gewalt, waren ſie zu tadeln? Konnten ſie nicht mit Recht fordern, in dem geſchützt zu werden, was ihnen der geſetzliche Unterricht zugeführt hatte, und war die getadelte Aeußerung nicht eine völlig angemeſſene, ja ein nothwendiges Reſultat der Lehre, in welcher ſie erzogen waren?

Die von der kleinen Gemeinde gefürchtete Union ward in Schleſien auf eine ſtürmiſche Weiſe eingeführt. Zwar lange vorher angekündigt, kannte doch keiner noch beſtimmt den Tag der Einführung. An einem Sonntage vernahm man, daß den Tag darauf (den 25. Juni 1830) die Union in allen Kirchen der Stadt gottesdienſtlich

gefeiert werden ſollte; in der lutheriſchen Hauptkirche wurde das unirte Abendmahl ausgetheilt. Zwei lutheriſche Prediger theilten, nachdem ſie es ſelbſt von einem reformirten erhalten hatten, das Brot aus, der reformirte reichte den Kelch. Vorbereitet und gewonnen wurden die ſämmtlichen Gemeinden der Stadt erſt wenige Tage vorher durch eine kleine deklamatoriſche, ſonſt völlig inhaltsleere Schrift des Hauptpredigers der Stadt, die vertheilt, ja, wie behauptet wird, aus einigen Fenſtern geworfen ward. Die Bewegung in der Stadt, hatte wenig gemein mit jenen tiefen, heiligen, die neue Zeiten ſchufen, von welchen uns die Geſchichte erzählt.

Auf eine andere Weiſe war freilich ſchon ſeit langer Zeit das Volk für die Union gewonnen. Die größere Anzahl der Prediger der Stadt hatte durch den Unterricht wie durch ihre Predigten eine jede Ahnung von der Differenz der Kirchen (wenn ſie auch als ein geſchichtliches Factum mitgetheilt ward), verſchwinden laſſen, und Scheibel als einen finſtern, von jener unwiſſenden Zeit noch gefeſſelten und von den durch gelehrte und fromme Prediger längſt verworfenen Vorſtellungen geleiteten Mann der Gering-

ſchätzung und Verachtung preisgegeben. Die Zeit, die dem größten Theile der Gemeinden zur Ueberlegung gegeben ward, dauerte faſt nur von Sonnabend Abend bis Sonntag früh, und man kann wohl ſagen, daß beide Kirchen durch Ueberrumpelung beſiegt wurden. Es war freilich leicht, denn die Beſatzung war ſchon vorher entwaffnet und gewonnen.

Es waren mancherlei Schritte von Scheibels Seite gethan; es hatten mancherlei Unterhandlungen mit dem Stadtconſiſtorium, mit der königlichen Regierung, mit dem Oberpräſidenten ſtattgefunden: ſie wurden alle abgewieſen. Der König reiſte kurz vor der Einführung der Union durch Breslau, Scheibel, auf welchem das Schickſal ſeiner Gemeinde allein ruhte, der mit einem Eifer, wie er ſeit Hunderten von Jahren nicht ſtattgefunden hatte, hervortrat, verſuchte es, zum Könige zu bringen. Er ward abgewieſen. In welchem Sinne man überhaupt die Gemeinde behandelte, würde derjenige erfahren, der die Geſchichte dieſer Tage in der actenmäßigen Darſtellung Scheibels (Leipzig 1834) nachleſen will. Man kann ſich auf eine jede hier erwähnte Thatſache durchaus verlaſſen, ich werde daher nicht eine Geſchichte der Unionſtreitig-

keiten geben, die ich ohnehin nicht in allen Richtungen kenne. Mein Verhältniß zu der ſtillen Gemeinde und zu Scheibel muß aber vorzüglich hervorgehoben werden.

Alle Kirchen waren von der Union in Anſpruch genommen. In einer kleinen Spitalkirche, wo ein junger ſehr begabter Mann (Herr Thiele) die Predigerſtelle verſah, drängte ſich die Gemeinde zuſammen. Es war merkwürdig, wie ſehr das raſche Verfahren der Regierung ſelbſt auf Scheibels Anhänger wirkte. Viele, die ſpäter einer jeden Verfolgung trotz boten, wagten an dieſem Tage doch nicht, in der kleinen abgeſonderten Kirche zu erſcheinen. Ueberhaupt gehört zu den merkwürdigſten Ereigniſſen dieſer Tage, die für den beſonnenen Betrachter ſo lehrreiche Wiederholung des geſchichtlichen Typus der Religionsverfolgungen, wie er zu allen Zeiten ſich geſtaltet und wie er jetzt wieder erſchien. Nie hatte ich früher ahnen können, daß ich ein Schauſpiel dieſer Art, an deſſen Möglichkeit in unſeren Tagen, meiner Meinung nach, nie gedacht werden konnte, erleben, ja ſelbſt darin verflochten werden ſollte.

Auf eine ſo überraſchende Weiſe war nun die

Union wirklich eingeführt, nicht, wie der König wollte, ihre Annahme oder Nichtannahme den Gemeinden überlaſſen. Aeußerte doch die höchſte weltliche Behörde ſich folgendermaßen: ſie ſei überzeugt, daß die Union der chriſtlichen Kirche keine Gefahr bringe, und dieſe Ueberzeugung erſchien als maßgebend.

Die Betäubung des erſten Tages verſchwand ſchnell, und der feſte Entſchluß, von der errungenen Ueberzeugung nicht abzuweichen, trat an die Stelle. Man bedenke meine Stellung bei dieſem Ereigniß. Meinen religiöſen Standpunkt habe ich oben angegeben; ich hätte, wird man ſagen, ſtille ſitzen können und es hätte ſich auf jede Weiſe für meine literäriſche Stellung beſſer geziemt. Mir war nun, ich geſtehe es, nach den Erfahrungen, die ich gemacht hatte, unter allen Dingen die öffentliche Meinung am gleichgültigſten geworden. Ich opferte, meiner Geſinnung nach, nicht viel, indem ich ihn preisgab. Daß eben in dem Augenblicke, wo ich die Sehnſucht, mich einer Gemeinde einzuverleiben, am tiefſten fühlte, eine ſolche, welche die mir heilige Lehre meiner Kindheit vertrat, in Gefahr war, vernichtet zu werden, und meine Hülfe anrief, konnte

ich nicht als einen blinden Zufall betrachten; innerlich bewegt und wahrhaft ergriffen, verband ich mich mit dem armen verfolgten Ueberreſte der lutheriſchen Kirche. Ich gehörte der Gemeinde zu, meine Tochter war von Scheibel religiös erzogen und hing an dieſem herrlichen Lehrer mit ganzer Seele. Sie kannte die Zweifel, die mich beunruhigt hatten, nicht. Meine Frau, die freilich eine ganz andere Erziehung genoſſen hatte, war ſchon längſt für eine ernſte Religioſität gewonnen. Was uns jetzt gemeinſchaftlich durchdrang, vereinigte uns inniger als je. Aber obgleich ſo für mich, meiner einmal wach gewordenen Geſinnung nach, keine Wahl blieb, drängte ſich dennoch ein zweites Moment der Betrachtung auf, wenn auch als ein ſecundäres, doch ſehr entſcheidendes. Es war mein Verhältniß zu meinem theuern Freund Scheibel; ich hatte es gewagt, ſeine Sache den Behörden gegenüber zu vertreten, er hatte zu mir ein Vertrauen gefaßt, welches unerſchütterlich war; eben jetzt, wo die Hauptprüfung ihn traf, die er lange geahndet, auf die er ſich vorbereitet hatte, würde ich ihn, durch ein ſtillſchweigendes Zurücktreten, zwar nicht ſchwankend gemacht haben, aber ich hätte ſein Herz gebrochen.

Eben das Unerſchütterliche ſeiner Ueberzeugung, der feſte Muth des ſonſt furchtſamen Menſchen, bildete eine Kriſe in meinem Leben, ſo entfernt wir auch durch intellectuelle Bildung von einander blieben. Eben dieſe Unzugänglichkeit, dieſe Abweſenheit aller Zweifel, die mich quälten, ſtellten ihn mir als das höchſte Naturobject dar, in welchem der Abgrund einer heiligen göttlichen Abſichtlichkeit ſich verbarg, und verwandelten ihn in einen Repräſentanten der Kirche, die ich ſuchte.

Die bedrängte Gemeinde, die ſich, freilich nicht — nach der Anſicht der herrſchenden Adminiſtration — in Stadtvierteln eingetheilt, gebildet hatte, war nicht groß. Sie beſtand etwa aus zwei bis dreihundert Familien. Es waren meiſtens achtbare Bürger, gewohnt, ein ſtilles religiöſes Leben zu führen. Einige theologiſche Candidaten, ſelbſt jüngere Prediger, ſchloſſen ſich an, zwei bedeutende Männer aus den höheren Ständen gehörten uns ebenfalls zu. Es war bemerkenswerth, daß ich grade damals Rector der Univerſität war, und Profeſſor Huſchke, der meine Ueberzeugung und meinen Entſchluß theilte, war Decan der juridiſchen Facultät. Huſchke war ſchon ſeit

längerer Zeit mein vertrauter Freund; den Herrn Oberlandes-Gerichtsrath v. Haugwitz lernte ich jetzt erſt kennen.

Die Mitglieder der Gemeinde hatten ſich bei Scheibel gemeldet, und ihre Abſicht, in der Trennung von der Union zu beharren, entſchieden erklärt. Correſpondenzen mit dem Conſiſtorium der Stadt und Scheibels dadurch hervorgerufene Erklärungen hatten ſeine Suspenſion von allen amtlichen Beſchäftigungen, die Kranken-Communion ausgenommen, herbeigeführt, und da alle Behörden in geiſtlichen Angelegenheiten von dem hohen Miniſterium bis zu dem Stadt-Conſiſtorium herunter uns entſchieden feindlich gegenüberſtanden, ward beſchloſſen, daß wir uns unmittelbar an Seine Majeſtät den König wenden wollten. Bis jetzt war in allen preußiſchen Ländern die Sache der Union lediglich von den Geiſtlichen betrieben; keine einzige Gemeinde ſchien bei der Sache ein Intereſſe zu haben. Das heißt, was ich Gemeinde nannte; nicht die bloß ſtatiſtiſch adminiſtrative Eintheilung nach Stadtvierteln. Schon lange hatte dieſe Erfahrung mich mit Schrecken erfüllt. Wie Alles überwältigend der Formalismus der preußiſchen Adminiſtration war,

zeigte ſich hiedurch auf eine überraſchende Art. Die Geiſtlichkeit ſtand nicht etwa auf irgend eine Weiſe religiös ſelbſtändig dieſer gegenüber, ſie beherrſchte mit den weltlichen Behörden verſchmolzen, ſelbſt die innerſten Angelegenheiten des Glaubens, und nirgends unter den wachſenden Millionen äußerte ſich bei dem Volke die Exiſtenz einer Gemeinde. Hier in Breslau erſchien in dem Lande, welches die Hauptmacht des Proteſtantismus in Deutſchland (in Luthers Vaterlande) repräſentirte, die erſte verſuchte Oppoſition innerhalb eines ſehr beſchränkten Kreiſes. Sie war in ihrem Urſprunge völlig rein religiös, in ihrer Mitte war kein Funke von politiſcher Unruhe, ſie ward gebildet durch die legitimſten, gehorſamſten, treueſten Unterthanen des Königs, ſie war begründet durch eine völlig geſchichtlich legitime Berechtigung. Ich konnte vielleicht die Anſichten dieſer Oppoſition nicht theilen, aber obgleich ſie ſich nur unter wenigen durch ihre Stellung ſcheinbar meiſt geringen Männern bildete, erkannte ich ihre große geſchichtliche Bedeutung, und in der That, ſie hat zuerſt eine Kriſe in der Stellung der Kirche zum Staate hervorgerufen und das Recht durch Bekenntniß verbundener Gemeinden zur Sprache gebracht.

So lange die Geiſtlichkeit allein die Sache verhandelte, konnte die Obrigkeit mit vollem Rechte behaupten: Eure Streitigkeiten gehen uns nichts an. Für das Recht der Lutheraner, ſich in ihrer rein kirchlichen Form zu behaupten, war Scheibel in ganz Deutſchland allein hervorgetreten. Eine ſolche völlig vereinzelte Oppoſition dem Könige als eine Halsſtarrigkeit, als einen Wahnwitz darzuſtellen, war nicht ſchwer. Von jetzt an, erklärte ich bei der erſten Verhandlung in meiner Wohnung, kann Scheibel allein nichts ausrichten, die Gemeinde muß hervortreten.

So war ich durch die Verwickelung der Verhältniſſe und durch die Gefahr des Moments ohne weitläufige und ausgedehnte Reflection, der Erſte, der in Deutſchland die Rechte einer Gemeinde, die in der Art, wie ſie bisher beſtanden hatte, fortbeſtehen wollte, in Anſpruch zu nehmen wagte. Es iſt jetzt eine Frage, die bei dem erwachten religiöſen Sinne, bei der Sehnſucht nach einer wahrhaft kirchlichen Form, immer dringender und auch bei uns ein Gegenſtand der ernſthaften Erwägung des trefflichen Königs und ſeiner Räthe geworden iſt. Hätte die lutheriſche Kirche, wie ſie ſich in Breslau zu bilden anfing, auch keine an=

dere Verdienſte gehabt, als die, einen Einfluß der Gemeinden auf die Berufung ihrer Prediger, eine Garantie für die Fortbeſtehung ihrem Bekenntniſſe gemäß, zu erhalten, ſo dürfte ich doch behaupten, daß dieſes Moment der Bildung von großer Wichtigkeit war.

Als ich den Vorſchlag machte, war ſchon Vieles geſchehen. Der Druck der Schriften für die Lutheraner war verboten, Scheibel und Thiele waren ſuspendirt; es ward beſchloſſen, im Namen der Gemeinde eine Bittſchrift an den König aufzuſetzen. Nun war eine Verabredung mit den Mitgliedern dieſer Gemeinde nothwendig. Durch Profeſſor Huſchke ward ſorgfältig ein jeder ungeſetzlicher Schritt vermieden. Zwölf Mitglieder, die nach Scheibels genauer Bekanntſchaft aus der Gemeinde gewählt, und in meinem Hauſe verſammelt waren, beſchloſſen, mit Scheibel zugleich ſich an Seine Majeſtät zu wenden. Mir ward die Anfertigung dieſer erſten Bittſchrift übertragen und ſie ward von uns elf (Scheibel unterſchrieb ſie nicht) auf die geſetzmäßige Art an das Miniſterium geſandt, um durch dieſes an Seine Majeſtät befördert zu werden. Ich war bis dahin mit

keinem der Mitglieder der Gemeinde in perſönliche Berührung gekommen, nichts Gemeinſchaftliches hatte die Gemeinde in Bewegung geſetzt. Meine ganze Thätigkeit beſchränkte ſich auf freundſchaftliche Geſpräche, die freilich immer wärmer, immer bedeutender wurden und nothwendig weiter führen mußten. Jetzt ſtand ich in der Mitte einer tiefbewegten Gemeinde; ein jedes Mitglied derſelben hatte das Recht, mich aufzuſuchen, denn ich war ihr Repräſentant geworden. Allerdings entſtanden bei dieſer Annäherung mancherlei Bedenken, aber ich ſuchte ſie entſchieden zu unterdrücken. Daß eine erſcheinende Kirche, den ſchwankenden Meinungen, gegen welche man ſich zu ſtellen hatte, und jetzt der Staatsgewalt, die ihr mit dem Untergange drohte, gegenüber, viele nicht ganz zu billigende Elemente bei ihrer Entſtehung in ſich trug, war zu erwarten, und mußte, wenn das Motiv der Vereinigung nur daſſelbe war, geduldet werden.

Aber eine Hauptdifferenz zwiſchen mir und der Gemeinde trat doch ganz entſchieden hervor. Ich war vielleicht derjenige, der von der Stellung unſerer Sache dem Könige und dem Miniſterio gegenüber am beſten unterrichtet war. Ich wußte, mit welchem unbeding=

ten Vertrauen der König den höheren Behörden die Sache der Union übergeben hatte; mir war der Geſichtspunkt, von welchem aus der Miniſter unſere Sache betrachtete, nicht unbekannt. Dieſer berief ſich unbedenklich auf die Majorität, er legte dem Könige den Bericht von dem überraſchenden Zutritte faſt aller Gemeinden zur Union vor. Wenn auch hier und da ſelbſt in Berlin einzelne Prediger mit Bedenken hervortraten, ſo wurden dieſe doch ohne große Mühe beſeitigt. Der Begriff der Kirche war ſo ſchwankend geworden, die Gleichſtellung derſelben mit der Perſönlichkeit des geiſtlichen Lehrers hatte ein ſo großes Gewicht erhalten, daß ſelbſt die frommſten Prediger glaubten, ihre Pflicht erfüllt zu haben, wenn ſie ihre perſönliche Ueberzeugung nicht gehemmt ſahen. Eine Garantie für die Zukunft ſchien ihnen durchaus überflüſſig. Daß nun in einer Provinzialſtadt 3—400 Familien, geleitet von einem Theologen, deſſen fremdartige, ja faſt bizarre Schriften ihm einen üblen Ruf zugezogen hatten, den allgemein günſtigen Erfolg hemmen ſollten, ſchien den hohen Behörden unerträglich und nicht zu dulden. Seit vielen Jahren war der Entſchluß, die Union als die herrſchende Kirche im

Lande zu begründen, eingeleitet worden. Sie breitete ſich durch mancherlei Mittel, die wohl nicht immer von der höchſten Behörde ausgingen und kaum in jeder Beziehung zu rechtfertigen waren, aus. Der König mußte glauben, ſeinen frommen und chriſtlichen Wunſch erfüllt zu ſehen. Und nun trat der Breslauer Skandal hervor. Daß unter dieſen Umſtänden es faſt unmöglich für den König war, unſere Angelegenheit völlig rein aufzufaſſen, iſt begreiflich. Ich glaubte die Verſammlung der Repräſentanten auf die großen Schwierigkeiten, die uns vorlagen, ohne Rückhalt aufmerkſam machen zu müſſen. Die Antwort war, wie ich ſie erwartete. Ihre Sache ſei vor Gott gerechtfertigt, er habe die Herzen der Könige in ſeiner Gewalt; ihm, ſagten ſie, hätten wir unſere Sache übergeben. Allerdings erinnerte ich an den eiſernen Luther, der ſich doch in Manches fügte, wo der Hauptſache nicht Unheil drohte. Eine chriſtliche Klugheit iſt in der heiligen Schrift nicht zurückgewieſen, vielmehr geboten, und glauben wir uns Werkzeuge in der Hand des Herrn nennen zu dürfen, ſo ziemt ſich für uns beſonders ein verſtändiges und beſonnenes Betragen. Nun machte ich auf den Unterſchied in der Stel-

lung unſerer Kirche, in Beziehung auf die Union, und auf die von dieſer verſchiedene Stellung in Beziehung auf die Agende unſerm Könige gegenüber aufmerkſam. Bei der Union — das iſt der ausdrückliche Wille des Königs — ſoll durchaus kein Zwang ſtattfinden. Wenn die Behörden, beſonders in den Provinzen, durch ein wenigſtens innerlich gewaltſames Verfahren den chriſtlichen Predigern und Gemeinden keine Zeit zur Ueberlegung gönnten, ſo fand dieſes Verfahren nicht in Uebereinſtimmung mit dem königlichen Willen ſtatt. War es nun unſere einzige, wahre Abſicht, unſere Confeſſion rein abgetrennt von der Union zu erhalten und Garantieen für die Zukunft zu erlangen, ſo mußten wir vor Allen als der gebietenden Obrigkeit gehorchend erſcheinen. Nun aber war die Oppoſition gegen ein königliches Gebot dem Ungehorſam gleich. Die Union war nur gewünſcht. Wenn wir auch dieſen königlichen Wunſch nicht erfüllten, ſo handelten wir zwar gegen ſeine Hoffnung, aber dennoch ſeinem Willen gemäß. Die Agende aber war geboten und der König betrachtete es als ein ihm zukommendes geſchichtliches Recht, eine ſolche in Uebereinſtimmung mit ſeinen geiſtlichen Räthen einführen zu können.

Man wirft zwar der Agende vor, daß ſie entworfen ſei, um die Union herbeizuführen. Der Wunſch mag zum Grunde liegen; man dachte ſich die Union als eine Verſchmelzung beider Kirchen, die man mit völliger Wahrſcheinlichkeit erwarten konnte. Ich verſuchte ſpäter es auseinander zu ſetzen, wie wir bei der uns geſtatteten Freiheit, eine jede unbeſtimmte oder ſich der reformirten Kirche fügende Aeußerung in eine lutheriſche zu verwandeln, ohne unſern heiligen Hauptzweck aufzugeben, uns dem königlichen Befehl unterwerfen konnten. Aber die ganze Verſammlung erhob ſich einſtimmig gegen mich; ich konnte befürchten, den Uebrigen verdächtig zu werden, wenn nicht das unbedingte Vertrauen, welches mir Scheibel ſchenkte, ſich auch den übrigen Beiſitzern unſeres Rathes mitgetheilt hätte. Vergebens verſuchte ich es, den Verſammelten klar zu machen, daß der König eine ausdrücklich gebotene Anordnung nicht zurücknehmen würde, ja in einer ſchwankenden Zeit, wie die unſrige, nicht durfte. Die erſte Bittſchrift, die ich entwarf, und die von der Gemeinde angenommen wurde, konnte nur von der Idee der Kirche ausgehen, von der unſichtbaren, nicht von der in den Bedrängniſſen der Zeit doch auch nicht

ohne göttliche Leitung erſcheinenden. Dieſer gemäß iſt freilich der Gottesdienſt in allen ſeinen Geſtaltungen der reine Ausfluß des Bekenntniſſes einer beſtimmten Kirche, kann ſich aber nur, wie in einem jeden wahrhaft Lebendigen, von innen herausbilden. Ich benutzte dieſe Auffaſſung, um den Verdacht geiſtiger Beſchränktheit nicht allein zu heben, ſondern auch den Gedanken, die Kirche als eine alle weltliche That umfaſſende, jedes menſchliche Werk der Hände oder des Geiſtes erhebende göttliche Macht, darzuſtellen, und glaubte den verſammelten Mitgliedern verſtändlich zu ſein. Die Bittſchrift ward von den, der Mehrzahl nach einfachen, Mitgliedern unterzeichnet. Man findet dieſe als ein Aktenſtück in der oben erwähnten Scheibelſchen Schrift. Dieſe erſte an das Miniſterium eingereichte allerunterthänigſte Bitte ſetzte freilich die Conſtituirung einer Gemeinde auf eine Weiſe voraus, wie ſie bisher nicht ſtattgefunden hatte, die alſo nicht mit der geſetzlichen Gewohnheit übereinſtimmte, aber auch nicht dem Geiſte der Geſetze widerſprechend genannt werden konnte. Bei mir aber erhielt ſich die Ueberzeugung, daß man zwar von der Union ſich trennen müßte, deren Unbeſtimmtheit und Unklarheit

alle Elemente der innern Kämpfe, die ich, jetzt mich den Sechzigern nähernd, durchlebt hatte, in ſich enthielten, wohl aber dem Befehl des Königs, die Agende anzunehmen, Folge leiſten dürfte.

Man könnte behaupten, daß, wenn dieſe Differenz mich gleich vom Anfange an von der Gemeinde trennte, ich nicht länger ihr Repräſentant ſein konnte. Aber der Keim einer beſtimmten Kirche, die mit geſchichtlicher Realität hervortrat, zog mich mächtig an. Von dieſem konnte, durfte ich mich nicht trennen. Und wie gefährlich ein ſolcher innerer Zwieſpalt werden mußte, welche Waffen ich dadurch den gefährlicheren Gegnern in die Hände gab, ſah ich ſehr wohl ein. Ich war zu plötzlich in eine Thätigkeit hineingeriſſen worden, deren beſtimmter Inhalt und Umfang mir nicht völlig klar war. Hier will ich nun darzuſtellen ſuchen, wie ſich meine urſprüngliche Anſicht immer beſtimmter ausbildete, und mich zuletzt aus der Mitte der eigentlichen Gemeinde auszuſcheiden zwang, ohne mir ihr Vertrauen zu entreißen.

Wenn ich die Agende durchlas und ihren Inhalt erwog, ward es mir immer klarer, daß in dieſer die chriſtlich religiöſe Geſinnung, wie ſie den König und

ſeine Anordnungen leitete, recht beſtimmt ausgedrückt vorlag. Die gottesdienſtliche Feierlichkeit war bisher den Geiſtlichen und ihren ſchwankenden Meinungen völlig preisgegeben. So konnte man in Preußen in Kirchen hineintreten, die durchaus in allen ihren Aeußerungen nicht durch die Predigt allein, ſondern auch durch eine jede gottesdienſtliche Handlung ein Ausdruck des ſeichteſten Rationalismus genannt werden mußten; und um dieſem ſo gefährlichen Zuſtande deſſen, was man noch immer Kirche nannte, entgegenzutreten, war eben die Uebereinſtimmung der gottesdienſtlichen Feierlichkeiten, alſo die Einführung einer Agende, nothwendig. Der König war überzeugt, ein ihm geſchichtlich überliefertes Recht zur Beſtimmung der Form der Agende zu beſitzen, und hielt es bei der herrſchenden Verwirrung entſchieden für ſeine Pflicht, es auszuüben. Die Union bezeichnete den kirchlichen Zuſtand des Landes, die Agende erſetzte leider die fehlende beſtimmte Confeſſion. Daß man ſich richten ſollte nach irgend einer möglichen Oppoſition, die noch nicht entſtanden war, mußte man eine ſeltſame Forderung nennen. Man konnte ſelbſt zugeben, daß dieſe Agende die Abſicht hatte, die noch Zweifelnden für die Union

zu gewinnen, ohne daß man berechtigt wäre, darauf, ſowie die Sachen vorlagen, irgend einen Vorwurf zu gründen Nun aber, als hier und da Bedenklichkeiten laut wurden, ward auf dieſe Rückſicht genommen, und um ſie zu beſeitigen, erlaubt, diejenigen Ausdrücke, die eine Unbeſtimmtheit enthielten, mit beſtimmteren umzutauſchen.

Allerdings blieb eine Schwierigkeit zurück, die in der Natur der Sache lag und ſich nicht heben ließ. Die Geiſtlichen wurden nicht allein auf das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß, ſondern auch auf die augsburgiſche Confeſſion verpflichtet. Ward dieſe Verpflichtung ſtreng genommen, dann war die Union unmöglich; ward ſie im Sinne dieſer letztern genommen, dann trat die gefährliche Unbeſtimmtheit des Gottesdienſtes in die innerſte Mitte der Lehre ſelbſt hinein. So aber mußte ſie noch gefährlicher erſcheinen, denn der Gottesdienſt iſt, ſeiner Wahrheit nach, eine in die Erſcheinung getretene Aeußerung der Lehre, in ſo fern ſie ſich durch die gemeinſchaftliche That der Gemeinde zu verwirklichen ſucht. Aber dieſe Schwierigkeit galt nur für die Union ſelber, nicht für diejenigen, die ſich erklärten, ſie nicht annehmen zu wollen.

Denn eine ſolche Erklärung gründete ſich ja eben auf die feſtgehaltene Beſtimmtheit beider Confeſſionen, durch welche die entgegenſetzte ausgeſchloſſen wurde.

Die Breslauer Lutheraner hatten, wie mir ſchien, um ſo weniger Urſache, gegen die Agende zu opponiren, weil dieſe ein allerdings modificirtes Schema der alten Wittenberger war, und man in dieſer Rückſicht faſt eher einen Widerſtand von Seiten der Reformirten erwarten mußte. Ich konnte, je genauer ich mit dem Agendenſtreit bekannt wurde, deſto weniger die Nothwendigkeit, den ausdrücklichen königlichen Befehl abzuweiſen, einſehen. Zwar wenn man ohne Rückſicht auf die geſchichtliche Entwickelung ganz allgemein gehaltene Betrachtungen über das Verhältniß der Kirche zum Staate anſtellte, war es unleugbar, daß dieſer an einem tief greifenden Mangel litt. Die Reformation hatte leider von ihrem Urſprung an, um Schutz gegen den mächtigen Papſt zu erhalten, den Fürſten eine Gewalt zugeſtanden, die nothwendig der Kirche bei ihrer Entwickelung gefährlich werden mußte. Bei der, von warmen religiöſem Eifer durchdrungenen, Bildung des Proteſtantismus, als alle, von demſelben Geiſte beherrſcht, Geiſtliche, Bürger und Herrſcher in

gleichem Sinne handelten, zeigte ſich dieſe Gefahr weniger deutlich. Aber als Zwieſpalt unter den Proteſtanten hervortrat, als eine abweichende Anſicht Luther gegenüber, immer entſchiedener, heftiger hervortrat, als alle Vergleichungsverſuche die feindſelig trennende Geſinnung ſtärkten, wo ſollte man eine möglich ordnende Gewalt ſuchen? Offenbar war ſie nur von den weltlichen Herrſchern zu erwarten, nachdem ſie aus der innern geiſtigen Mitte der Kirche ſelbſt verſchwunden war.

Als nach der Beendigung des dreißigjährigen Krieges die ſtille, innige und fromme Anhänglichkeit an die kirchliche Lehre ſich nur in den Familien rein erhielt, die allgemeine Begeiſterung, die alle Gemüther in Bewegung ſetzte, erloſchen war, blieben die kirchlichen Angelegenheiten ganz der Geiſtlichkeit überlaſſen. Die herrſchenden Anſichten, welche die reformirte und lutheriſche Kirche trennten, wurden als hiſtoriſch gegeben betrachtet, zugleich einer immer ſpitzfindigern Dogmatik preisgegeben, und hielten ſich, beſonders in der lutheriſchen Kirche, treu an die Reſultate, die ſich aus den Streitigkeiten einer religiöſeren Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege entwickelt hatten.

Zwar hatte Luther durch den eben ſo geiſtreichen wie tief religiöſen Inhalt ſeiner heiligen Unternehmung eine Gewalt der Sprache entwickelt, wie ſie ſeit der Blüthe des Mittelalters nicht gehört ward. Die gebundenen Zungen ſchienen gelöſt, und nichts beweiſt mehr, daß die Bewegung, wie eine allgemein religiöſe, ſo auch eine tief nationale war, als die Macht der neuen Sprache, die Luther verliehen ward. Sie deutete auf eine neue, mächtige, geiſtesſchwangere Zukunft. Doch wer kann ſich in die ſpäteren wittenberger Streitigkeiten und ihre Reſultate vertiefen, ohne mit einer Art von Grauen von dem trüben Inhalte derſelben, und von der knarrigen widerwärtigen Sprache ſich abzuwenden. Alles, was mich in meiner frühen Jugend, da ich mich als für die Theologie beſtimmt betrachtete, unwiderſtehlich abhielt, dieſes Fach zu wählen, trat jetzt, da ich durch eine wunderbare Fügung, wenn gleich als ein Laie, dieſem näher ſtand, mir immer mächtiger entgegen. Eine Confeſſion, wie ſie in der Geſchichte, Kirchen conſtituirend ſich bildet, wird, wenn ſie rechter, reinigender Art iſt, nothwendig ein Abſolutes ſein, ein Unveränderliches, Heiliges, der Zukunft, der Zeit Gebietendes; und ſo wie ſie in der

Geſchichte erſcheint, enthält ſie zugleich die höchſte geiſtige Entwickelung, und reißt mit göttlicher Gewalt alle Thätigkeit des geiſtigen Lebens an ſich. Das kirchliche Element muß alle Momente des Volkslebens durchdringen, jede Zunge in ihrer Art löſen, Wiſſenſchaft und Kunſt in geiſtiger Freiheit erheben und heiligen, alle Wünſche des Staats und der Bürger weihen und tragen, die Sprache bereichern und veredeln, ſo daß Alles, was herrlich und groß, Alles, was mächtig und vornehm iſt, die Herrlichkeit des Herrn zu verkündigen gezwungen wird, und alle innere wie äußere Macht auf die Knie ſinkt vor Ihm. Aber dieſer lebendige, das Erkennen wie das Handeln beherrſchende Strom des Geiſtes, welcher das Innerſte und Tiefſte des Glaubens in Bewegung ſetzt, war im Laufe der Zeiten gehemmt und an die Stelle des friſchen belebenden Fortrauſchens des ewigen Meeres der Liebe, trat, vor Allem in Deutſchland, eine furchtbare, Alles zerſtörende Ueberſchwemmung. Ruhigere Zeiten kamen zum Vorſchein, aber das überſchwemmte Land zeigte die Spuren der traurigen Ruinen eines in ſich zerrütteten, durch wilde Kämpfe ermüdeten Geſchlechts. Da ſuchte man auf der Stätte der Ver=

wüſtung die armſeligen Reſte einer frühern Zeit. Die innere Kraft eines lebendigen Fortſchreitens war verſchwunden, und man hielt ſich an das, was man vorfand. So trat an die Stelle der religiöſen Begeiſterung die Schule der Theologen, an die Stelle der Kirche die Dogmatik, und die wenigen Spuren einer innerlichen Erinnerung früherer Zeiten zogen ſich unbemerkt in kleine, von der Geſchichte ausgeſchiedene, Gemeinden zurück. Was nur in einer organiſchen Einheit lebendige Bedeutung hatte, trat jetzt in hemmender Trennung hervor: die Orthodoxie ward erſtarrter Buchſtabe einer Schullehre, der Geiſt des Handelns vertrocknete in ſogenanntem Pietismus, und Erkennen wie Handeln zerfloſſen in dem Gefühle der Brüdergemeinde. Daß die lutheriſche Orthodoxie, wie ſie aus den theologiſchen Streitigkeiten des ſechzehnten Jahrhunderts ſich hervorwand, und ſelbſt die Ausdrücke, die Sprache dieſer Zeit beibehielt, unter den Breslauer Lutheranern herrſchend wurde, ließ ſich vorausſehen. So kam eine enge Buchſtäblichkeit zum Vorſchein, wie ſie in Luthers Seele gar nicht entſtehen konnte; denn wo die Hingebung eine unbedingte iſt, da wächſt aus dieſer die freie göttliche, dem Kinde

geſchenkte Freiheit hervor. Jetzt aber wurden die Worte der heiligen Schrift: „der Buchſtabe tödtet, aber der Geiſt macht lebendig“, 2 Corinth. 3, 6., ſelbſt benutzt, um die Knechtſchaft zu verkündigen.

Es war eine neue Aufgabe, die ſich mir unwiderſtehlich aufdrang, zwiſchen einer Beſtimmtheit des Glaubens der Kirche, in welcher allein eine unbedingte Hingebung ſich verwirklichen konnte, und der Knechtſchaft des Buchſtabens die entſcheidende Sonderung zu erkennen, ohne der Religion ihre feſte Geſtaltung, oder der Theologie ihren hohen Werth durch freie Ausbildung zu rauben. Ich kann und darf leider hier nicht auseinanderſetzen, wie mir dieſes gelang, es würde mich zu tief in fremde Regionen der Betrachtung hineinführen. Zwar habe ich meine Anſicht in dieſer Beziehung in einer eigenen Schrift (die Religions-Philoſophie 1837) zu entwickeln geſucht, darf aber leider nicht behaupten, daß meine Darſtellung bei Andern die innige Ueberzeugung hervorgerufen hat, die mich beruhigt und beglückt.

Doch daß unter Scheibels Anleitung nur eine in ſich verſunkene Kirche in der jetzt erſtorbenen Form längſt verſchwundener Jahrhunderte, ſich wieder er-

heben konnte, das mußte ich, wie ich ihn kannte, freilich erwarten. So lange die lutheriſche Kirche ſich in einer kleinen Gemeinde ſtill und, freilich mehr überſehen als geduldet, erhielt, erſchien eine jede ſtarre Aeußerung mehr als Gegenſtand geſelliger Unterhaltung und perſönlicher Subjectivität, und dadurch beweglicher, als ſie ihrer Natur nach war.

Aber jetzt waren die Verhandlungen, wie ſie zur Sprache kamen, einflußreicher; ſie bildeten nicht mehr Gegenſtände perſönlicher Geſpräche, endigten vielmehr mit den Beſchlüſſen der bedrängten Gemeinde, und dieſe, ſo klein ſie war, ſollte, wie ich, als die Repräſentanten der Gemeinde ſich zu verſammeln anfingen, hoffte, nicht in ſich abgeſchloſſen ſtehen bleiben, ſondern ſich immer weiter ausdehnen, eine wirklich geſchichtliche Kirche bilden. Ihre Forderungen ſollten nicht bloß auf vermißte Rechte gehen, vielmehr aus einer entſtandenen lebendigen Berechtigung einer geiſtig tüchtigen und mächtigen kirchlichen Individualität entſpringen.

Als der König die Einführung einer kirchlichen Agende befahl, nicht bloß anrieth, war er in ſeinem vollen Rechte; als er ſie ſo entwarf, daß ihr Ziel die

Union war, ſprach er einen alten Wunſch der ganzen preußiſchen Dynaſtie aus, und zwar einen ſolchen, der, je mehr die Zeit die religiöſe Eigenthümlichkeit entwikkelte, deſto vollſtändiger berechtigt ſchien. Die Macht, welche die weltlichen Herrſcher über die Kirche ausübten, war nicht aus dem willkürlichen Entſchluß eines Monarchen entſprungen, ſie war durch den Verlauf dreier Jahrhunderte aus der langſam ſich hervorbildenden Verwickelung aller Verhältniſſe entſtanden. Was ſo entſteht, muß als eine göttliche, oder was daſſelbe iſt, geſchichtliche Fügung betrachtet werden. Man könnte es ein Strafgericht Gottes über die in ſich verſunkene Kirche nennen: aber einem ſolchen muß man ſich geduldig unterwerfen; es ſoll uns Kraft geben zu einer innern ſtärkenden Reinigung, nicht zu einem ohnmächtigen Widerſtande. Jene bibliſche Vorſchrift: du ſollſt der Obrigkeit, die Gewalt über dich hat, gehorſam ſein, muß in einem viel weitern Sinne, als gewöhnlich, genommen werden; ſie gilt nicht für einzelne Perſönlichkeiten allein, ſie gilt für Fürſten, welche die geſchichtliche Gewalt ihrer Zeit verkennen und eben daher nicht zu beherrſchen vermögen. Was geſchicht-

lich entſtanden iſt, ſoll, wo es ſich verirrt, geſchichtlich auf die rechte Bahn geführt werden.

Ich dachte mir den großen Erfolg, den eine Annahme der Agende haben konnte. Die Kirche hätte ſich dann dem königlichen Gebote gehorſam unterworfen, ohne die Eigenthümlichkeit, den innerſten Kern ihrer Lehre aufzugeben; ſie hätte dann ein um ſo größeres Recht erhalten, ſich von der Union zu trennen. Es ward mir völlig klar, wie der König dazu kam, die Agende ganz im Sinne der Union zu entwerfen, und was ihn dazu brachte, ſpäter zu erlauben, daß weſentliche Veränderungen mit ihr vorgenommen werden durften. Er mußte, nach dem, was er durch die Behörden erfuhr, vorausſetzen, daß die Union ohne irgend einen beachtenswerthen Widerſtand einzuführen wäre. Aber daß der Widerſtand bedeutender war, konnte ihm dennoch in der Länge der Zeit nicht verborgen bleiben. Da kam die Agende, und zwar, ſoweit die königliche Autorität es erlaubte, in die Hände der Gemeinden, und der König handelte mit vollem Rechte. Beſonders hatte die lutheriſche Kirche ſich von da an über nichts zu beklagen.

Ich wage es nicht, die Agende eine durchaus zweckmäßige zu nennen, aber ſie war entſtanden aus einer von dem Könige ſelbſt durchgeführten Vergleichung aller Agenden ſeiner Vorfahren; ſie hielt ſich an die älteren, und war in der That eine wirklich lutheriſche, ihrem Zuſammenhange nach der älteren Wittenberger Agende ähnlich. Luther, der ſeine Zeit kannte, war eben deswegen der Beherrſcher derſelben. Er ſchonte die Reſte des Katholicismus, die noch eine Bedeutung hatten. Wie lange duldete er die Meſſe. Was er aber ſo beibehielt, ſollte durch die kräftiger hervortretende Geſinnung, nicht durch eine Verfügung von außen beſiegt werden. Und ſo geſchah es. So blieb in ſeiner Agende der Gang des Gottesdienſtes vorläufig katholiſch; von dem gloria in excelsis an bis zum Schluß. Freilich hatte ſie durch die Entfernung aller feierlichen Ceremonien der katholiſchen Kirche, nicht allein allen Glanz, ſondern auch faſt alle Bedeutung verloren. So dürftig die übrig gebliebenen Reſte der wittenberger Agende in der Art, wie ſie beibehalten wurden, erſchienen, ſo tröſteten ſie doch die Beſchränkten; die Tiefergeſinnten zogen ſich allmälig von der Theilnahme an der Liturgie zurück. Man fing an einzuſehen, daß

der Geſang als das gemeinſchaftliche laute Gebet, in welchem alle irdiſche Individualität ſich opferte, das ſtumme, in welchem eine jede Perſönlichkeit in ſich verſank, die Predigt, durch welche die Lehre ſich geltend machte und verkündigt wurde, endlich die Sacramente, durch welche unabhängig von der Gemeinde wie von dem Verkündiger des Worts das Göttliche in heiliger Gegenwart hervortrat: die weſentlichen Momente des Gottesdienſtes enthielten. Allerdings entſtand mit dieſer Steigerung des Innerlichen zugleich die Neigung, die Kirche ſelbſt in ihrer reinen unſichtbaren Idealität aufzufaſſen und bis zum Formloſen zu ſublimiren. Aber wo der Begriff der erſcheinenden Kirche als das größte Heiligthum aller Erſcheinung feſtgehalten wurde, war doch viel gewonnen. Dieſe war nun wahrhaft gegenſtändlich geworden, die göttliche Natur trat in ihrer Objectivität hervor, und bewahrte in ſich den Keim einer wirklichen organiſchen Entwickelung.

Daher fand von jetzt an eine geringere Theilnahme an der Liturgie in ihrer ganzen Länge ſtatt, und nur wenn der Geſang der Gemeinde die Predigt einleitete, erſchien die größere Anzahl in der Kirche. Dieſe wußte

und hatte es erfahren, daß wir es nicht vermögen, uns mit voller Seele in jener Intenſität einer kirchlichen Geſinnung mehrere Stunden hindurch zu erhalten. Die Prediger, die ſich in einer geiſtloſen Breite zu gefallen anfingen, wurden genöthigt, die Kanzelreden abzukürzen, deren Länge nicht ſelten den Stachel der Anregung, der etwa in ihnen lag, vor dem Schluß abſtumpfte und unwirkſam machte.

Ich, der ich damals den Gottesdienſt fleißig beſuchte, kannte den Gang der Liturgie gar nicht, ich Lernte ihn erſt durch Scheibel kennen, und zwar nur durch Geſpräche, und jetzt ſollte ich die erwachende Kirche den größten Gefahren preisgeben, um Etwas zu erhalten, was für mich keine kirchliche Bedeutung hatte.

„Wir ſind,“ ſuchte ich Scheibel deutlich zu machen, „in unſerm Innern zerfallen; wie wir daſtehen, müſſen wir die Knechtſchaft auf echt chriſtliche Weiſe nicht der weltlichen Gewalt, ſondern uns vorwerfen. Stärken wir uns in uns ſelber, daß die Kirche, aus den engen Schranken theologiſch fixirter Lehren heraustretend, reinigend, Wiſſenſchaft, Kunſt, und Staat an ſich zieht, dann wird aus der neuen

friſchen, geſchichtlichen Bedeutung derſelben von ſelbſt die Berechtigung entſtehen und das Recht geltend gemacht werden. Denkt euch die ſegensreichen Folgen, die jetzt ſchon entſtehen werden, wenn ihr euch dem Gebote unterwerft. Es iſt euch ein Moment großer wichtiger Verantwortlichkeit in die Hände gegeben; zum erſten Male nach langer trüber Zeit kann die beſtimmte Lehre unſerer Kirche in ihrer reinen Eigenthümlichkeit hervorzutreten die Hoffnung haben. Sie darf ſich losreißen von dem ſchwankenden Zuſtande der Meinungen, die ihr den Untergang drohen; wenn ihr die Strafe der Zeit duldet, aber von ihrer Schuld euch zu reinigen verſucht. So wie die befohleue Agende euch gegeben iſt, enthält ſie zweierlei Elemente; die alte Form und die neueren Veränderungen, die in eure Gewalt geliefert ſind. So hat ja unſere Kirche wirklich das Recht erhalten, ihren Gottesdienſt aus ſich entſtehen zu laſſen; theils wie er in früheren Zeiten ſich bildete, theils wie er von neuem entſteht. Ihr behauptet, es ſei die Abſicht, euch zur Union zu verlocken: dieſe Verlockung aber iſt vielmehr ein euch von Gott vergönnter Stachel innerer Anregung; hört ſie auf dieſe zu ſein, ſo habt ihr die gnädige göttliche

Fügung verkannt, und ihr müſſet erwarten, daß die Strafe nicht allein fortdauert, ſondern geſteigert wird.

Die wahren Gegner der Union ſind die ſogenannten Aufgeklärten, und zwar mit Recht, denn ihr Daſein iſt in Gefahr. Wie dürft ihr den echt religiöſen Boden verkennen, aus welchem die königliche Agende hervorſproßte. Er ſchließt den Rationalismus entſchieden aus; für die Gemeinden aber, wenn auch beider Kirchen, iſt er in chriſtlicher Hinſicht offenbar fördernd; und es ſteht euch frei, die Liturgie ganz eurer Kirche anzupaſſen.“

Dieſes Bündniß zwiſchen dem äußerſten legitimen Rechten und dem äußerſten Linken war mir, ich geſtehe es, höchſt widerwärtig.

„Es iſt euch alſo nicht um das Rechte, ſondern nur um die Rechte zu thun, um die äußeren Formen; aber eine ſolche Geſinnung nenne ich unchriſtliche Rechthaberei, und ſie wird eure Kirche ihrem Untergange entgegenführen.“

Einſt, mehrere Jahre ſpäter, als ich alljährig mit Scheibel zugleich in dem Dorfe Lauſan, in der Nähe von Dresden, das Abendmahl genoß, wählte ich den Augenblick unmittelbar nach dem Genuß deſſelben, um

mit aller Gewalt der Rede, die mir, der ich von der Heiligkeit meiner Sache durchdrungen war, zu Gebote ſtand, meinen Freund für meine Anſicht zu gewinnen. „Schäme dich nicht, ſagte ich, einen Irrthum zu geſtehen, wo das Geſtändniß ſo ſegensreich werden kann; es wird nach ſo langem Widerſtande die herrlichſten Früchte tragen.“ Aber Scheibel war nicht zu beugen. Daß ein reformirter König eine lutheriſche Kirche irgend wie beherrſche, war ihm ein Gräuel. Ich ſah ein, wie tief wir religiös von einander getrennt waren, da er den gemeinſchaftlichen Boden, aus welchem zwei mit einander ringende Kirchen in friſcher Eigenthümlichkeit hervorgehen konnten, durchaus nicht begriff. Ich gab einen jeden Verſuch, ihn zu gewinnen, von jetzt an auf; und unſer gemeinſchaftliches Intereſſe hatte ſeine Bedeutung verloren. Ich hatte vom Anfange an heftig widerſprochen, wenn man die Lutheraner Separatiſten nannte, da ſie ja dem kirchlich überlieferten Glauben treu blieben. Jetzt mußte ich leider geſtehen, daß ſie dieſe Benennung nicht mit Unrecht trugen, denn ſie hatten ſich trotzig von dem geſchichtlichen, d. h. göttlichen Fortgange der Zeit losgeriſſen und abgeſondert.

Ich kehre zu der lutheriſchen Kirche, wie ſie ſich in ihrer Reinheit der Union gegenüber zu erhalten ſucht, zurück. Was ich nun hier zu erzählen habe, enthält den unangenehmſten Theil meines Lebens. Ich tauchte unter in ein Meer von Mißverſtändniſſen, die ich nicht abzuwehren vermochte. Ich war in den Bund hineingezogen, deſſen Abſichten, je mehr er ſich ausbildete, mir deſto fremder wurden. Ich mußte alle Unannehmlichkeiten der Verhältniſſe nach außen theilen, und meine ganze literariſche Wirkſamkeit aufs Spiel ſetzen: und doch konnte ich mich keineswegs entſchließen, mich von der armen gedrängten und verfolgten Gemeinde, an die ich mich angeſchloſſen hatte, zu trennen. Der Sinn, der ſie leitete, das völlig geſchichtliche Recht, welches für ſie ſprach, die Zumuthung, daß ſie eine tiefe religiöſe Ueberzeugung, die durch den Staat ſelber genährt und gepflegt war, auf den Befehl weltlicher Behörden aufgeben ſollte, dieſer Sinn ſowohl, als die lutheriſche Kirche in ihrer Urform, die meine religiöſe Confeſſion enthielt, zogen mich unwiderſtehlich an. Ich würde es als einen Verrath betrachten, wenn ich ſie aufgeben wollte. Wenn man ſich mit Scheibels treuer, actenmäßiger Darſtellung

der erſten zwei Monate nach der plötzlichen Verkündigung der Union (die Zeit, in welcher ich und an der Sache der Gemeinde als einer ihrer Repräſentanten Theil nahm) bekannt macht, ſo wird man ſehen, wie die Lage der Gemeinde damals in ihrem Beginnen war. Zwar wagte ich es im Namen derſelben in zwei an den König gerichteten Petitionen, mich gegen die Möglichkeit einer Annahme der befohlenen Agende zu erklären. Aber damals ward von den Behörden die Einführung der unveränderten Agende gefordert. Hätten nun die Behörden, der königlichen Abſicht gemäß, nicht bloß die Behauptung, daß die Sache der Agende von der der Union zu trennen ſei, nebenbei wiederholt, vielmehr dieſe Trennung klar aufgefaßt, ſo müßte nothwendig ihr ganzes Verfahren ein anderes geworden ſein; ſie mußten dann einſehen, daß die lutheriſche Gemeinde, die ſich ihrer geſchichtlich gewordenen Confeſſion gemäß der Union gegenüber behaupten wollte, unmöglich ihren Gottesdienſt, wie er in der unveränderten Agende vorgeſchrieben war, aufnehmen konnte. Die augsburgiſche Confeſſion in ihrer urſprünglichen Geſtalt war doch durch die Union nicht bloß äußerlich, ſondern ihrem Weſen nach verändert, denn ſie ſchloß

ſowohl die Calviniſche wie die Zwingliſche Anſicht als unverträglich mit ihrem Bekenntniſſe aus. Dieſe ſollte jetzt in den vereinigten Gemeinden aufgenommen werden. Dieſer Ausſchließung zu entſagen, hieß ja ausdrücklich zugleich ſich von der Confeſſion ſcheiden. War alſo der Entſchluß, ihre Ueberzeugung als Lutheraner kirchlich feſt zu halten, ein erlaubter, ſo gerieth die Gemeinde, wenn ſie ſich gottesdienſtlich äußern wollte, in einen, dem ſchlichteſten Verſtande unerträglichen Widerſpruch. Denn wenn man in eine lutheriſche Kirche hineintrat, würde man etwas völlig Unbegreifliches wahrnehmen; gegen den Gottesdienſt nämlich müßte der lutheriſche Lehrer von der Kanzel warnen; würde ihm dieſes verboten, und leiſtete er dem Verbote Folge, ſo müßte doch dem oberflächlichſten Theilnehmer des Gottesdienſtes der Widerſpruch zwiſchen dieſem und der Lehre, die verkündigt wurde, in die Augen fallen. Hätte die Behörde dieſes eingeſehen, ſie würde ohne allen Zweifel die Union, wo ſie vor aller Verkündigung ſchon da war, auf jede Weiſe gefördert haben, aber zu gleicher Zeit entſchieden auf Scheibels Seite getreten ſein.

Allerdings wiederholten die Behörden fortdauernd

die Behauptung, Scheibel verwechſele Agende und Union, die nichts mit einander zu thun hätten. Aber was die Trennung von der Union, die ja erlaubt war, wenn die unveränderte Agende angenommen würde, für eine poſitive Bedeutung erhalten ſolle, war durchaus nicht nachzuweiſen. Scheibel zeigte dieſes auf eine ſiegreiche Weiſe, wie es ſich denn auch beim erſten Anblick nicht verbergen ließ. Aber die Behörden hatten allerdings Beweiſe in ihrer Gewalt, die ihrer Natur nach unwiderlegbar waren. Scheibel ward, wie ich nicht anders einſehen kann, geſetzwidrig ſuspendirt, und eine jede öffentliche Vertheidigung ward unterſagt, ein jeder Verſuch der Lutheraner, ſich kirchlich zu vereinigen, in Breslau wenigſtens, verhindert. Diejenigen, die ſich Lutheraner nannten, polizeilich beaufſichtigt und die Union durch die Agende nicht anempfohlen, ſondern offenbar durch weltliche Gewalt eingeführt. In Breslau war dieſes möglich, denn das in politiſchen Dingen herrſchend gewordene Princip der franzöſiſchen Revolution, das Princip der Majorität, war als ein berechtigtes anerkannt worden. In Breslau bildeten die Lutheraner kaum mehr als 1/90 der Einwohner; eine ſo geringe Minorität war ſchon

als ſolche eine rechtloſe. Man vergaß, daß eine jede wahre religiöſe Erneuerung, mag ſie innerhalb der engſten Schranken der Perſönlichkeit oder durch Bildung einer reinen kirchlichen Form in den Gemeinden ſich äußern, nothwendig immer in der Minorität ſein wird.

So erſcheint die ſogenannte Toleranz der modernen Zeit. Es iſt ſehr zu bezweifeln, ob es ſich beweiſen läßt, daß die Toleranz jetzt größer ſei, als während des Mittelalters, zur Zeit der Inquiſition. Die fortdauernde Tortur der Tyrannei der Billigkeit iſt an die Stelle des ſchnell vorübergehenden Verbrennens getreten; und daß die immer fortdauernden, immer ſtärker hervortretenden Qualen der modernen Tortur nicht geringer ſind, als die der grauſamſten leiblichen, zeigt die Geſchichte. Wählten doch Märtyrer ihres Glaubens freiwillig die grauſamſten Todesqualen, um jenen zu entgehen. Es war mir in dieſer Rückſicht höchſt lehrreich, das Verfahren des neuen Deutſchlands, und überhaupt des ultraliberalen Europa's, bei dieſen Ereigniſſen zu betrachten. Ich darf von Europa, nicht bloß von Deutſchland ſprechen, denn es iſt ja bekannt, wie die liberale Preſſe in allen Ländern das Geſchrei über Verfolgung bei jeder Gelegenheit

erhebt, wie die Sache eines jeden Privatmannes gegen die Regierung mit Heftigkeit und Leidenſchaft vertreten wird, wie loſe Gerüchte, lügenhafte Erfindungen, perſönliche Verläumdungen mit Freuden benutzt werden, um die Regierung recht tyranniſch und den Privatmann als ein unglückliches Opfer darzuſtellen. Was der zuſammenlaufende, unruhige Menſchenhaufe in früheren Zeiten war, das iſt die Literatur der Tagesblätter in unſeren Tagen, und wie der zahllos verſammelte Haufe Huß gleichgültig verbrennen ſah, ſo vergingen jetzt die zehn leidensvollen Jahre der Kirche, für den durch die herrſchende Literatur dargeſtellten, ſonſt bei jeder Gelegenheit ſchreienden Haufen, ohne irgend eine Spur von Theilnahme; denn wie Huß waren die gedrängten Gemeinden in einer allerdings gar zu entſchiedenen Minorität.

Es iſt mir immer ſeltſam geweſen, wie wenig die Geſchichte früherer Erfahrungen uns belehrt. Ein jedes leidenſchaftliche Zeitalter überſieht ſie völlig, und die Geſchichte erſcheint in dieſer Rückſicht der verblendeten eigenen Perſönlichkeit nur zu ähnlich. Es iſt eine Trivialität geworden (in ſofern durch dieſe eine Wahrheit ausgedrückt wird, die ſo allgemein anerkannt

iſt, daß eine Beweisführung überflüſſig erſcheint), wenn behauptet wird, daß eine jede Unterdrückung religiöſer Ueberzeugung durch äußere Gewalt jederzeit mißlänge. Wie die Sonne in Oſten aufſteige, mag Gegenſtand einer wiſſenſchaftlichen Erklärung werden, aber wenn Jemand uns breit auseinanderſetzen wollte, daß ſie in Oſten aufſteige, würden wir ihm, als einen unverſtändigen läſtigen Schwätzer den Rücken zukehren. Hier war von keiner religiöſen Ueberzeugung, die ſich willkürlich, wie bei den vielen modernen Secten in dem phantaſtiſchen Kopf eines Einzelnen ausgebildet hatte, die Rede, es war eine alte, alle europäiſche Kirchen- und Staatsverhältniſſe ſeit Jahrhunderten umgeſtaltende geſchichtliche Wurzel, die man im Innern völlig aufgelöſt und verfault glaubte, und die unerwartet neue Sprößlinge aus ihrer Mitte hervorwachſen ließ. Man konnte über dieſe Erſcheinung erſtaunen, aber wohl durfte man erwarten, daß die Gewalt von Jahrhunderten in dieſem Sprößling ruhe.

Ich wagte es in einem Schreiben an den Kronprinzen mich auf die Erfahrung in der Geſchichte, die ſo entſchieden ſprach, zu berufen. Man wird, wie mit

Entſchiedenheit vorauszuſehen iſt, Keinen gewinnen. Je heftiger man ſie niederzudrücken ſcheint, deſto heftiger wird der Widerſtand werden, die rechtliche Oppoſition wird ſich in Trotz, der geordnete Glaube in Fanatismus verwandeln. Ein tiefes Mißtrauen wird wechſelſeitige Verſtändigungen unmöglich machen. Wenn im Staate die geordneten Verhältniſſe unſicher und ſchwankend werden, wenn ein jeder ſich berufen glaubt, über den Staat zu ſprechen, ſo entſteht die unſäglichſte Verwirrung; aber noch tiefer liegt der Grund der Verwirrung, wo die Mitglieder einer Gemeinde zu dem Glauben verleitet werden, daß ſie berufen ſind, ihre Kirche zu retten. Was der innere ſichere Grund aller Familienverhältniſſe ſein ſoll, wird wie beim heftigen Erdbeben beweglich, und wir werden im furchtbarſten Widerſpruch aufgefordert zu retten und zu ſchützen, was uns bis dahin den einzigen ſichern Schutz gewährte. Ich darf nicht ſtolz ſein auf dieſe, leider nur zu ſehr in Erfüllung gegangene Vorausſagung, ſie lag nur zu nahe.

Man darf nicht vergeſſen, daß meine Thätigkeit für die Sache der Gemeinde in ihrer Stellung gegen die Behörden nur vier Monate, vom 27. Juni 1830,

zwei Tage nach der Säkularfeierlichkeit, bis zum 1. November deſſelben Jahres dauerte. Damals ward von Seiten der Obrigkeit zwar ein jedes Geſuch im Ganzen abgewieſen, aber dennoch hielt die Gemeinde einen jeden Wunſch mit grenzenloſer Hoffnung feſt, und man glaubte ſchon erhalten zu haben, was ſo demüthig und flehendlich erbeten wurde. Hätte die höhere Behörde das gewaltſame Verfahren, durch welches man mit der Agende zugleich die Union einführen wollte, wie es im ganzen Königreiche nirgends als in Breslau ſtattfand, gemißbilligt, was hätte man gewinnen können. Man glaube nicht, daß diejenige Anſicht der Union, wie ſie ſich immer mehr auf eine harte Weiſe gebildet hatte, hier allein die herrſchende war. Die Behauptung, daß man ſie ſeit Jahrhunderten einzuſchwärzen ſuchte, hatte über viele lutheriſch geſinnte Gemüther eine große Gewalt geübt. War doch einer der Heroen der lutheriſchen Kirche im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, der durch ſeine Geſänge unſterblich gewordene Paul Gerhard, wie jetzt Scheibel, ein Opfer ähnlicher Verſuche geworden. Und dieſes Muſter, wie es dem Scheibel nur gar zu lebhaft als ſolches vorſchwebte, hatte im Stillen auf viele Gemüther einen

mächtigen Einfluß. Viele wohlthätige Fundationen, wie man bei einer geſchichtlichen Unterſuchung finden würde, waren ohne allen Zweifel im ſtreng lutheriſchen Sinne geſtiftet, ja ſtanden der Geſinnung der Teſtatoren nach, der erſtrebten Union feindlich gegenüber. Konnte man nun die ſo entſtandenen Stiftungen gegen den Willen der Teſtatoren, ihrer Geſinnung nach, unbedenklich in Beſitz nehmen? War es gerecht, denjenigen, die der wohlthätigen Väter Art treu blieben, Alles zu rauben? Fragen der Art entſtanden unvermeidlich in der Mitte der Gemeinde.

Ich konnte nicht unterlaſſen, die Wichtigkeit des Augenblicks für die allgemeinen kirchlichen Angelegenheiten des ganzen Reichs in Erwägung zu ziehen. Es war ein Moment, in welchem man ein meiſt ſtummes, Jahrhunderte lang genährtes, Mißtrauen mit der Wurzel hätte ausrotten können, hätte man die lutheriſche Gemeinde, die im ganzen Lande in Breslau allein entſchieden hervortrat, gleich anerkannt, hätte man die Prediger, die ſich für dieſe erklärten, gewähren laſſen, ihnen eine kleine Kirche eingeräumt, und ſie mit nothdürftigen Hülfsmitteln zum Beſtehen,

ausgeſtattet und durch die Behörden nur in ſofern überwacht, als ſie ſtreng angehalten wurden, die lutheriſche Kirche und ihre geſetzmäßige Vergangenheit, auf welcher ihre ganze Berechtigung beruhte, in ihrer gottesdienſtlichen Feierlichkeit und in ihrer Kirchenverfaſſung beizubehalten, und hätte man eine jede Neuerung, in ſofern ſie nothwendig erſchien, von der Genehmigung der Regierung abhängig gemacht; wie würde eine ſo liebevolle Freiheit die Gemeinde überraſcht haben! Wahrlich dieſe freie That der geiſtigen Liebe würde ſie für eine meinem Sinne nach organiſche Union, innerlich gewonnen haben, die ſie von jetzt an mit immer geſteigertem Haß betrachtete. Man durfte freilich nicht erwarten, daß mit ihrer innern ſtrengen Ueberzeugung irgend eine Veränderung ſtattfinden werde. Das, was ich unter den gegebenen Umſtänden echt geſchichtlich legitimer Art vorausſetze, wäre nicht bloß die Duldung, ſondern die Anerkennung einer kirchlichen Eigenthümlichkeit, deren Rechte ſich nicht abweiſen laſſen. Ich will nicht läugnen, daß eine ſolche Erklärung außerhalb Breslaus und Schleſiens nicht unbedeutende Folgen haben würde; in vielen Gegenden des Landes würden die

jetzt Furchtſamen ſich hervorwagen und eine Selb-ſtändigkeit in Anſpruch nehmen, die einmal gewährt, nicht mehr geweigert werden darf. Ich geſtehe, daß der herrſchende Formalismus der Regierung, die Mechanik ihrer Geſchäftsführung ſich in eine große Verlegenheit verſetzt finden würde: aber, wer wagt es zu behaupten, daß in einer religiöſen Angelegenheit die Behörden, bloß ihrer Bequemlichkeit wegen, mit einer jeden Nachgiebigkeit, möchte ſie aus irdiſchen Rückſichten, aus Selbſtſucht, aus Furcht entſtanden ſein oder nicht, zufrieden ſein dürften? Würde aber nicht durch einen ſolchen großartigen Entſchluß die Union zuerſt eine Wahrheit werden? Die ſchüchterne Oppoſition, die nicht hervorzutreten wagte, ſich nicht in kräftiger Selbſtändigkeit ausſprach, vielmehr mit ſich capituliren ließ, hatten die Behörden doch an mehr als einem Orte kennen gelernt. Eine ſolche Oppo-ſition iſt aber den inneren Zweifeln ähnlich, die der erwägende Geiſt nicht abweiſen, ihnen vielmehr alle Stärke verleihen muß, die er beſitzt, wenn ſie wirk-lich überwunden werden ſollen. Nur ſo konnte eine wahre Unione ntſtehen; nicht eine bloße Scheinunion, die alle feindlichen Elemente in ſich bewahrt, und zwar

würde dieſe Verbindung ihre Wahrheit in einer doppelten Richtung beurkunden. Alles Revolutionäre würde verſchwinden, ein organiſcher Prozeß ſtiller göttlicher Entwickelung würde an die Stelle einer weltlichen Verfügung treten. In ſich würde die Union eine Wahrheit enthalten, wenn ſie den kirchlich fixirten Beſtimmtheiten der Lehre, die ſich ſo oder auch anders geſchichtlich geſtaltet, erlauben wollte, ſich ungehemmt auszuſprechen, und die verſchiedenen Confeſſionen in ihrer Eigenthümlichkeit anerkennen wollte. Daß dieſes Stadium der Entwickelung im Lande vorherrſchte, ließ ſich kaum verkennen, und der König würde erfahren haben, wie weit die Union, die er wünſchte, nicht befahl, ſich der Wahrheit nach entwickelt hätte. Sollte es ihm nun auch klar werden, daß ſeinem inneren wahrhaft chriſtlichen Wunſche in dem Umfange nicht entſprochen wurde, wie er gehofft hatte, er würde auch darin eine göttliche Fügung erkannt haben. Aber dieſe Wahrheit der Union zu ermitteln, wäre die Pflicht der Behörden geweſen. Die Sache iſt eine vergangene, wir können an dieſem nichts ändern; der Mann, der im königlichen Auftrage Alles leitete, iſt geſtorben, das Urtheil über ihn iſt ein geſchichtliches. Mir

ſind alle die Selbſttäuſchungen, die in der Zeit lagen, nicht unbekannt. Man glaubte berechtigt zu ſein, was man als einen finſtern Aberglauben betrachtete, durch jedes Mittel verdrängen und überwältigen zu dürfen, ja verpflichtet zu ſein, es zu vernichten. Aber das darf ich nicht verheimlichen, daß der irreleitenden Behörde gegenüber, in deren Gewalt freilich jetzt die kirchlichen Angelegenheiten ruhten, der Thronfolger eben die innere Wahrheit der Union für die Zeit, wenn die göttliche Fügung ihm die Herrſchaft anvertraute, kennen lernen wollte. In dieſem Sinne wagte ich es, mich an ihn zu wenden, und fand mein Anliegen, wie ich vorausſetzte, beachtet.

Allerdings würde die lutheriſche Kirche ſich in mancherlei Modificationen ausgebildet, die Rigoriſten würden in mancherlei Uebergängen ſich von den Latitudinariern getrennt haben, aber dennoch würde dort, wie hier, der Gegenſtand ihrer Hingebung der nämliche ſein. Wäre das Vertrauen der Gemeinden erſt gewonnen, ſo daß dieſe ſich vollkommen für überzeugt hielten, daß man dem Gebrauch aller äußeren Mittel, d. h. jedem weltlichen Zwange entſagt hätte, ſo lange ſie ſich innerhalb der geſchichtlichen kirchlichen Befugniß

bewegten, ſo wären ſie allem widerwärtigem Zwieſpalt einer irdiſchen Gegenwart entrückt, ſie gehörten einer göttlichen kirchlichen Entwickelung zu, gegen welche ſie ſich vergebens ſträuben würden, einer Entwickelung, die, wie lebendiger, ſo berechtigter Art, Gemeinden wie Behörden beherrſchte.

Ich habe, irre ich mich nicht, ſchon irgendwo in dieſen Erinnerungen von dem müßigen Gerede der Hiſtoriker geſprochen, wenn dieſe bei der Darſtellung geſchichtlicher Ereigniſſe Betrachtungen darüber anſtellen, welche Folgen ſich würden entwickelt haben, wenn die Ereigniſſe in irgend einem kritiſchen Moment einen andern Gan gverfolgt hätten, als den wirklichen. Aber ganz anders verhält es ſich, wenn eine Abweichung von dem zu erkennenden Gange der göttlichen Geſchichte harte, ja ſtarre Gegenſätze, immer geſteigerte Mißverſtändniſſe, nicht zu ſchlichtende Schwierigkeiten ſowohl auf der Seite der Behörde als der Gemeinde erzeugt, und ſolche Schwierigkeiten, die ſelbſt durch die klare Einſicht und chriſtliche Geſinnung eines ſpätern Herrſchers nicht zu überwältigen ſind. Eben dieſe unlebendigen Gegenſätze, in welchen einerſeits die Behörden ſich verwickelt

ſahen, andererſeits die Gemeinden erſtarrten, ſollen hier dargeſtellt werden. Denn nicht bloß der ruhige Gang einer freudigen Entwickelung, auch die göttliche Strafe einer Verirrung hat eine geſchichtliche Bedeutung, durch welche man nur zu ſpät erkennt, daß die Vernichtung mit der ſiegreichen Entwickelung zuſammenfällt. Aber zum wahren organiſchen Fortſchritt kann keine äußere Verfügung allein etwas beitragen; die Verwirrung kann ſie erzeugen, aber ihre Folgen nicht aufheben.

Wie nun meine Thätigkeit für die Gemeinde bei der Behörde abgebrochen wurde, habe ich jetzt zu erzählen.

Als ich den Rath gab, eine Bittſchrift im Namen der Gemeinde einzureichen, verfertigte ich die erſte, Profeſſor Huſchke die zweite und dritte, ich die vierte. Auf keine erhielten wir eine Antwort. Endlich nach Verlauf von zwei Monaten erſchien ein Miniſterial-Schreiben an den Herrn Profeſſor Huſchke, den Ober-Landes-Gerichts-Aſſeſſor v. Haugwitz und mich gerichtet; es lautete folgendermaßen: „Die wiederholten Immediat-Eingaben, ſelbſt die vom 4ten d. M., welche

Sie in Verbindung mit mehreren hieſigen Beamten und Bürgern in Folge der gegen den Diakonus Dr. Scheibel und dem Prediger Thiel angeordneten Suspenſion von den Functionen des geiſtlichen Amts, Allerhöchſten Orts eingereicht haben, ſind von des Königs Majeſtät an das vorgeſetzte Miniſterium der geiſtlichen Angelegenheiten zur verfaſſungsmäßigen Beſcheidung abgegeben worden und wir ſind demnächſt beauftragt, Ihnen ſolche, wie hiermit geſchieht, vollſtändig mitzutheilen.

Der von Ihnen und den übrigen Supplicanten in jenen Eingaben formirte Antrag, geht dahin, daß Ihnen geſtattet werden möge, ſich mit den Ihnen Gleichgeſinnten, zu einer von den übrigen hieſigen evangeliſchen Kirchengemeinden, abgeſonderten, und wie ſie genannt wird, alt Lutheriſchen Gemeinde unter der geiſtlichen Leitung des Diaconus Dr. Scheibel zu conſtituiren.

Dieſes offenbar ſeparatiſtiſche Beſtreben hat zum äußerlichen Vorwande den Umſtand genommen, daß die von Sr. Majeſtät dem Könige für die Provinz Schleſien angeordnete Agende in den hieſigen evangeliſchen Kirchen eingeführt worden iſt; zugleich aber

haben die Supplicanten, die von ihnen beabſichtigte Abſonderung, auch noch dadurch zu beſtärken geſucht, daß in der erwähnten Kirchengemeinde der Unionsritus, der durch das Brodbrechen beim heiligen Abendmahle dargeſtellt wird, in Anwendung komme.

Was nun hierbei zunächſt das letzte betrifft, ſo iſt es bekanntlich der eignen Erwägung und dem freien Entſchluß eines Jeden überlaſſen, ob er an der Feier des heiligen Abendmahls nach dem Unionsritus Theil nehmen will oder nicht, da bekanntlich in den hieſigen Kirchen die Einrichtung getroffen worden, und fortbeſteht, daß für diejenigen, welche noch Bedenken tragen, dem heilſamen und Gott gefälligen Werke der Vereinigung der evangeliſchen Glaubensgenoſſen ſich anzuſchließen, die Austheilung des heiligen Abendmahls ohne den Ritus des Brodbrechens erfolgt, weshalb das Beklagen über Gewiſſenszwang das jenem Wunſch, eine ſogenannte altlutheriſche Kirche zu bilden, zur Seite geſtellt wird, als ganz grundlos erſcheint, und als eine leere Erdichtung zurückgewieſen werden muß.

Aber durch die Einführung der neuen Agende in der evangeliſchen Kirche in den königlichen Landen iſt

auch keine Glaubens-Veränderung, weder vorgegangen, noch, wie ſich bei ruhiger Ueberlegung leicht begreifen läßt, bezweckt worden. Wenn Sie und die übrigen Sollicitanten ſich auch nicht zu der Unbefangenheit erheben können, welche Sie in den Stand geſetzt haben würde, Ihre entgegengeſetzte Meinung zu berichtigen, ſo hätte doch die Thatſache, daß die Agende auf dem Wege der freien Zuſtimmung in allen Provinzen der Monarchie allgemein angenommen und ausſchließlich die Rheinprovinzen und Weſtphalen, für welche gleichfalls die gewünſchten Provinzial-Ausgaben abgedruckt werden ſollen, bei 7,750 Kirchengemeinden bereits im fruchtbaren Gebrauch iſt, Sie gegen die von Ihnen aufgeſtellte Anſicht um ſo mehr mißtrauiſch machen ſollen, als dieſe dem Urtheile der geſammten Landesgeiſtlichkeit, unter welcher ſich unbezweifelt der einſichtsvollſten, gewiſſenhafteſten und bewährteſten Theologen ſo viele finden, als die Meinung einer kleinen, ſich iſolirenden Partei entgegentritt, indem ſich unmöglich vorausſetzen läßt, daß jener große Erfolg würde hervorgebracht worden ſein, wenn von der Einführung der Agende eine Gefahr für den Glauben zu beſorgen wäre.

Die erneuerte Agende iſt in der lutheriſchen Kirche, zu welcher Sie und die übrigen Bittſteller gehören, nach reiflicher Prüfung durch deren kirchlich geordnete Behörden, die Conſiſtorien, unter deren verfaſſungsmäßigen Einwirkung, von der Geiſtlichkeit und den Gemeinden angenommen worden, und durch die landesherrliche Sanction, die unerläßliche Norm des öffentlichen Gottesdienſtes und der kirchlichen Handlungen nach unveränderten und unverfälſchten Glaubenswahrheiten der Kirche feſtgeſtellt.

Das königliche Miniſterium der geiſtlichen Angelegenheiten hat daher in dem ſeltſamen und mit nichts begründeten Antrage und in den Mitteln, welche für ſeine Verwirklichung aufgeboten werden, die unruhigen Beſtrebungen des ſeparatiſtiſchen Unweſens nicht verkennen dürfen, und ſich überzeugen müſſen, wie viel eine Partei zu unternehmen wage, welche in ihrer Anmaßung mit der ganz unevangeliſchen und zugleich mit der Verfaſſung im directen Widerſpruche ſtehenden Behauptung, daß ſie allein die wahre Kirche darſtelle, alle Andere aber im Abfall begriffen ſeien, und durch die Einführung der Agende und Union dazu verleitet würden, hervortritt, die ſich die

feindſeligſte Verdächtigung derer erlaubt, welche in die von Sr. Majeſtät dem Könige in huldreicher Fürſorge für das Heil der Kirche gefaßten und durch landesherrliche Verordnungen kundgegebenen Abſichten willig eingegangen ſind, und die ſogar die Verſuche, die Gemüthrr aufzuregen, und der großen Menge Mißtrauen gegen die Maßregeln der kirchlichen Obrigkeit einflößen, nicht verſchmäht, um ein äußerliches Gewicht im Volke zu gewinnen, und wo möglich, nach dem Entbundenſein von der beſtehenden Ordnung, ſich ſelbſt zu der Bedeutſamkeit einer kirchlichen Macht zu erheben. Dieſer Abſonderungsgeiſt, der den Charakter des kühnen Auflehnens gegen das, was zur allgemeinen Ordnung gehört, ſo unzweideutig ankündigt, und in der gegenwärtigen Zeit mehr als je bedenklich erſcheint, darf nicht begünſtigt werden; und das hohe Miniſterium iſt feſt entſchloſſen, demſelben entgegenzutreten.

Da nun in der vorliegenden Angelegenheit von einem Zwange der Gewiſſen auch nicht im entfernteſten die Rede iſt, da, nachdem die allgemeine gottesdienſtliche Ordnung durch die Agende für die ſämmtlichen evangeliſchen Kirchen der Monarchie feſtgeſtellt

iſt, doch jeder Einzelne innerhalb der Grenzen einer richtig verſtandenen evangeliſchen Freiheit ſein religiöſes Bedürfniß befriedigen kann, da es endlich Ihnen und den übrigen Sollicitanten unverwehrt bleibt, auch in der fernern Verbindung mit Ihren Kirchſpiel-Genoſſen ſich untereinander altlutheriſch zu nennen, ſo iſt auch nicht der geringſte haltbare Grund vorhanden, Ihnen und den übrigen genannten und ungenannten Bittſtellern zu der Bildung einer altlutheriſchen Gemeinde die Erlaubniß zu ertheilen. Wir ſind demnach auf das beſtimmteſte angewieſen, Ihnen und den hierin Gleichgeſinnten bekannt zu machen, daß des Königs Majeſtät das in der obgedachten Immediat-Eingabe vorgetragene Geſuch ausdrücklich für ganz unzuläßig erklärt hat, wovon auch das hieſige Stadt-Conſiſtorium wird benachrichtigt werden.

Breslau, den 24. December 1830.

Königl. Conſiſtorium von Schleſien.

v. Merckel.

An die Herren Profeſſoren
Steffens, Huſchke und den
Oberlandesgerichts-Aſſeſſor
v. Haugwitz."

Dieſes Document hat einen zu großen Einfluß auf alle meine Lebensverhältniſſe gehabt, drückt zu gleicher Zeit die Anſicht der höchſten Behörde der geiſtlichen Angelegenheiten über das Verhältniß der Kirche zum Staat auf eine ſo unumwundene Weiſe aus, daß ich mich verpflichtet ſehe, es nicht zu unterdrücken, obgleich es in der obengenannten actenmäßigen Darſtellung Scheibels abgedruckt iſt. Ich glaube nicht, daß irgend ein ähnliches Document ſich geſchichtlich aufweiſen läßt, durch welches die abſolut monarchiſche Gewalt des Staats über die Kirche auf eine klarere Weiſe ausgeſprochen iſt. Daß hier nicht bloß von einer ordnenden Macht der Behörden circa sacra, ſondern von einer gebietenden über die sacra ſelber die Rede iſt, leuchtet von ſelbſt ein. Es iſt merkwürdig, wenn wir die Geſinnung des damaligen Miniſteriums, in Rückſicht auf die Religion, vergleichen mit derjenigen, mit welcher es die Philoſophie behandelte. Allerdings beſchützte es eine beſtimmte philoſophiſche Richtung auf eine ſo entſchiedene Weiſe, daß dieſe faſt in allen Schulen des Landes die herrſchende geworden iſt, aber das Princip dieſer Philoſophie wies doch eine jede Gewalt über das Innere der philo-

ſophiſchen Ueberzeugung ab. Der Miniſter ſelbſt war mit dem Gange der Entwickelung der Philoſophie, wie ſie ſich ſeit dem Anfange des Jahrhunderts entwickelt hatte, keineswegs unbekannt; einige Mitglieder des Miniſteriums waren meine Zuhörer geweſen: und da war es mir denn ſeltſam, die Forderung aufgeſtellt zu ſehen, daß eine Majorität, die durch eine weltliche Obrigkeit geleitet war, etwas innerlich Beſtimmendes für meine geſchichtlich begründete religiöſe Ueberzeugung ſein ſollte. Die Macht der Zahl (7750 Gemeinden) ſtand für mich ganz wunderbar da.

Es ward beſchloſſen, daß ein jeder von uns, indem er ſein perſönliches Verhältniß zum Miniſterium feſt hielt, für ſich antworten ſollte. Ich habe nun zwar den Entwurf dieſes Antwortſchreibens unter meinen Papieren, aber ich vermag nicht es wörtlich wiederzugeben in der Geſtalt, in welcher es eingeliefert wurde. Ich kann einen eigenen Entwurf nie treu copiren, und die Veränderungen, die bei dem Abſchreiben ſtattgefunden haben, ſind wohl ſo bedeutend, daß der Entwurf, den ich beſitze, alle geſchichtliche Bedeutung verloren hat. Soviel glaube ich doch mit Beſtimmtheit in der Erinnerung behalten zu haben,

daß ich mich befugt fand, den höchſt beſchränkten und irrigen Standpunkt, von welchem aus die hohe Behörde unſere Sache betrachtete, ganz entſchieden zu widerlegen. Daß ich mit Recht glaubte behaupten zu können, daß, wenn der König zwar die Agende befahl, aber die Union keineswegs aufdringen wollte, eine Trennung von der Union nicht Separatismus genannt werden konnte. Wenn ſie auch nicht dem königlichen Wunſche gemäß war, ſo war ſie doch auch nicht als unerlaubt zu betrachten. Daß dieſe Trennung von der Union nur für einzelne Perſonen als ſolche Gültigkeit haben ſollte, konnte eben ſo wenig die Abſicht des Königs ſein. Denn wenn wir die lutheriſche Confeſſion, wie ſie geſchichtlich noch da war, in ihrer Reinheit erhalten wollten, ſo hatte dieſe ja gar keinen Sinn, wenn ſie ſich nicht als Kirche geſtaltete; daß man ſich fügte nach der ſogenannten Schwäche einzelner Perſonen, indem man den unirten Predigern erlaubte, an beſtimmten Tagen beim Abendmahle die Oblaten an die Stelle des Brodbrechens zu wählen, klänge wie ein Spott über die lutheriſche Confeſſion. Gäbe es Mitglieder der lutheriſchen Kirche, die in einer ſolchen bedauerlichen Unwiſſenheit lebten,

daß ſie in ſo kümmerlichen Aeußerlichkeiten etwas Weſentliches ſuchten, ſo müßten wir ſie bedauern und unſere Prediger anhalten, ſie zu belehren; daß aber in unſeren Petitionen Etwas vorkäme, was zu einem ſolchen Beſchluß berechtigte, als könnten wir durch Oblaten beruhigt werden, mußten wir ſchlechthin leugnen.

Eine Stelle in dieſem Miniſterialſchreiben betraf meine bürgerliche Lage, und zwar, wo ſie am tiefſten verletzt werden konnte. Es wurde uns, als königlichen Beamten, vorgeworfen, daß wir aufrühreriſche Geſinnungen hegten und zu verbreiten ſuchten, daß das Volk an mehreren Orten in Deutſchland durch die Juli-Revolution angeſteckt wäre. Ich war mir bewußt, im reinſten und ſtrengſten Sinne ein loyaler Unterthan zu ſein, und Verhältniſſe mancherlei Art hatten mir Gelegenheit gegeben, es darzuthun; ich hatte gezeigt, daß die Popularität, ſo lockend ſie iſt, mir nichts galt, wenn es darauf ankam, Gehorſam gegen die Obrigkeit zu lehren und ſelbſt auszuüben. Auch bei den größten Kleinigkeiten, die man für gewöhnlich bei doch ſonſt ſtrenger gewiſſenhafter Geſinnung mit Gleichgültigkeit behandelt, war es mir zur

andern Natur geworden, pedantiſch genau den Geſetzen zu gehorchen: aber ich glaubte nicht, daß dieſer Gehorſam mir geböte, in Beziehung auf meine Religion, auf meine innerſte Ueberzeugung, mich der weltlichen Obrigkeit zu unterwerfen. Die Lehre: „Jedermann ſei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat,“ Römer 13, 1., kann nicht heißen: du ſollſt den weltlichen Behörden und den dieſen untergeordneten Geiſtlichen das Recht überlaſſen, deine geſchichtlich begründete Kirche zu beherrſchen, und dich ihren Beſtimmungen unterwerfen, denn ſie verſtehen dergleichen beſſer als du. Der Apoſtel, der ſo lehrte, unterwarf ſich ihnen nicht, und das Chriſtenthum wäre längſt verſchwunden, wenn er und ſeine Mitbrüder ſich unterworfen hätten.

Ich glaubte nicht ernſthaft genug gegen eine Beſchuldigung der Art auftreten zu können. Die Julirevolution, ward behauptet, wäre unſer Muſter. Ich machte darauf aufmerkſam: daß unſere Oppoſition die frühere war; daß, als wir unſere erſten Petitionen einſchickten, die Barricaden in Paris kaum von den wenigen, am beſten unterrichteten Politikern, geahndet wurden, und eben daher in der Handelswelt ſo große

Erſchütterungen hervorriefen. Sollte ein cauſaler Zuſammenhang wirklich ſtattfinden, ſo würden wir zu dem ſeltſamen Schluß geführt werden, daß die armen Lutheraner in Breslau den Aufſtand in Paris hervorgerufen hätten.

Nachdem ich völlig rückſichtslos auseinander geſetzt hatte, was mir eine ſolche Beſchuldigung war, und welche Bedeutung ſie für mich hatte, ſuchte ich dem Hohen Miniſterium deutlich zu machen, daß ich in einem Lande, wo das feſte Beharren bei meiner religiöſen Ueberzeugung, die bei meinem Rufe nach Preußen als bekannt vorausgeſetzt werden mußte, und die damals ſelbſt hier die herrſchende war, als ein Auflehnen gegen die Obrigkeit betrachtet und einem Aufruhre gleichgeſtellt wurde, mit gutem Gewiſſen nicht länger verweilen dürfe. Eine allerunterthänigſte Bitte an Seine Majeſtät, mich nach faſt achtundzwanzigjährigem treuem Dienſte meines Amtes zu entlaſſen, war daher dem Schreiben beigefügt, und ich erſuchte das Hohe Miniſterium, dieſes weiter zu befördern. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als eine Gegend aufzuſuchen, in welcher ich, ohne die Geſetze zu verletzen, mein Recht bei der Kirche zu blei-

ben, in welcher ich geboren und erzogen war, behaupten könnte.

Ich wartete vom December 1830 bis Februar 1831 vergebens auf eine Antwort. Damit man aber nicht glauben ſollte, daß meine Bitte um den Abſchied nur eine leidenſchaftliche Aeußerung eines vorübergehend verletzten Gefühls ſei, erneuerte ich ſie und ſandte ein zweites unterthäniges Geſuch zur weitern Beförderung an das Hohe Miniſterium. Aber auch auf dieſes erhielt ich keine Antwort.

Indeſſen geſtaltete ſich meine äußere Lage, wie ich es erwarten mußte. Der geſellige Umgang ward immer beſchränkter. Der Regierungs-Bevollmächtigte ſchrieb mir in voller Angſt einen Brief, in welchem er mich beſchwur, mich von den Lutheranern zu trennen, mir die Folgen meines unerwarteten und unbegreiflichen Schrittes auf das freundſchaftlichſte auseinanderſetzend. „Es iſt uns in der That darum zu thun, ſo äußerte er ſich, Sie der Univerſität zu erhalten; Sie bilden einen belebenden, anregenden Mittelpunkt, den wir nicht miſſen können.“

Viele ſahen mit geringſchätzendem Mitleiden auf mich herab; daß ein freidenkender Philoſoph, von dem

man noch immer Vieles erwartete, ſich an Pietiſten und religiöſe Schwärmer aus der geringſten Klaſſe anſchließen, und, mit dieſen im Bündniß, ſeiner ganzen geehrten und für die Univerſität nützlichen Stellung entſagen könne, ſchien völlig unbegreiflich. Die Urtheile, die damals laut wurden, mochten wohl nicht die günſtigſten ſein, und meine wiſſenſchaftlichen Leiſtungen, die bisher doch einige Achtung genoſſen, litten wohl auch darunter. Ohne allen Zweifel fing man ſchon an, in dieſen die Spuren der geiſtigen Bornirtheit zu entdecken, die nun auf eine ſo armſelige Weiſe ans Tageslicht trat. Sonſt fand ich mich ſelbſt durch die höchſten Behörden in geſelliger Rückſicht ausgezeichnet und geehrt: jetzt ward ich völlig ignorirt. So lebte ich in großer Einſamkeit, auch meine Frau, die das höchſt Bedenkliche meiner jetzigen Lage wohl einſah, von Kindheit an gewöhnt, in einem wechſelnden geſelligen Kreiſe zu leben, ward jetzt ſo von der Neigung zur ſtillen Einſamkeit ergriffen, daß ſie ſelten oder nie die Wohnung verließ. Ich muß ſie rühmen, denn ſie theilte ganz meine Geſinnung, und jede Furcht vor einer drohenden Zukunft, die ſo nahe lag, ſchien bei ihr verſchwunden.

Freilich blieben mir auch mehrere Freunde in dieſer Zeit treu; ich muß die Profeſſoren Fiſcher und Braniß als ſolche nennen. Wenn ſie auch nicht ganz meine Ueberzeugung theilten, ſo begriffen ſie ſie doch; aber vor Allen muß ich jetzt von einem trefflichen Manne ſprechen, von dem Profeſſor Huſchke, der ſich ganz entſchieden wie Scheibel der bedrohten Kirche anſchloß und opferte.

Er iſt ein in jeder Rückſicht merkwürdiger und urſprünglicher Mann, einer der reinſten und faltenloſeſten, die ich je gekannt habe. Er wird mir es verzeihen, wenn ich ein Bild ſeiner Perſönlichkeit zu entwerfen ſuche und mein Urtheil über ihn unbefangen äußere. Seine Perſon iſt unſcheinbar, man erkennt leicht den in ſich verſunkenen, tief nachdenkenden Mann. Er beſitzt ein eigenes Vermögen, aber alle ſeine Einkünfte opferte er der bedrängten Gemeinde; er ſelbſt lebt ſtill und zurückgezogen und hat ſehr wenige Bedürfniſſe; nur ſeine Bibliothek ſucht er zu vermehren; ſeine Studien treibt er mit großem Ernſt und Gewiſſenhaftigkeit. Auf der Schule ſchon, dann auf der Univerſität Göttingen, wo er ſtudirte, ward er ſeiner gründlichen philologiſchen Kenntniſſe wegen

allgemein geachtet. In ungewöhnlich jungem Altre erhielt er einen Ruf als odentlicher Profeſſor nach Roſtock, und von da, in ſeinem neunundzwanzigſten Jahre, nach Breslau. Mir gebührt kein Urtheil über ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit in ſeinem Fache; ich kenne ſeine Schriften nicht; ſeine Vorträge werden ſtark beſucht und ſehr geſchätzt; ſeine Kenntniſſe in der eleganten Jurisprudenz würden ihn ohne allen Zweifel unter die erſten Schriftſteller dieſer Doctrin ſtellen, wenn die Anſichten, die er rückſichtslos ausſpricht, den meiſten nicht ſeltſam ſchienen, und dieſe zu faſſen, muß man freilich einen tiefen Blick in die Eigenthümlichkeit ſeiner Natur werfen. Es iſt ein Bedürfniß unſerer Zeit, die Formen der ſinnlichen Wirklichkeit als ein bewußtlos Göttliches, Abſolutes zu betrachten, welches in ſich Alles verbirgt, was dem höchſten Bewußtſein als Religion offenbar wird. Ich erinnere an das, was ich früher von meinem höchſt eigenthümlichen Verwandten Grundvig in Dänemark geſagt habe. Auf der ſicheren Naturbaſis einer noch in ihrer Mitte lebendigen Mythologie erſcheinen dieſem die ſcandinaviſchen Völker vorzüglich berufen, die Träger der zukünftigen europäiſchen Cultur zu ſein. Was ihm

nun die vaterländiſche Mythologie, was mir die Natur im Ganzen, das iſt für Huſchke das römiſche Recht. Bildet dieſes doch in der That den unerſchütterlichen Boden aller geſelligen Verhältniſſe, und zwar eben der chriſtlichen Zeit; alle Rechtsverhältniſſe ſind durch das römiſche Recht feſt gehalten, wie der ſinnliche Leib durch die Natur. Dieſes iſt das Reſultat der gründlichſten Studien für Huſchke, und er behandelt das Corpus juris, die Inſtitutionen und Novellen, wie der Naturforſcher die Natur. Der Staat als göttlich geſchichtliche Entwickelung wird getragen in ſeinem tiefſten Innerſten durch die Religion; aber wie er ſinnlich erſcheint und ſich äußert, geordnet durch das Recht, ſo iſt dieſes die höchſte Stufe der lebendigen, fortdauernd thätigen Naturentwickelung, und ſelbſt dieſe erhält durch das Recht eine höhere Deutung.

Es war aber unvermeidlich, daß, wo eine ſolche Anſicht eine herrſchende ward, das beſtimmte Wort in ſeiner Faſſung einen umfaſſenderen Werth erhalten mußte, und ſo entſtand die Neigung, den ganzen Gang der Geſchichte aus der wörtlichen Abfaſſung der heiligen Schrift zu erklären. Huſchke beſchäftigte ſich in dieſer Rückſicht vorzüglich mit der Geneſis. Die Auf-

faſſung, wie ſie ſich gebildet hatte, war der Zeit fremd, und es war daher natürlich, daß die Reſultate ſeltſam erſchienen.

Ich kannte durch freundſchaftliche Mittheilung ſeinen Entwickelungsgang, aber ich warnte ihn, damit öffentlich hervorzutreten. Daß ich ſeinen Geſichtspunkt nicht theilte, wird ein Jeder, der dieſe Schrift auch nur durchgeblättert hat, von ſelbſt einſehen: aber ein jeder urſprünglicher nicht von außen entſtandener Gedanke hat für mich einen hohen unſchätzbaren Werth. Was aus ſich ſelber und nicht aus einem Andern verſtanden werden muß, erſcheint mir, ich geſtehe es, als ein Geſchichtliches, was, wenn es auch von der Zeit ganz überſehen wird, und ſich in den dunkeln Gründen zukünftiger Entwickelung verbirgt, doch ein Unſterbliches bleibt.

Daß nun eine ſolche geiſtige Richtung nicht ohne Einfluß auf die Art, wie ſeine religiöſe Ueberzeugung ſich äußerte, bleiben konnte, iſt an und für ſich klar; daß er geneigt war, die Bibel wie ein Juriſt das Corpus juris zu behandeln, verſteht ſich von ſelbſt: aber auch die Verhältniſſe der Gemeinde wurden ſtreng juridiſch behandelt, und als dieſe an die höheren Ge-

richte zur Entſcheidung übergeben wurden, bereitete er dieſen nicht ſelten große Schwierigkeiten. Ich habe ihn daher ſelbſt von ſonſt wohlwollenden Männen des Miniſteriums einen Rabuliſten nennen hören, wenn er ein Verfahren, welches ſich doch kaum rechtlich vertheidigen ließ, mit ſtrenger juridiſcher Conſequenz bekämpfte. Daß er ſich aber mit Recht für verpflichtet hielt, alle Waffen, die ihm das Geſetz des Landes darbot, für die, durch die weltliche Autorität, die Willkür der Polizei und die Strenge der Geſetze verfolgte Gemeinde zu benutzen, mußte, wie ich glaube, ein Jeder einſehen. Er iſt ein bis zur Aengſtlichkeit ſittlich reiner Menſch, und wenn irgend ein Verhältniß des Lebens zur Benutzung aller rechtlichen Waffen berechtigte, ja ſeiner Ueberzeugung nach verpflichtete, ſo war es augenſcheinlich dieſes.

Mir war in doppelter Rückſicht die Erfahrung, die ich hier machte, religiös bedeutend und zugleich belehrend. Ich hatte von Anfang an der Gemeinde begreiflich zu machen geſucht, daß ſie ſich nicht in theologiſche Unterſuchungen einlaſſen möchte, wozu Scheibel eine gar zu große Neigung hatte. Auch hierin war dieſer ſeltſame Mann ein Kind des ſech-

zehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts. Er glaubte in der That, daß noch immer die Verſchiedenheit der zwei geſchichtlich gewordenen proteſtantiſchen Kirchen in Frage geſtellt würde und einen Streit hervorrufen müßte, wie der, durch welchen frühere Jahrhunderte in heftige Bewegung geſetzt wurden. Er hoffte, wenn der Kampf anfinge, daß er das Intereſſe aller Theologen gewinnen, mit allen Waffen der Gelehrſamkeit auftretend, entſchieden den Sieg erlangen würde; ja er nährte den Wunſch, deſſen Erfüllung ihm ſogar vorſchwebte, daß es, wie zu Luthers Zeiten, zu einer mündlichen Disputation kommen ſollte, bei welcher irgend eine hohe Perſon, vielleicht ſogar der König ſelbſt, präſidiren würde; er dachte ſich ein großes Publikum, welches dieſem Kampfe mit dem lebendigſten Intereſſe beiwohnen würde, und die Folgen eines ſolchen öffentlichen Kampfes für das ganze proteſtantiſche Deutſchland müßten, meinte er, ſehr bedeutend werden. Wenn auch nicht alle in unſerer Zeit herrſchenden geſchichtlichen Verhältniſſe überſehend, waren doch mehrere Prediger gar zu geneigt, die Religionsſtreitigkeiten früherer Zeiten in der alten Form zu erneuern, und ſie riefen dadurch eine Menge Gegenſchriften hervor, die bei der

herrſchenden religiöſen Geſinnung ihrer Sache keines=
weges günſtig ſein konnten. Zu Scheibel ſagte ich: „Lie=
ber Freund, du nimmſt die Sache durchaus falſch; die
Unterſuchungen, die Du zu veranlaſſen bemüht biſt,
werden alle zu Deinem Nachtheil ausfallen; denn in
der Literatur herrſcht entweder eine völlige Gleichgül=
tigkeit, oder wo hier und da die Theologen Deinen
Handſchuh aufnehmen, haſt Du ſchon verloren. Es
iſt mein innigſter Wunſch, daß Du dieſes einſehen
lernſt; es iſt auch hier von ſolchen Streitigkeiten nicht
im Geringſten die Rede; es ſind jetzt faſt 200 Jahre
verfloſſen, ſeit die lutheriſche Kirche in ihrer Eigen=
thümlichkeit in Deutſchland anerkannt iſt. Seit dem
weſtphäliſchen Frieden kann man keinen Lutheraner
als ſolchen zwingen, ſeinen Glauben dem Staate ge=
genüber zu begründen und dadurch in Frage zu ſtellen.
Nur dafür haſt Du zu ſorgen, daß Deine und über=
haupt die Lehre der Gemeinde eine ächt lutheriſche
ſei, daß keine Abweichung von der überlieferten Con=
feſſion in der Gemeinde herrſche, denn dieſe iſt be=
rechtigt, eine jede Abweichung aber rechtlos. Ich finde
es der chriſtlichen Klugheit gemäß, die Sache durch=
aus ſo zu ſtellen, daß es den Feinden, (Behörden oder

einzelnen Theologen), die euch angreifen wollen, überlaſſen bleibt, euch irgend eine ſectiriſche Lehre nachzuweiſen. Sollten Unterſuchungen gefordert werden, ſo muß die Gemeinde dieſe keineswegs abweiſen, vielmehr fördern. So handelte Zinzendorf in einer viel bedenklichern Lage. Keiner hat, wenn er ſich, der Union gegenüber, einer rein lutheriſchen Gemeinde anſchließt, ſeinen Glauben zu vertheidigen; ſeine Erklärung genügt, und er kann ſich durch ein geſchichtliches Recht, welches nicht allein für ihn als einzelne Perſönlichkeit gilt, ſondern auch für ſeine Gemeinde und für die Fortpflanzung derſelben auf die Nachkommen, als geſetzlich geſchützt, betrachten. Dieſe defenſive Stellung, dem Staate gegenüber, iſt auf jede Weiſe die wahre; wird ſie beibehalten, ſo ſtärkt ſie die ungeſtörte, poſitiv religiöſe Geſinnung innerhalb der Gemeinde ſelber, und die Stellung der Lutheraner, der Union gegenüber, wird aus der Maſſe der Mißverſtändniſſe herausgeriſſen, denen ſie jetzt zu unterliegen droht. Je feſter wir dieſen Standpunkt behaupten, deſto weniger gefährlich erſcheinen die Bemühungen der Behörden, uns in einen

Streit hineinzuziehen, der unſere Sache verwirrt, ſtatt ſie klar hinzuſtellen."

Das war vom Anfange an meine Anſicht, aber ich vermochte auch hier nicht, durchzudringen. Ich hielt mich für überzeugt, daß eine ſolche lediglich defenſive Stellung auch unſere Rechtsſtreitigkeiten vereinfachen würde. Jetzt erſchien kaum irgend eine Schrift zur Vertheidigung der Gemeinden, in welcher man nicht zu gleicher Zeit die Confeſſion durch Unterſuchungen mancherlei Art offenſiv zu begründen ſuchte. Indem man die ſchwache Seite der lutheriſchen Kirche ſelbſt entblößte, indem man die Concordienformel in ihrer ſtarren Geſtalt immer klarer als eine entſcheidende und weſentliche der lutheriſchen Confeſſion ausſprach, gab man offenbar den Gegnern gefährliche Waffen in die Hände; denn in mehreren Gegenden des nördlichen Deutſchlands, ſelbſt in vielen preußiſchen Provinzen hatte man ſich dieſer gar nicht unterworfen. Jemehr nun die lutheriſchen Gemeinden, auf eine ſolche Weiſe ſich ſelbſt geiſtig beſchränkend, der Union gegenüber ſich geſtalteten, deſto fremder mußten ſie mir werden. Zwar betrachtete ich noch die Sonderung als nothwendig; denn ich wollte unter keiner

Bedingung die beſtimmte lebendige Geſtaltung der Kirche den Verwirrungen religiöſer und irreligiöſer Anſichten der Zeit preisgeben: aber dennoch blieb mir die Hoffnung einer herannahenden wechſelſeitigen Verſtändigung ein Heiligthum, nur daß dieſe nicht, als eine in der ſinnlichen Zeit erzeugte weltliche Veranſtaltung hervortreten ſollte; ich erblickte dieſe Verſtändigung, als eine ſtille Entwickelung, die als Keim in der gegenwärtigen Kirche lebte und eben das Zeugniß ihres warmen Lebens enthielt. Die von Scheibel hervorgerufene Trennung ſah aber in einer ſolchen Entwickelung eine furchtbare Gefahr. Nach meiner Anſicht war eine jede Kirche, die den fortſchreitenden Geiſt abwies, ihrer Idee nach nicht mehr eine lutheriſche; es gehört weſentlich zur lutheriſchen Geſinnung, das Prinzip des geſchichtlichen Fortſchreitens anzuerkennen. Wenn Luther auf jede Weiſe die Meinung, als wenn er die Form der Kirche unabänderlich für alle Zukunft beſtimmt hätte, abzuweiſen ſuchte, ſo war es zwar nicht ſeine Abſicht, das Unabänderliche des Glaubens, das Beharrende der Confeſſion der Willkür preiszugeben: aber die Geſtalt der Kirche ſollte keineswegs eine im Buchſtaben erſtarrende, ſon=

dern eine organiſch lebendige ſein, deren Form, von innen heraus fortſchreitend, im immer neuen Entſtehen, ihre heilige Eigenthümlichkeit bewahrte. Meine ganze religiöſe Geſinnung, wie ſie durch alle Phaſen des Lebens fortgeſchritten war, gründete ſich auf eine ſolche Anſicht: eine erſtarrende Lehre griff das innerſte Princip der Kirche, der ich innerlich zugehörte, in ihrem Weſen an und verwandelte den lebendigen Glauben derſelben in ein äußeres Werk. So ſah ich, wie die Gemeinde immer katholiſcher ward, wie die ſogenannten Schriftgelehrten, die Buchſtabendeuter der heiligen Schrift, an die Stelle des Papſtes und der Kleriſei traten. Dieſe wachſende Herrſchaft der Schriftgelehrten ſtieß mich immer mehr zurück.

Aber wenn nun auf eine ſolche Weiſe die Sache der Gemeinde mir innerlich immer fremder ward, ſo gab es doch auch Gründe, die mich bewogen, mich nicht äußerlich von ihr zu trennen; denn ich mußte geſtehen, daß die einſeitige und ſtarre Sonderung, wie ſie in einer Reihe von zehn bis zwölf Jahren ſich unter meinen Augen entwickelt hatte, auch durch die Schuld der Behörden hervorgerufen war. Dieſe nämlich wollten auf eine eben ſo einſeitig gewaltſame

Weiſe die Verſchmelzung beider Glaubensbekenntniſſe durchſetzen, wie die lutheriſchen Gemeinden, deren Zahl jetzt immer mehr zunahm, und die ſich in den entfernteſten Gegenden Preußens zu bilden anfingen, die Sonderung feſtzuhalten ſuchten.

So wie die Sachen vorlagen, konnte ich nie für neutral gelten, und meine Trennung von der Gemeinde würde ſchon allein als eine Billigung der gegen die Lutheraner ausgeſprochenen Maßregeln erklärt worden ſein. Mußte ich doch geſtehen, daß ein Fortſchreiten unmöglich war, ſo lange die Kirche ſich mit aller Anſtrengung in einer zweifelhaft defenſiven Stellung zu erhalten ſuchte.

So war ich von allen Seiten gedrängt, und während ich täglich meinen Abſchied erwartete und die Zukunft meiner Familie mir drohend vorſchwebte, eben als ſie ſich einigermaßen vortheilhafter zu geſtalten anfing, erſchienen meine Ausſichten, hier oder dort im Auslande eine Anſtellung zu erhalten, immer unwahrſcheinlicher; denn ich mußte es geſtehen, auch das öffentliche Urtheil ſtellte ſich immer bedenklicher. Zwar hatte ich in der kleinen Schrift, „wie ich wieder Lutheraner wurde," die Beſchuldigung einer beſchränkten

Religioſität, ſo weit meine damalige Stellung zur Gemeinde es erlaubte, abzuweiſen geſucht. Wer dieſe kleine Schrift mit den Vertheidigungsſchriften der Lutheraner vergleicht, wird die durchgreifende und weſentliche Verſchiedenheit leicht einſehen. Die Lutheraner glaubten zwar, meinen literariſchen Ruf zu ihrem Vortheil benutzen zu können. — Auch die Frömmſten und Gläubigſten verſchmähten es nicht, auf ſolche äußere Stützen ihre Hoffnungen zu bauen, wenn es ihnen darum zu thun war, eine gefährdete Exiſtenz zu retten. — Sie irrten ſich, denn mein literariſcher Ruf ſank, ſie aber gewannen nichts, und wie fremd dieſe Schrift den Gemeinden und ihren Predigern blieb, erhellt ſchon daraus, daß ſie niemals in allen ihren Vertheidigungsſchriften genannt wurde; aber äußerlich in der Literatur war ſie mir ſogar ſchädlich, denn die bloße Ankündigung des Werks, der Titel ſchon, war hinlänglich, um ein Urtheil zu begründen. Dieſes, verbunden mit der Thatſache, daß ich die Gemeinden vertrat, machte das Leſen der kleinen Schrift völlig überflüſſig, und daß dasjenige Publikum, welches mir als Naturforſcher, Philoſoph oder Dichter bis jetzt Theilnahme bewieſen hatte, von dem-

jenigen, welches die kleine Schrift las, ganz verſchie=
den war, zeigte ſich ſpäter auf eine ſehr auffallende
Weiſe. Ein Fragment meiner Kinderjahre ward daraus in
dem erſten Theile dieſer Erinnerungen aufgenommen;
dieſes hat den Beifall eines ganz andern Publikums
erhalten: aber es ward auch als etwas bis dahin Un=
bekanntes betrachtet. Daß irgend Jemand die Ver=
ſchiedenheit meiner religiöſen Richtung von der der Ge=
meinden, deren Sache ich zu vertreten wagte, er=
kannt hätte, davon fand ich gar keine Spur. Die
öffentlichen Urtheile über mich lauteten höchſt ſeltſam.
So ward dasjenige, was ich Religion nannte, und
als den Gegenſtand einer ſpeculativen Naturbetrach=
tung in der höchſten Potenz auffaßte, ſelbſt den Ein=
ſichtsvollen unverſtändlich und ſeltſam; man begriff
nicht, wie das Höchſte, was durch meine ganze phi=
loſophiſche Anſicht ſich durchwand, die Verherrlichung
der Perſönlichkeit war. Eben dadurch, daß dieſe eine
göttliche wurde, ward mir der Gegenſtand des Er=
kennens klar, daß nun der Heiland in poſitiver per=
ſönlicher Gegenwart das erlöſende, reinigende, verſöh=
nende Princip der Geſchichte ward, daß er ganz in
der Geſchichte lebte und in einer jeden Perſönlichkeit

in geweihten Stunden ſeine Gegenwart durch den höchſten Gleichſetzungs- (Aſſimulations-) Prozeß kund that, und ſo die höchſte Offenbarung des Göttlichen im Abendmahl läge, ward als eine ſo zarte Spitze ſubjectiver Eigenthümlichkeit betrachtet, daß kein anderer Denker neben mir Platz finden könnte. Ich kenne nur den geringſten Theil der damaligen öffentlichen Aeußerungen über mich, nur einige ſind mir in die Hände gefallen. So las ich einſt in irgend einem Blatte, wie ich zwar als ein gutmeinender, wohlwollender Mann dargeſtellt wurde, der aber nicht die Einſicht habe, wie gefährlich ſeine Lehre ſei. Ich müßte, meinte der Kritiker, wäre ich deſſen fähig, doch einſehen, daß meine Lehre nothwendig die alten Verfolgungen, Inquiſitionen, Auto-da-fé's wieder hervorrufen würde. Der gute Menſch hatte gar nicht gemerkt, daß meine ganze Lehre aus den alten vernichteten Mißverſtändniſſen eine wechſelſeitige Verſtändigung entſtehen zu laſſen ſuchte; daß die Verdammungsſucht in ihrem tiefſten Grunde erſt ausgerottet werden müſſe, wenn jene erkannt werden ſollte. Das, was mir Religioſität war, ſtieß zwar das Weltliche nicht zurück, wandte ſich aber durchaus, in der That

wie im Erkennen, im Leben wie im Denken, einem Höhern, dem Innerſten, Gott zu. So wenig als Gott ſich innerhalb der Sinnlichkeit erkennen und richten ließ, eben ſo wenig ließ ſich das religiöſe Verhältniß der Menſchen gegen einander ſinnlich auffaſſen und richten. Dieſe doppelten, einander entſchieden widerſprechenden Anſichten, riefen eine literariſche kritiſche Erſcheinung hervor. In der Jenaer Literatur-Zeitung erſchienen zwei Kritlken nach einander, ſich ſchneidend entgegengeſetzt; die eine äußerlich, wie die herrſchende Literatur, die zweite innerlich, wie das ſtille Publikum meiner kleinen Schrift, mich beurtheilend. So ſeltſam einander im Innerſten vernichtende Kritiken ſind wohl niemals nebeneinander in demſelben Blatte erſchienen.

Daß ein allgemeines, entſchiedenes Urtheil über mich jetzt, da ich in einem andern Lande mir eine neue Exiſtenz zu begründen ſuchte, mir höchſt gefährlich ſein würde, war leicht einzuſehen; auch war dies wirklich der Fall. Ich war Lutheraner, aber durchaus ein geſchichtlicher, meine Kirche, der ich mich zugewandt hatte, ſchloß alle That, wie alles Erkennen in ſich, beide heiligend, reinigend, den Staat wie

Wiſſenſchaft und Kunſt erhebend. „Alſo hat Gott die Welt geliebt, daß er für ſie ſeinen eingebornen Sohn gab" Johannis 3, 16. Wer in dem Heiland ſein Muſter erkannte, der mußte in der Welt mit ihr leben, mit den Zöllnern und Sündern in ausgedehnteſter geiſtiger Bedeutung, um für ſie ſich zu opfern. Mich in einer engen abgeſonderten Gemeinde aus der Geſchichte zurückzuziehen, würde das Weſen meiner ganzen Entwickelung vernichtet haben. Nun gab es aber noch immer Länder, in welchen die lutheriſche Confeſſion, wie ich ſie auffaßte, eine geſetzliche, alſo geſchichtliche Bedeutung hatte. Eine in ihrer Eigenthümlichkeit ſich ſo behauptende Kirche enthält aber, wie tief ſie auch geſunken ſein mag, noch die Keime lebendiger Entwickelung in ſich. Ich trenne mich nicht von dem, was ich liebe, weil es ſchwach, hinfällig, ja ſterbend erſcheint; ich ſchließe mich vielmehr dann immer inniger, immer entſchiedener an. So lege ich es nicht darauf an, den Staat zu verbrennen, weil ich ſeine Schwächen erkenne, um aus der Aſche der Abſtraction einen neuen Phönix zu erzeugen; am allerwenigſten würde ich mich trennen können von dem, was mir Religion iſt, weil dieſes in ſeiner erſcheinen-

den Form ein Schwaches und von den ſogenannten Geiſtreichen Geringgeſchätztes genannt wird. Ich wünſchte daher in einem Lande zu leben, in welchem ich mich ungeſtört an die noch geſchichtlich lebendige lutheriſche Kirche anſchließen könnte. In Breslau war dies nicht möglich, da ſtand die unirte Kirche, wie die Ereigniſſe ſich geſtaltet hatten, dem Lutherthume feindlich gegenüber; und trennte ich mich von dieſem, ſo mußte ich mich zur Union halten, was ich nicht zu thun vermochte. An einem andern Orte ſtand es mir aber frei, mich einer lutheriſchen Kirche anzuſchließen, ohne mich von der Breslauer Gemeinde öffentlich zu trennen, und, ſo wie die Verhältniſſe damals lagen, gehörte dieſe offenbar der allgemeinen im nördlichen Europa noch immer hiſtoriſch herrſchenden Kirche zu.

Aus dieſem Grunde wandte ich mich natürlich zuerſt nach meinem Vaterlande: aber auch hier ſollten die äußeren Folgen meiner Thaten mir ſcharf entgegentreten. Selbſt meine beſten Freunde fürchteten meine Ankunft, während die Breslauer Gemeinde meine Entfernung wünſchte. Wo vorgefaßte Meinungen einmal ſich fixirt haben, tragen literariſche Streitig-

keiten eben ſo wenig zur wechſelſeitigen Verſtändigung bei, wie perſönliche. Es iſt eine Trivialität geworden, dieſes zu behaupten; es zeigt ſich in den engſten Kreiſen der Freunde und Familien, wie in den größten der Völker und Staaten: und dennoch glaubt man, Alles von einer immer heftiger werdenden Polemik erwarten zu dürfen. Daß die wahre Verſtändigung höher liegt als der Streit, daß ſie herbeigeführt wird durch einen geiſtigen Proceß, durch eine geſchichtliche, d. h. göttliche Entwickelung, nicht durch die Polemik, ſondern ihr zum Trotz, das will keiner einſehen, der Beherrſchte ſo wenig wie der Herrſcher, der Schüler ſo wenig wie der Lehrer. Wenn jetzt die damalige Anſicht meiner Religioſität nicht mehr bei mir die herrſchende iſt, ſo glauben die Freunde und Wohlwollenden, ich habe mich geändert, und die meiſten werden auch nach dieſem letzten Verſuche, ſich über meinen Entwickelungsgang aufzuklären, das frühere Mißverſtändniß nicht zugeben. An eine Anſtellung in Dänemark war nicht zu denken; doch halte ich es für meine Pflicht, es hier auszuſprechen, daß der damalige Kronprinz den Wunſch, mich zu berufen, ganz entſchieden äußerte. Dieſer Beweis ſeiner gnädigen Zuneigung hat mich, da ich

alle Verhältniſſe und Schwierigkeiten wohl erkannte, auf das Tiefſte gerührt.

An Norwegen dachte ich nicht, ich konnte mich nicht entſchließen, meine nicht mehr junge Frau ſo ganz von der „ſüßen Gewohnheit des Daſeins und des Lebens“ loszureißen. Doch äußerten einige Blätter dort den Wunſch, die Gelegenheit zu benutzen, mich für die Univerſität in Chriſtiania zu gewinnen. Aber eben meine Freunde, die meine Stellung, wenn auch nicht kannten, doch ahneten, riethen mir ernſthaft ab, einen ſolchen Ruf, wenn er an mich ergehen ſollte, anzunehmen. Ich hätte vielleicht als Privatdocent mit einigem Glück auf einer Univerſität auftreten, und mich als Schriftſteller ernähren können, aber ich war meinem ſechzigſten Lebensjahre ſchon nahe.

In dieſer Zeit, als ich mich ſo ganz verlaſſen fühlte und alle Bande der Lebensverhältniſſe, innere wie äußere, nähere wie entferntere, zerriſſen waren, fand ein Ereigniß ſtatt, welches auf eine überraſchende Weiſe mich erheiterte und mit Hoffnung erfüllte. Eines Tages erhielt ich eine Einladung zur Mittagstafel des General Grafen von Zieten. Lange hatte ich keine

ſolche erhalten, und ſie ſetzte mich in Verwundrung, ſchien mir unbegreiflich. Da erfuhr ich, daß der Kronprinz nach Breslau gekommen war und dies die Veranlaſſung meiner Einladung war. Vor der Tafel ging der Kronprinz durch die Reihen der Anweſenden ſchnell hindurch, und erblickte mich zufällig, kam unmittelbar auf mich zu, fing ein Geſpräch mit mir an, und lud mich zum Erſtaunen der Umſtehenden ein, nach Fürſtenſtein zu kommen. Ich, der allgemein Verſchmähte, Zurückgeſtoßene, war der Einzige, dem dieſe gnädige Auszeichnung zu Theil ward. Auch in Fürſtenſtein traf es ſich, daß das Breslauer Publikum auf eine auffallende Weiſe Zeuge der Gnade des Kronprinzen ſein mußte; es war einer der Pfingſttage, die Einwohner Breslau's ſtrömten dorthin, umgaben in großer Menge den Garten und das Schloß, und ſahen, wie ich mit dem Prinzen und ſeiner Umgebung an einer Luſtfahrt theilnahm. Dieſe Ereigniſſe erwähne ich nur, weil ſie dazu beitrugen, mein Verhältniß zu Breslau, äußerlich wenigſtens, günſtiger zu ſtellen; innerlich blieb es das nämliche, und ich wünſchte Breslau verlaſſen zu können.

Die Geſpräche mit dem Thronfolger waren ſehr

ernſter Art; er zeigte ſich, wie ich, ganz unzufrieden mit dem Verfahren des Miniſteriums, und billigte meine Handlungsweiſe. Schon damals äußerte er die Furcht, daß die Verhältniſſe ſich leider, je länger die polizeiliche Verfolgung gegen die Lutheraner dauerte, deſto ſchwieriger geſtalten würden. Das Mißtrauen gegen die Behörde würde mit der ſteigenden polizeilichen Verfolgung immermehr zunehmen, die Gemeinde würde ſich immer entſchiedener in ſich abſchließen, immer ſtrenger abſondern, und ein zukünftiges, wechſelſeitiges Einverſtändniß immer ſchwieriger werden. Ich mußte geſtehen, daß ich dieſes von meinem Königlichen Gönner erwartete Uebel unter meinen Augen entſtehen ſah. Dieſes polizeiliche Verfahren, wie es ſich allenthalben zeigte, war auch deswegen ſo gefährlich, weil es völlig willkürlich erſchien. Es vermehrte die Zahl der ſtrengen Lutheraner, wie ſie ſich nannten, nicht in Schleſien allein. Die Neigung, durch eine Art von Märtyrerthum ſich ſelbſt von der innern Klarheit des eignen Glaubens zu überzeugen, verband ſich mit der in dem Menſchen tief liegenden gefährlichen Neigung der Oppoſition durch eine Selbſttäuſchung, und die Zahl der Gemeinden ſo

wie die Härte der Abſonderung wuchs mit den Jahren der Verfolgung. Man ſah hier, wie unheilbringend es iſt, wenn die leider nothwendige polizeiliche Gewalt ſich über tiefere Verhältniſſe des ſocialen Lebens verbreitet, wenn ſie ſelbſt in ſolche eingreift, die von dem Standpunkte der höchſten geſetzlichen Behörden aus ſchwankend und unſicher erſcheinen. Und wie eben dieſe Seite der Betrachtung ſich dem Thronfolger aufdrängte, erfuhr ich jetzt auf eine für mich höchſt erfreuliche Weiſe. Es wurde ein gerichtlicher Proceß gegen die Gemeinden eingeleitet. Zwar betrugen dieſe ſich gegen die polizeiliche Verfolgung durchaus leidend und zeigten eine in der That bewunderungswürdige und rührende Geduld; ſie ſahen es, wie die Willkür in der Ausführung der polizeilichen Gewalt hier ſtreng und hart, dort nachſichtig und mild ſtattfand, wie jede Spur von gleichförmiger geſetzlicher Ausübung verſchwunden war, und Alles von der günſtigern oder ungünſtigern ſubjectiven Geſinnung der landespolizeilichen Behörde abhing. So geduldig die Mitglieder der Gemeinden nun auch Alles ertrugen, ſo war dennoch das Verfahren an einigen Orten ſo gewaltſam, daß es wenigſtens einen negativen Widerſtand hervor-

rufen mußte. Man hatte die wiederholten Verpfändungen geduldet, das Vieh ward von den Höhen vertrieben, die einfachen Hausgeräthe in obrigkeitlichen Beſchlag genommen, und ſtille fleißige Familien, die durch unausgeſetzte Arbeitſamkeit ſich bis dahin kümmerlich ernährt hatten, wurden an den Bettelſtab gebracht. Die Nachbaren ſahen dieſes unheilſame Verfahren nicht allein ohne Theilnahme, ſondern leider nicht ſelten mit Schadenfreude an. Je mehr ſich dieſe Art der Verfolgung in allen Provinzen der weſtlich preußiſchen Länder verbreitete, deſto mehr traten allenthalben dieſelben Erſcheinungen hervor. In einer polniſchen Gegend von Schleſien war eine anſehnliche Gemeinde, irre ich nicht, faſt durchgängig für die ſtreng lutheriſche Anſicht gewonnen. Kellner, der Prediger dieſer Gemeinde, war einer der ausgezeichnetſten, ſowohl durch ſeine reine Geſinnung als durch ſeine Kenntniſſe. In der entfernten Provinz und bei der Einigkeit der Gemeinde, wenigſtens des größten Theiles derſelben, glaubte man ungeſtört den Gottesdienſt fortſetzen zu können. Als ſpäter die Verfolgung ſie traf, unterwarfen ſie ſich den polizeilichen Strafen ohne Widerrede. Als dieſe, wie freilich ein

jeder Beſonnene einſehen mußte, ohne Erfolg blieben, erſchienen Gensd'armen, um die Kirche zu ſchließen und einen jeden öffentlichen Gottesdienſt unmöglich zu machen. Da ſah man, wie die Mitglieder der Gemeinden, weibliche wie männliche, ſich bei der Kirche verſammelten und die Kirchthür beſetzten. Vergebens forderten die Polizeibeamten ſie auf, ſich zu entfernen, vergebens waren alle Ermahnungen und Drohungen, ſie behaupteten ihren Stand, bis ſie als die Schlachtopfer der Macht, die über ſie herrſchte, gewaltſam fortgeſchleppt wurden. Es iſt erwieſen, daß bei dieſem kläglichen Auftritte gar kein thätlicher Widerſtand ſtattfand. Während der 10 Jahre der Verfolgung haben die vielen Feinde der Gemeinden das, was Viele wünſchten, nie erlebt. So erlitten ſie ſtillſchweigend die härteſten Strafen, ſahen ihren Wohlſtand vernichtet, duldeten Hohn, Spott, Geringſchätzung der Umgebung, und fanden kaum irgendwo Zeichen einer Theilnahme. Ich glaubte, als ich Ereigniſſe der Art erfuhr, — und Manches ward mir unmittelbar bekannt, — in einer andern längſt vergangenen Zeit zu leben. Das Deutſchland, welches ich mit jugendlichem Eifer ſuchte, für welches ich ganz und

gar lebte, die Heimath meiner heiligſten Hoffnungen, die geweihte Stätte wechſelſeitiger Anerkennung, hatte ſich unter meinen Augen verwandelt; und wenn ich die Lehre, für die ich mich intereſſirte, immer entſchiedener ſich in alter Weiſe und Sprache äußern hörte, wenn ich die Maaßregeln, die ergriffen wurden, ſah, glaubte ich mich in längſt verſchwundene Jahrhunderte verſetzt.

Das waren die Ereigniſſe, die ſich mir auf der einen Seite aufdrängten. Daß ein ſo hartes Verfahren auch andererſeits auf die Geſinnung und zwar ſelbſt auf die innerſte einen gefährlichen Einfluß haben mußte, iſt begreiflich. Die Gemeinden waren geduldig, ſie ſahen ſich waffenlos einem harten Feinde preisgegeben. Ich will dieſe Geduld nicht ſo hoch anſchlagen, denn man mußte wohl einſehen, daß ein jeder Widerſtand nutzlos wäre; aber eben dieſe Geduld ſteigerte die innere Erbitterung, und dieſe rief Betrachtungen bedenklicher Art hervor. Kann die Quelle eines ſo unchriſtlichen Verfahrens das wahre Chriſtenthum ſein? Wir hielten an der alten Lehre feſt. Jetzt erfuhren wir nun auch auf eine traurige Weiſe, wie ſehr ſie denen, die ſich unſere Mitchriſten

nennen, verhaßt, ja verabſcheuungswürdig erſchien. So erzeugte ſich eine feindſelige Trennung; die Abweichung wieſen wir ab, denn ſie widerſprach unſerm Glaubensbekenntniß, und einen ſolchen unaufgelöſten Widerſpruch innerhalb unſerer Kirche durften wir nicht dulden. Aber den gemeinſchaftlichen Standpunkt verkannten wir nicht; man hätte uns gewinnen können durch eine liebreiche Anerkennung. Was geſchah? Was uns das Heiligſte war, ward als ein Verbrechen betrachtet. Wenn wir es im Drange der Verhältniſſe untreu verließen, wie mußten wir uns ſelbſt beurtheilen? Wenn wir es feſthielten, wie mußten unſere Feinde uns erſcheinen? Waren wir nicht verpflichtet, ganz entſchieden von ihnen auszuſcheiden, einer jeden Gemeinſchaft mit ihnen ſtreng zu entſagen? Durften wir hier, wo es das Heiligſte galt, anerkennen, wo wir nicht anerkannt wurden? So bildete ſich der harte Gegenſatz immer ſtrenger, innerlich in den Gemeinden aus. Ja in manchen Mitgliedern der Gemeinden nahm er — denn jeder, der die Menſchen kennt, wird es begreifen — die gefährlichſte Geſtalt an. Der Druck von außen verſtärkte die Intenſität der vereinzelten, engeren Ueberzeugung. „Wir, ſagten ſich die

Mitglieder der Gemeinden, ſind berufen, die chriſtliche Kirche aufrecht zu erhalten, uns hat Gott das Wohl des ganzen Chriſtenthums anvertraut; draußen herrſchen Wuth, Verfolgung und alle die feindſeligen ſataniſchen Mächte wüthen gegen das Heiligthum." Wie vermag eine ſolche Geſinnung die Ueberſchätzung der eigenen Perſönlichkeit abzuwehren? Der Lutheraner, wie er ſich ausſchließlich nannte, mochte äußerlich noch ſo geduldig erſcheinen: es giebt ein pſychologiſches Urtheil, welches eine Geſinnung vorausſetzt, auch wo ſie ſich nicht äußert. Die Lutheraner erſchienen als ſolche, die alle Uebrigen verdammten, auch wo kein Wort der Verdammung über ihre Lippen kam. Die ſtille Abſonderung, je ſtrenger ſie ausgeführt wurde, ward immer beleidigender; Mancher verrieth wohl auch die innere Geſinnung; was Demuth ſein ſollte, verwandelte ſich in richtende Erbitterung. So traten die Lutheraner nicht ſelten als Selbſtgerechte hervor, und erzeugten auch andererſeits die Wuth der ſie umgebenden Maſſen. Die Pöbelverfolgungen gegen die Lutheraner, die in einigen Gegenden ſtattfanden, ſind bekannt genug, und es wäre unbillig, zu leugnen, daß ſie hier und da durch

das Benehmen der Lutheraner veranlaßt waren. Aber daß innerhalb der Kirche, die ſich die chriſtliche nannte, Ereigniſſe ſtattfanden, die der Judenverfolgung früherer Zeiten nur zu ähnlich ſahen, war ein grauenhaftes Beiſpiel des wiedererwachten Fanatismus, den man, zu zuverſichtlich, mit den Hexenproceſſen völlig verdrängt geglaubt hatte. Es iſt unmöglich, die Begebenheiten unſerer Tage, ja der neueſten Zeit mit Beſonnenheit zu betrachten, ohne von der Furcht ergriffen zu werden, daß die Dämonen längſt vergangner Zeiten wieder wach werden und den gefährlichen Kampf anfangen. Die Häupter der lutheriſchen Kirche nahmen an dieſen Verirrungen in ihren Extremen keinen Antheil: aber einzelne Prediger unterſtützten doch mehr oder weniger den unter den Mitgliedern wachſenden Fanatismus; und ſelbſt bei den Beſſern blieb die Gewalt der Verhältniſſe nicht ohne Einfluß, wie der Fortgang der Ereigniſſe uns zeigen wird. Schon hörte man, wie die Lutheraner Gott für die Verfolgung dankten. „Ein liebreiches Verfahren hätte uns verlockt, ſagten ſie, jetzt ſind wir ſtrenger und entſchiedener durch den Haß der Gegner auf unſere eigenſte Aufgabe hingewieſen.“

Ich ſah ein, wie mein Einfluß auf Scheibel und auf die Gemeinde immer geringer ward. Die Geiſtlichkeit der Lutheraner verlor ſich immer mehr und mehr in der einſeitigen Conſequenz der ſich fortdauernd ſtrenger ſondernden Lehre. Scheibel blieb mir freilich immer freundlich zugethan, aber man irrte ſich, wenn man glaubte, daß ich in religiöſer Hinſicht irgend etwas über ihn vermocht hätte.

Nachdem ich das Glück gehabt hatte, meine Lage dem Kronprinzen klar zu machen, eröffnete ſich eine Ausſicht, die mich von neuem belebte. Daß ich es als ein Unglück anſehen mußte, mich von Preußen zu trennen, wird ein Jeder begreifen, der mein Leben mit einiger Theilnahme verfolgt hat. Die Abſichtlichkeit, mit welcher man mich in Breslau feſthielt, zu einer Zeit, wo ich erſt kämpfend, dann als Schriftſteller, für das Beſtehen der bürgerlichen Ordnung ſtritt, ließ die Hoffnung, daß ich nach einer andern Preußiſchen Univerſität verſetzt werden könnte, gar nicht aufkommen; wäre dieſes möglich geweſen, dann würde meine häusliche Stellung ſowohl, wie diejenige

den Gemeinden gegenüber, eine ganz andere geweſen ſein.

Jetzt zeigte ſich dieſe Hoffnung, obgleich die Erfüllung ſich lange hinzog. Die Stellung der Gemeinde ward auch eine andere. Scheibel, der durchaus nicht an einer möglichen Verſtändigung zweifelte, war wiederholt nach Berlin gereiſt, ein Mal von Huſchke und Thiel begleitet. Alle Maaßregeln gegen die Gemeinden wurden immer härter, Scheibel hatte keine Hoffnung, jemals wieder als Prediger in geſetzliche Thätigkeit treten zu können. Diejenigen Prediger, die ſich ihm angeſchloſſen hatten, waren in einer bedauerlichen Lage. Als der Gottesdienſt in Breslau unmöglich war, verſammelten ſich die Gemeindeglieder bei einem Prediger Berger in Hermannsdorf zwei Stunden von Breslau. Des Sontages waren die Feldwege nach dieſem Verſammlungsorte von den wandelnden Familien belebt, die in dieſer Entfernung Erbauung ſuchten. Es iſt bekannt, daß in Schleſien, wo die Zahl der Proteſtanten die der Katholiken überwiegt, die letztern im Beſitz der meiſten Kirchen ſind; in vielen Dörfern findet man nur Gotteshäuſer, die kaum Kirchen genannt werden können,

aus leichtem Fachwerk gebaut, jetzt faſt allenthalben baufällig und in traurigem Zuſtande. Bis zum Schluß meines Aufenthalts in Breslau konnten die Behörden keinen Vorwand finden, die ſich hier verſammelnde Gemeinde anzugreifen; alle Mitglieder derſelben hingen an ihrem Prediger, die entſchiedenſte Majorität war entſchloſſen, die Union nicht anzunehmen. Eben ſo wenig konnte man auf irgend einem Wege geſetzliche Mittel finden, den immer wachſenden Kirchenbeſuch von Breslau aus zu unterdrücken; ſelbſt die Verwaltung der Sacramente gegen die Erlegung der ſogenannten Stolgebühren war ſchwer zu verhindern. Die Breslauer Lutheraner ließen in Hermannsdorf ihre Kinder taufen, genoſſen dort das Abendmahl, ihre Trauungen fanden in dieſer Kirche ſtatt. Indeſſen nahmen die polizeilichen Verfolgungen immermehr überhand. Scheibel, der ſeine Thätigkeit als Prediger vernichtet, als Univerſitätslehrer gelähmt ſah, auf deſſen wiederholte Vorſtellungen gar nicht geachtet wurde, deſſen erneuerte Bitten ſelbſt als geſetzwidrige Auflehnungen behandelt wurden, glaubte, das Land verlaſſen zu müſſen. Es war ein harter Entſchluß. Kein Menſch war mehr an ſeine Vater-

ſtadt gekettet als er; an den alten religiöſen Erinnerungen der Geſchichte hing er ſeit ſeiner Kindheit, wie an dem ſtillen und von der äußern Welt faſt unberührten väterlichen Hauſe. Selbſt die Univerſitätsjahre trennten ihn nur äußerlich von dieſem; ſeine treue Frau ſchien nur athmen zu können innerhalb des Familienkreiſes, in welchem ſie geboren und erzogen war. Ich habe ſtets mit ſtiller Rührung die feſten Bande eines ſolchen engen Familienlebens betrachtet, und meinem beweglichen, unruhigen, die Welt umfaſſenden Daſein gegenüber geſtellt. Dennoch wurde, was ſo auf die Dauer verknüpft ſchien, nun gewaltſam zerriſſen. Scheibels Entſchluß, ſeine Stellung in Breslau freiwillig aufzugeben und aus dem Lande zu wandern, trat immer entſchiedener hervor.

Auch wiſſenſchaftlich bedeutende Männer vermochten den Jammer nicht länger mit anzuſehen; einer der ausgezeichnetſten proteſtantiſchen Theologen Deutſchlands, der berühmte Julius Müller, entſagte ſeiner Stellung als Landprediger, und erhielt einen Ruf als Univerſitätsprediger nach Göttingen, wo er ſpäter Profeſſor ward. Jetzt iſt er, wie bekannt, ſowohl durch ſeine vortrefflichen Vorträge, wie durch ſeinen

ausgebreiteten literäriſchen Ruf, eine Hauptzierde der Univerſität Halle.

Daß beſonders für mich die Nothwendigkeit, Breslau zu verlaſſen, wie auch meine Zukunft ſich geſtalten mochte, vorlag, wird einem Jeden einleuchten. Durch das gnadenvolle Wohlwollen des Kronprinzen ging mir nun die Hoffnung auf, nach einer andern preußiſchen Univerſität verſetzt zu werden. Doch zog ſich dieſe Verſetzung auf eine für mich peinliche Weiſe in die Länge. Ich hatte, als ich zuerſt die gnädige Abſicht des Thronfolgers erfuhr, es gewagt, Berlin, oder wenn hier die Schwierigkeiten zu groß ſein ſollten, Bonn vorzuſchlagen. Vor einer Anſtellung in Halle, wo ich in ſchöner jugendlicher Thätigkeit gelebt hatte, ſchauderte mir. Die Möglichkeit einer Rückkehr nach dieſer Univerſität trat mir ſchon früher entgegen. Die jetzt verwitwete Herzogin von Köthen, die mich, als ihr Gemahl das Fürſtenthum Anhalt-Pleß verließ, um die Regierung des ererbten Herzogthums anzutreten, während ihres kurzen Aufenthalts in Breslau mit ihrer Gunſt beehrte, knüpfte mit mir eine Correſpondenz an, die einige Jahre hindurch fortgeſetzt wurde, und erſt als Adam Müller den

Uebertritt der Herzogin zur katholiſchen Kirche einleitete, plötzlich abgebrochen ward. Meine hohe Gönnerin wünſchte nun mich in der Nähe zu haben, und verwandte ſich ohne mein Wiſſen für meine Verſetzung nach Halle. Von den unglücklichen Religionsſtreitigkeiten war damals noch nicht die Rede. Das Werk, durch welches ich ihre Gunſt erworben hatte, war die Schrift „über die gegenwärtige Zeit" und die Correſpondenz daher größtentheils politiſchen Inhalts. Als ich die wohlwollenden Bemühungen der Herzogin aus ihren eigenen Briefen erfuhr, beeilte ich mich, ſie zu enttäuſchen. Ich verſicherte unumwunden, daß eine ſolche Verſetzung mir keineswegs wünſchenswerth erſchien, und es iſt wohl möglich, daß eine ſolche Aeußerung viel dazu beitrug, mich ihrer Gunſt zu berauben. Die Herzogin erſchien mir als eine ſehr entſchloſſene geiſtreiche Frau. Ihre Briefe waren höchſt lehrreich und intereſſant. Da nun mehr als zehn Jahre ſpäter ich, wie ſie, von einer ernſthaften, religiöſen Richtung ergriffen wurde, die freilich eben, je entſchiedener ſie auf beiden Seiten hervortrat, jede Verbindung aufheben mußte, trat mir zwar der Wunſch, ja die Nothwendigkeit, Breslau zu verlaſſen,

entgegen, aber auch jetzt war mir eine Verſetzung nach Halle nicht wünſchenswerth. In Königsberg zu leben und in meinen alten Tagen mich in einer ſolchen entfernten orientaliſchen Nachbarſchaft niederzulaſſen, konnte mir freilich nicht einfallen. Bonn hatte für mich etwas Lockendes, da Paris ſich immer entſchiedener als der richtende Mittelpunkt der Naturwiſſenſchaft ausgebildet hatte. Nachdem ich 20 Jahre hindurch eben in dieſer Rückſicht völlig iſolirt gelebt hatte, wünſchte ich in die Gegend dieſer lebendigen Bewegung verſetzt zu werden. Es liegt ja in meiner Natur, auf eine ſolche Weiſe angeregt zu werden. Gegen die Gefahr, in der Aeußerlichkeit der lediglich ſinnlichen Naturforſchung mich zu verlieren, glaubte ich mich völlig geſchützt. Das rheiniſche Volk, wie es mir aus früheren Erinnerungen vorſchwebte, lockte mich, das anmuthige, in die Geſchichte der Völker hineingezogene Land zog mich an.

Daß ich mich am meiſten nach Berlin ſehnte, iſt begreiflich, und daß dieſer Wunſch, den ich ſo lange Jahre hindurch genährt hatte, endlich in meinem 59ſten Jahre erfüllt wurde, verdanke ich allein der hohen Gnade des Kronprinzen und ſeiner kräftigen

Verwendung. Das Miniſterium hatte die Abſicht, mich ſo lange wie möglich entfernt zu halten, zu klar geäußert; ich konnte kaum irren, wenn ich annahm, daß es nur unwillig nachgab. Freilich iſt es wohl möglich, daß die hohe Behörde meine Anweſenheit in der Mitte der lutheriſchen Gemeinde beſchwerlich fand; hätte ſie meine Lage genau gekannt, ſo würde dieſes Motiv, welches ihren Entſchluß, da nachzugeben, wo ein feſtgehaltener Widerſtand ihr doch bedenklich ward, wahrſcheinlich verſchwunden ſein. Die Gemeinden ſchloſſen ſich immermehr und mehr in ſich ab. Ich verließ Breslau und kam in Berlin den 14. April 1832 an. Ich hatte faſt ein Drittheil meines ganzen Lebens in jener Stadt gewohnt; hatte dort viele Freunde gewonnen, die mir in den Religionsſtreitigkeiten treu geblieben waren, und verließ die Stadt und die engere freundliche Umgebung, die durch die lange Gewohnheit des Lebens eine große Gewalt über mich erhalten hatte, nicht ohne Wehmuth. Und doch war ich in der langen Zeit keineswegs in Schleſien heimiſch geworden. Ich durfte nicht hoffen, daß die Schleſier mir, wie dem Garve, dem Manſo, ſo ein durch Geſinnung hervorgerufenes Bürgerrecht zu=

geſtanden hätten. Soviel Lobenswerthes ich in der Provinz fand, ſo war der durch Geſchichte und Verhältniſſe erzeugte, in vieler Rückſicht ſo rühmliche, aber enge Provinzialismus, doch nicht in Uebereinſtimmung mit meiner Natur zu bringen. Meine Phantaſie, meine Wiſſenſchaft in ihrer empiriſchen wie ſpeculativen Richtung, mein ganzer Sinn verſetzte mich in die Mitte der bewegten Hauptſtadt, und ich lebte in Breslau wie in einer Verbannung.

Allerdings waren die Verhältniſſe in Berlin mir keineswegs günſtig. Während der zwanzig Jahre hatte ſich hier eine wiſſenſchaftliche Richtung ausgebildet, die mir, ich wußte es, feindlich gegenüber ſtand. Berlin war von jeher eine kritiſche Stadt, eine jede höhere Bildung befolgte dieſe Richtung. Das nihil admirari iſt nirgends ſo entſchieden ausgebildet, wie hier: eine jede geiſtvolle Productivität, ein jeder geiſtig anziehende Genuß wird vorläufig abgewieſen; man findet in der Hingebung etwas Knechtiſches, der Selbſtändigkeit des Mannes Unwürdiges; und ſelbſt eine beſchränkende Religioſität, wo ſie erwacht, wird ausſchließend doctrinär, richtend. Hegel konnte vielleicht in ganz Deutſchland keine Stadt finden, die ihm für

die Ausbildung ſeines Syſtems günſtiger war. Ein allgemein kritiſcher Sinn hebt die ſelbſtändige Stellung vor allen hervor; der Genuß, der aus einer mittelbar bewundernden Hingebung entſpringt, ſtumpft ſie dahingegen ab, und der Gegenſatz zwiſchen Wien und Berlin iſt eben, indem man beide Städte in dieſer Beziehung mit einander verglich, ſprüchwörtlich geworden. Die Herrſchaft über die Geiſter, die Berlin ſeit Friedrich des zweiten Regierung zu erringen anfing, die allerdings während einer traurigen Mittelepoche nach dem Tode des großen Königs erſchlaffte, ja ganz unterzugehen ſchien, gründet ſich auf dieſe Eigenthümlichkeit. So ſehr dieſes geiſtige Uebergewicht Berlins beſonders im ſüdlichen Deutſchland angefeindet wird, ſo liegt doch in der Art dieſer Anfeindung ſelbſt die unwillige Anerkennung verborgen; aber eben daher findet eine Duldung untergeordneter Art hier in einem höhern Grade ſtatt, als in irgend einer andern größern Stadt Europas. Das ſtark hervortretende Bewußtſein des eigenen Werthes giebt den ſichern Maaßſtab des Urtheils in jeder Richtung. Nicht allein bei der Univerſität, ebenſo bei den verſchiedenen Behörden hat ſich dieſe ſchlechthin richtende

Geſinnung hart ausgebildet, und wie die preußiſchen Beamten in den der Monarchie in neueren Zeiten hinzugefügten Provinzen erſchienen ſind, iſt allgemein bekannt. Eine ſolche entſchiedene Sicherheit des Urtheils iſt weit von einer eigentlichen Anerkennung entfernt. Sie ſieht auf eine fremde Eigenthümlichkeit, die jenſeit des richtenden Maaßſtabes liegt, mit einer Art Mitleid herab; ihre Ohnmacht iſt evident, und ſo läßt man ſie in ihrer Schwäche gewähren.

Aber ein ſolches Uebergewicht des kritiſchen, eine ſolche nationale Centraliſation des Geiſtes iſt in der tiefern geſchichtlichen Entwickelung dennoch nur relativ. In dem Fortgange des Geſchlechts liegen die Quellen der fortdauernden Production, und die Kritik würde allen Sinn verlieren, wenn ſie verſiegten. Das eben macht Berlin ſo intereſſant. Wie ſtille Gemeinden bilden ſich hier enge geiſtige Kreiſe ganz eigenthümlicher Art, der, wie es ſcheint, Alles verſchlingenden Kritik gegenüber. Sie ſind in ſich geſichert, denn der Feind glaubt gar nicht an ihre eigentliche poſitive Exiſtenz. Die Gründe, aus welchen ſie hervorquellen, ſind ihm unbekannt, und er ahndet nicht, wie ſtark bewaffnet und mächtig ſie werden können. Es iſt in

der That auffallend, in welcher beſtändigen frucht=baren geiſtigen Gährung Berlin dadurch erhalten wird. Während Paris ſich ein halbes Jahrhundert hindurch von wenigen politiſchen Begriffen, bald ſo, bald an=ders modificirt, bewegen ließ, und alle vorübergehende Ordnung aus einem praktiſchen Geſchick, mit welchem ein Gegebenes mit Präciſion aufgenommen und exact beſtimmt ward, entſprang, regte ſich bei uns die in=nerſte geiſtige Mannigfaltigkeit in großer Freiheit und Bedeutung, unter einer, wie es ſchien, Alles unter=drückenden Zucht, eines ſtarren, anſcheinend unüber=windlichen Formalismus. Die militäriſche Disciplin der Hegelſchen Philoſophie vermochte dieſe Freiheit des Geiſtes eben ſo wenig zu unterdrücken, wie die Wacht=parade den lebendigen freien kriegeriſchen Sinn. Da=durch erhält Berlin für denjenigen, der ſich in dieſe Stadt innerlich hineingelebt hat, einen ſo großen, ja unwiderſtehlichen Reiz. Die Natur der Umgebung hat nichts Lockendes, die mannigfaltigen Quellen äußerer Beluſtigungen und die leichte Zugänglichkeit zu mancherlei zerſtreuenden Genüſſen bieten ſich nir=gends dürftiger dar, als in Berlin. Erſt in der neueſten Zeit ſcheint ein äußerlich bewegteres Leben ſich geſtal=

ten zu wollen: aber die Stadt hat ihren lacedämoniſchen Charakter unter den europäiſchen Hauptſtädten nie ganz verloren. Nur dadurch iſt ſie auf eine bedeutende Weiſe davon verſchieden, daß ſie bei ihrer ſtrengen äußern Kälte eine innere athenienſiſche Glut bewahrt.

Ein Fremder, der nach Berlin kommt, begreift nicht, wie man, ohne durch zwingende Verhältniſſe gebunden zu ſein, ſich zu einem längeren Aufenthalte in Berlin entſchließen kann: und dennoch leben hier ſo viele, die auf immer gefeſſelt ſind von Berlin, wie die Künſtler von Rom, und der Weltmann von Paris. Ich geſtehe, daß ich mich höchſt unglücklich fühlen würde, wenn ich auf meine alten Tage genöthigt ſein ſollte, meinem Aufenthalte in Berlin ganz zu entſagen, obgleich das Bedürfniß, mich jährlich auf eine längere Zeit in ſtiller Einſamkeit in eine liebliche Gegend zurückzuziehen, immer heftiger, ja unwiderſtehlicher wird.

Was mir am meiſten gefällt, ja was ich bewundere, iſt die Ruhe, mit welcher die Stadt im Allgemeinen alle Angriffe erduldet. In keiner Hauptſtadt bilden ſich unangefochten Kreiſe, die es unbefangen geſtehen, daß es ein Unglück ſei, in dieſer

kalten und von Gott und Menſchen verlaſſenen Natur zu leben. Dichter verſchmähen es nicht, ſich alle Mittel eines bequemen Lebens von hier aus zu verſchaffen, mit der Beute davon zu eilen, und in leichten Verſen Menſchen und Gegend zu ſchmähen. Was anderswo einen heftigen Zorn erzeugen würde, wird hier belächelt. Man vergleiche nur die leidenſchaftliche Erbitterung gegen Berlin, die ſich nicht ſelten in Süddeutſchland auch öffentlich Luft macht, mit der ſtolzen Gleichgültigkeit der Berliner, die etwas Verletzendes hat, und die Erbitterung begreiflich machen würde, wenn nicht aus der Mitte der Einwohner ſelbſt ſich nicht ſelten eine Zuſtimmung hören ließe, ſo daß es als etwas geiſtig Vornehmes gilt, mit allen ſeinen Wünſchen in ſüdlichern Gegenden zu leben, und Klagen laut werden zu laſſen, die den Ovidiſchen aus dem Lande der Geten nur zu ähnlich ſind.

Mein Aufenthalt in Berlin liegt der Gegenwart zu nahe; alles Frühere läßt ſich doch mehr als eine Vergangenheit behandeln. Selbſt die kirchlichen Angelegenheiten, inſofern ich in dieſe verwickelt war,

haben eine ganz andere Wendung genommen. So lange indeſſen daſſelbe Miniſterium beſtand, war an keine Veränderung zu denken. Scheibel hatte wenige Tage nach mir das Land verlaſſen, und hielt ſich in Dresden auf, blieb aber in einer beſtändigen genauen Verbindung mit der Gemeinde. Während der acht folgenden Jahre ſteigerte ſich die harte Behandlung der Lutheraner; die Zahl der Gemeinden wuchs in demſelben Grade; der Widerwille der Bürger, der hier und da laut wurde, hatte nicht immer die reinſte Quelle. In vielen Gegenden bildeten ſich lutheriſche Gemeinden, und da im Anfange ein zuſammenhaltender Mittelpunkt der Vereinigung ſchwer zu finden war, ſo entſtanden mancherlei Modificationen in ihren Geſtaltungen. Zwar, ſo viel ich weiß, keine Abweichungen der Lehre, wohl aber der ſtrengern und mildern Form, ſo daß einige Gemeinden, von irgend einem ſcharf conſequent denkenden Prediger geleitet, ein reiner Abdruck der ſpitzfindigſten Dogmatik wurden; andere eine mehr pietiſtiſche Richtung nahmen, während mehrere — und dieſe Anſicht wuchs zuſehends — wohl glaubten, daß die reine lutheriſche Lehre als Kirche ſich innerhalb der Union feſthalten und ihr Beſtehen ſich ſichern ließe.

Die Hoffnung gründete ſich beſonders auf die große Unbeſtimmtheit deſſen, was man Union nannte, welche, wie es ſchien, dadurch eben jeder Beſtimmung fähig wäre. Alle leiſteten dem Miniſterium Widerſtand, doch ſchien mit dem letztern eine Verſöhnung nicht ganz unmöglich. Die Gemeinden, die den Geſinnungen der erſten Oppoſition in Breslau treu blieben, traf die Verfolgung am härteſten. Gegen diejenige Gemeinde, die ſich in Berlin gebildet hatte, verfuhr man noch am gelindeſten; nur die Prediger wurden allenthalben, wo ſie ſtandhaft blieben, verfolgt. Viele in Berlin, wie an andern Orten, wurden gefänglich eingezogen; ſie wanderten heimlich und in mancherlei Geſtalt durch das Land, um in den Gemeinden zu predigen, zu tröſten, zu ſtärken und zu ermuntern, ſo wie die Eheleute zu trauen, die Kinder zu taufen und das Abendmahl zu ertheilen. Alle waren von der Polizei als Verbrecher bezeichnet, und in allen Gegenden wurde ihnen nachgeſpürt, nur die Treue, mit welcher ſie aufgenommen und verborgen wurden, die Liſt, mit welcher man die Polizei irre zu leiten ſuchte, und die den polizeilich verfolgten Gemeinden nicht allein erlaubt, ſondern religiös geboten und geheiligt ſchien, retteten

die meiſten. Dennoch fand man in den Gefängniſſen in Breslau, in Erfurt, in der Hausvogtei in Berlin verhaftete lutheriſche Prediger. Dieſe und ihre Gemeinden glaubten ſich in eine Lage verſetzt zu ſehen, wie die der erſten Chriſten; ſie behaupteten das Recht, ſich völlig zu organiſiren, abgeſondert von aller Staatsgewalt, ſo lange dieſe ſie nicht gelten ließe; und in der erſten Zeit wenigſtens, einige Jahre hindurch, konnte man Scheibel, ſelbſt in der Entfernung, als den geheimen Biſchof dieſer Kirche betrachten, obgleich er nicht ſo genannt wurde. Keiner war durch innere Geſinnung mehr geneigt, ſich dem Geringſten gleich zu ſetzen. Man glaube nicht, daß dadurch ein zerſtörendes und geſetzloſes Weſen in der Kirche einriß; obgleich das Miniſterium auf jede Weiſe die innere Unordnung zu fördern ſuchte. Ganz im Anfange wurden ſogar Kinder, die in der verborgenen Kirche getauft waren, in den unirten Kirchen wieder getauft. Man ſah aber wohl, daß dieſes Verfahren dem Weſen der proteſtantiſchen Kirche im Innerſten widerſprach, und ſo verſchwand die Wiedertaufe. Die Trauungen wurden für geſetzwidrig erklärt; daß in den Gemeinden, während die Sittenloſigkeit allenthalben um ſich griff, die

Mädchen ſich durch einen ſittlichen Wandel auszeichneten, wird man wohl kaum bezweifeln. Die Trauungen trugen in dieſer Zeit in der verfolgten lutheriſchen Gemeinde ein tief bewegtes, religiöſes Gepräge: und dieſe, von heiligem Ernſt durchdrungenen Verbindungen wurden als Concubinate betrachtet. Die ſtillen kirchlichen Feierlichkeiten wurden nicht ſelten durch Polizeibehörden gewaltſam geſtört, die Leute auseinander gejagt. Unter den Predigern traf die Verfolgung einen der ausgezeichnetſten mit der größten Härte. Es war Kellner, Prediger in Hönigern, bei jener Gemeinde, wo Männer und Frauen, ihre Kirche zu retten, wie oben erwähnt, einen paſſiven Widerſtand leiſteten. Er ſchmachtete, irre ich nicht, ſechs volle Jahre im Gefängniß, und durfte mehrere Jahre hindurch ſeine Frau und ſeine Kinder nicht ſehen. Das Miniſterium hoffte durch ein ſolches hartes Verfahren die Geſinnung ganz zu vernichten. Woher ſollte der Behörde, ihrer Anſicht nach, der Glaube entſtehen, daß eine Geſinnung, die ſie ſeit Jahrhunderten auf immer verſchwunden glaubte, ſogar Gefahr drohend, und obgleich von ſo Wenigen ausgehend, ſich gegen ſie waffnen würde?

Indeſſen ordnete ſich die Kirche in ſich, die ſtrenge Zucht der lutheriſchen Confeſſion herrſchte durchaus in ihr vor. Eine Auswahl von Predigern ward conſtituirt, um die höhere Ordnung zu leiten; Prediger wurden von dieſem Vereine ordinirt und vorher ſtreng geprüft. Die Candidaten mußten einen Univerſitäts-Curſus abſolvirt haben. Man würde ſich ſehr irren, wenn man glauben wollte, daß man zur Auswahl des ordinirenden Vereins nur über unwiſſende Prediger zu gebieten hatte: mehrere ſtreng lutheriſche Prediger hatten von den angeordneten Conſiſtorien die glänzendſten Zeugniſſe aufzuweiſen. Der oben genannte Kellner, der Prediger Hirſchfeld in Frauſtadt, Laſius in Berlin, Wermelskirch, der ſich von der engliſchen Miſſion, deren Abgeſandter er im Herzogthum Poſen war, trennte, ſind ausgezeichnete Männer. Hirſchfeld iſt ſchon vor mehreren Jahren geſtorben. Beſonders ragt Ehlers hervor. Von dem angeordneten Conſiſtorium hatte er die glänzendſten Zeugniſſe erhalten, wie ſie höchſt ſelten ertheilt werden. Wie ich ihn kennen lernte, zählte ich ihn unbedenklich zu den Hochbegabten. Die Klarheit und Conſequenz ſeiner Lehre traten mit überraſchender Gewalt hervor;

eben dieſe Macht ſeiner Lehre, wie die Standhaftigkeit ſeiner Geſinnung machten ihn gefährlich. Wo er erſchien, mußten dem entſchiedenen Rigoriſten gegenüber die Latitudinarier der Union verſtummen; eben daher ward er als ein Fanatiker verſchrieen, obgleich ſeine ganze Lehre auf einer ſichern religiöſen Baſis ruhte. Man brauchte ein Mittel gegen ihn, welches man auch bis in die neueſte Zeit nicht anzuwenden verſchmähte. Er war im Auslande geboren, war zwar eine Zeit lang in amtlicher Thätigkeit in Preußen geweſen, hatte aber den Verfolgungen weichen müſſen, und wanderte nach Polen aus. Geſetzlich ſtand es nun in der Gewalt der Behörden, bei ſeiner zweiten Einwanderung ihm das Bürgerrecht zu ertheilen, oder nicht. Selbſt als theologiſche Schriftſteller ausgezeichnete Männer wünſchten ſeine Entfernung, und in einer für die Lutheraner viel günſtigeren Lage ſah man es doch als einen Gewinn an, die ſtarre Confeſſion dadurch müde zu machen, daß man ſie der feſteſten Stütze beraubte. Eine tüchtige theologiſche Gelehrſamkeit gehört zum Weſen der lutheriſchen Kirche, das haben diejenigen wohl eingeſehen, die ſich als die freien Repräſentanten der feſten lutheriſchen Lehre in die

Mitte der Abgefallenen zu ſtellen wagten. Ich darf kühn behaupten, daß unter den vom Staate angeordneten Conſiſtorien man wohl hier oder da ein ſolches finden wird, welches nicht im Stande iſt, eine ſo ſtreng wiſſenſchaftliche Prüfung anzuſtellen, wie diejenige, die in dem geheimen Verein dieſer prüfenden Männer ſtattfand. Freilich, als es der Polizei gelang, immer mehr Prediger aufzufangen und einzuſperren; als Marienburg in Preußen ein Verbannungsort für mehrere wurde, die man gelegentlich zu zähmen ſuchte, indem man ſie der höchſten Noth preisgab, da ward die Gemeinde genöthigt, proviſoriſch durch weniger geeignete Mitglieder die Erbauungsſtunden leiten zu laſſen. Aber das Miniſterium ſah ſich nun in eine Lage verſetzt, wodurch es in immer größere Verlegenheit gerieth. Ich bin völlig überzeugt, daß viele Mitglieder deſſelben, der Miniſter ſelbſt vor Allen, den erſten Entſchluß von Herzen bedauerten. So wie die höchſten Behörden die religiöſe Abſicht des Königs verkannten und willkürlich verfuhren, ſo wuchs dieſe Willkür immer mehr, wie ſie in die Hände untergeordneter Behörden gerieth, und es entſtand eine polizeiliche, keinem ordnenden Geſetze unterworfene Verwickelung,

die ſich auf keine Weiſe beherrſchen ließ. Man wies dieſe Angelegenheit an die Gerichte, damit dieſe eine geſetzliche Form der Beſtrafung ermitteln ſollten, aber auch dieſe geriethen in Verzweiflung, und die Gewiſſenhafteſten wußten ſich nicht zu helfen. Hier war es nun, wo mein trefflicher Freund Huſchke den Gerichten ſo gefährlich ward, und ſich einen Rabuliſten nennen laſſen mußte.

In dieſer traurigen Zeit trat mir das Vertrauen und die hohe Gnade des Kronprinzen hülfreich entgegen.

So lange das Miniſterium daſſelbe blieb, war an keine Aenderung zu denken. Zwar wurden Männer auserwählt, die ſich mit den Gemeinden verſtändigen ſollten, aber alle ſolche Verſuche ſind und bleiben nothwendigerweiſe immer ohne Erfolg. Die Behörde, in eine Conſequenz verwickelt, aus welcher ſie ſich nicht herauszureißen vermag, kann nicht nachgeben; eine jede vorgeſchlagene Modification der Lehre, wie gering ſie auch ſein mag, erregt aber bei den Gemeinden nothwendig ein immer ſteigendes Mißtrauen, und auch hier wird die ſtrenge Conſequenz der Lehre ſich immer mächtiger ausbilden. Man muß ſogar behaupten, daß

dieſe zu loben iſt, denn ſie bildet in einer gefährdeten Lage die einzige Sicherheit, und ein jedes Schwanken, eine jede Capitulation, wie unbedeutend ſie auch ſein mögen, erſcheinen gefährlich. Dieſer ſchroffe Gegenſatz bildete ſich dadurch noch entſchiedener aus, daß unter den Lutheranern, wenn auch in der langen Zeit nur wenige, Spione erſchienen. Einige waren wohl ſelbſt urſprünglich Mitglieder der Gemeinde ſchlechterer Art geweſen. Daß unter den zerſtreuten Gemeinden ſolche ſich fanden, die einigen ihnen gebotenen Vortheilen nicht widerſtehen konnten, war natürlich. Bei der vollkommenen Willkür der Polizei lag hier und da die Luſt, ſolche Menſchen zu gewinnen, zu nahe. Man weiß, in welcher gefährlichen, ja vertraulichen Nähe mit ſittlich geſunkenen Menſchen die niedere Polizei lebt und leben muß; es war aber nur zu natürlich, daß die Verfolgten vorausſetzten, ein ausgebildetes Spionſyſtem ſolle nun auch als eine Maaßregel der höhern Behörden eingeführt werden, um in ihre geheimſten Zuſammenkünfte einzudringen und die bis dahin verborgenen Prediger zu entdecken und einzuziehen, und dadurch zugleich ein wechſelſeitiges Mißtrauen in dem Innerſten der Gemeinde hervorzuru-

ſen. Ich darf nicht behaupten, daß ein Spionſyſtem der Art wirklich ſtattfand, aber in den untergeordne=ten Kreiſen traten Ereigniſſe hervor, die einen ſolchen Verdacht wohl hervorrufen konnten. Erwartete die Polizei von einem ſolchen Verfahren Vortheile, ſo irrte ſie ſich. Wo es mit einem religiöſen Glauben Ernſt iſt, da läßt man ſich nicht ſo leicht irre führen, ja dieſer Ernſt wirkt wohl ſelbſt auf die gemißbrauch=ten Verbrecher. Da ich mit dem, was ſich in den Gemeinden ereignete, ſehr wohl bekannt war, ſo war mir nun ein ſolches Ereigniß ſehr merkwürdig. Ein Mann gab ſich ſelbſt als einen gebrauchten Spion an, und ich kann mir wohl vorſtellen, wie in der Mitte eines von Furcht und Angſt ergriffenen Vereins, wenn er, von Verrath umſponnen, angſtvoll bei Gott um Hülfe ruft, den Verbrecher eine innere Angſt ergreifen kann, der er nicht zu widerſtehen vermag. Doch hielt ich es für meine Pflicht, die guten Freunde zu war=nen, mir ſchien es nicht ganz unwahrſcheinlich, daß die ganze Reue eine ſimulirte ſein könne. Meine Warnung war überflüſſig, denn ſie ſelbſt hatten große Umſicht gelernt. Ueberhaupt brachten die theuer er=kauften Erfahrungen die Gemeinden dahin, immer

umſichtiger zu handeln, und es war nicht leicht, ſelbſt die Einfältigern irre zu leiten, oder Etwas aus dieſen heraus zu locken. Der Inſtinkt eines allgemeinen Verſtandes leitete einen Jeden.

Ich muß hier einen Mann nennen, der, ſelbſt ein Mitglied der Gemeinde, eine ſehr bedeutende Rolle in ihren Angelegenheiten ſpielt; einen Mann, deſſen Treue ein großes Lob verdient, deſſen Ausbildung und Kenntniſſe ihm eine wichtige Stellung, die ſelbſt den höhern Behörden bedenklich werden mußte, verſchaffte: es iſt Barſchall. Er war als Auditeur bei einem Regimente in Koſel angeſtellt. Man ſollte nicht erwarten, daß eine militäriſche Behörde von der Confeſſion eines Beamten Notiz nähme; als aber Barſchall ein Kind in der lutheriſchen Gemeinde taufen ließ, ward er ſeines Amtes entſetzt und wurde mit Frau und Familie plötzlich und auf die härteſte Weiſe brodlos gemacht. Er kam nach Berlin, wo er ſich durch ſeine juridiſchen Kenntniſſe kümmerlich ernährte. Hier aber eröffnete ſich ihm eine weite, ja wichtige Laufbahn. Seine gediegene Einſicht und ſeine geiſtige Gewandtheit verſchafften ihm Zutritt bei den anſehnlichſten Beamten. Daß unter dieſen hier und da ſich

ſolche fanden, die das Verfahren des Miniſteriums mißbilligten, war begreiflich, ich nenne — und ſie werden es mir gewiß nicht übel deuten, wenn ich ſie namhaft mache — den Oberlandesgerichts=Chefpräſidenten von Gerlach in Frankfurt a. O. und den Geheimen Ober=Juſtizrath Göſchel. Barſchall bildete nicht allein einen umſichtigen Verein der Lutheraner in Berlin, er leitete zugleich das kluge Verfahren aller Gemeinden, und die Achtung, die er höhern Orts zu erwerben wußte, kam natürlich auch den Gemeinden zu Gute. Ich fand oft Gelegenheit, ſeine raſtloſe Thätigkeit, wie ſie nur aus einer ernſthaften Geſinnung entſpringen kann, zu bewundern. Mein Freund Huſchke und er, wären wohl vorzüglich berufen, eine Geſchichte der lutheriſchen Gemeinde auszuarbeiten. Wie ſie bisher in den Scheibelſchen Schriften und in einer Menge von Flugblättern behandelt wurde, erſcheint ſie nur fragmentariſch und unkritiſch. Viele werden den Gegenſtand zu unbedeutend nennen; doch kaum ein ächt tiefſinniger Geſchichtsforſcher. Ihm muß die Erinnerung einer früher ſo mächtigen kirchlichen Geſinnung, und wie ſie ſich, feindlich angegriffen, unter den ungünſtigſten Umſtänden jetzt noch

zu behaupten ſuchte, höchſt lehrreich erſcheinen; denn eine ſolche Bewegung zeigt die Bedeutung der tiefſten Gründe der Geſchichte, die dem oberflächlichen, bloß politiſchen Beobachter verborgen bleiben. Die ſogenannte pragmatiſche Geſchichtsforſchung hat allen Werth verloren: ob die gegenwärtige herrſchende, blos politiſche einen höhern Werth hat, iſt, glaube ich, ſehr zu bezweifeln.

Wer den Gang meines Lebens aufmerkſam verfolgt hat, dem wird es nicht entgangen ſein, daß die Zukunft des ganzen Geſchlechts mir eine innere Aufgabe geworden war, die ſich nicht mehr abweiſen ließ. Da drängte ſich nun eine Frage beſonders auf, die vor Allen gelöſt werden mußte und mit dem Verhältniß der Kirche zum Staate in einer ganz genaüen Verbindung ſtand. Ich ſuchte ſie ſo ſcharf, ſo allgemein und dennoch in ihrer realen Wirklichkeit zu faſſen wie möglich. Beſonders ſchien es mir nothwendig, ſie zu trennen von den heftigen Bewegungen des

Tages in ihren Richtungen hier hin und dort hin. Denn die Beantwortung der Frage, die ich ſuchte, ſollte ja eben dieſe Bewegungen ſelbſt aus einem höhern Standpunkte betrachten und erklären. Daß dieſe Frage, wenn ſie in ihrer Reinheit gefaßt wurde, nicht erſcheinen durfte als eine ſolche, die mir eigenthümlich wäre, daß ſie vielmehr allen tief ſinnenden Geiſtern ſich aufdrängen müßte, war mir völlig klar, und wenn ich ſie hier zum Gegenſtande der Betrachtung mache, ſo faſſe ich ſie erſt ſo, wie ſie ſich, abgetrennt von aller tiefern Religioſität, am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts rationaliſtiſch äußerte. Eine Perfektibilität des Menſchengeſchlechts ward mit Glück geleugnet, und dieſes Ableugnen als eine höhere Weisheit des beſonnenen erfahrungsreichen Mannes betrachtet. Wo die Lehre angenommen ward, ſah man ſie für einen gutmüthigen phantaſtiſchen Traum an, und nur Leſſings Schrift über die Erziehung des Menſchengeſchlechts vermochte dieſer Anſicht ein allgemeineres Intereſſe abzugewinnen. Man wird ſich vielleicht erinnern, wie frühzeitig mich dieſe Frage beſchäftigte. Schon in meinen Univerſitätsjahren ward ſie durch

eine ſeltſame Aufgabe den Studirenden zur Beantwortung geſtellt. Als die religiöſe Seite derſelben mir immer mächtiger entgegentrat, ward mir nicht bloß von der Seite des klareren Erkennens, ſondern auch von der einen jeden nachdenkenden Menſchen berührenden Sittlichkeit die Frage immer wichtiger. Und hier zeigte ſich nun ein ganz hart hervortretender Widerſpruch zwiſchen der kirchlichen Anſicht, wie ſie ſich hier und da geltend machen wollte, und der allgemeinern, die ſelbſt in einer flachern Form ſich wohl eine philoſophiſche zu nennen beliebte.

Die Frommen und viele Theologen ſtimmen darin überein, daß alle irdiſche Thätigkeit etwas Nichtiges ſei und keinen Werth habe für Gott. Dieſes gilt für jede thätige Richtung. Sie faſſen nicht ſelten den Gegenſtand ſo, daß er, conſequent verfolgt, den Widerſpruch ſtärkt und unüberwindlich macht, ſtatt ihn zu löſen; ja, wenn man dieſen Theologen glauben wollte, ſo wäre keiner entſchiedener der zukünftigen Verdammung preisgegeben, als derjenige, der mit unbedingter Liebe ſich irgend einer irdiſchen Unternehmung, irgend einer Wiſſenſchaft oder Kunſt hingäbe. Sie zerſtreue, meint man, auf eine gefährliche Weiſe

und lenke den Sinn von Gott ab. — Die Sonne iſt das Allbelebende der Natur: vergißt man ſie, wenn man in dieſen und jenen Geſtaltungen des Alllebens ihre grundloſe Thätigkeit zu ergründen ſucht? Soll man ſich von Allem abwenden, und die Sonne ſtarr ins Auge faſſen, bis man erblindet? — Wer wird es leugnen, daß in der menſchlichen Thätigkeit allenthalben ein gefährlicher Wurm verborgen liegt, der den innerſten Kern der Perſönlichkeit ſelbſt da, wo die That eine bedeutende und ſegensreiche werden kann, zu verzehren und zu vernichten droht? Aber ſoll er nicht da ſchon Gegenſtand der Vernichtung ſein? Hat keine menſchliche That einen ewigen Werth, ſo iſt eine Perfectibilität des Geſchlechts im obigen Sinne ein Unſinn; Gott kann nach dieſer Anſicht wohl erkannt werden in der Natur, aber in der Geſchichte hat er ſich verborgen, und nur wenn man einer jeden beſondern geſchichtlichen Thätigkeit völlig entſagt, kann man ſich ihm nähern.

Giebt es wirklich einen Fortſchritt des Geſchlechts, eine lebendige Entwickelung der Geſchichte, iſt dieſe in der That eine organiſche, ſo darf der Impuls des Lebens, welches nie theilweiſe, ſondern allenthalben

ganz iſt, auch dem kleinſten Gebilde nicht fehlen. Alles wird von dem Menſchen verunſtaltet und hat eine Nachtſeite, wie eine Lichtſeite. Das Ringen nach einem unſterblichen Namen, das Streben, im Andenken aller Zeiten zu leben, iſt ſo ein Doppeltes, es iſt geſund und mächtig, das Größte, aber auch das Geringſte, was die Geſchichte zu erblicken vermag, je nachdem es für Gott gilt. Ja durch einen ſeltſamen Widerſpruch wird dieſer nie zu verdrängende Gedanke in den einfachſten Gemüthern feſt gehalten und gehört, ſelbſt wo er abgewieſen wird. Was iſt das, was der frömmſte Chriſt den göttlichen Segen nennt, Anderes, als die geſchichtliche Beſtätigung eines menſchlichen Werkes? Der ſichtbare Umkreis kann ſehr gering ſein, aber er iſt nirgends ſchlechthin begrenzt; er ſchließt bewußtlos, im Innern den unendlichen ruhenden geſchichtlichen Horizont, der alle menſchliche Thaten aller Zeiten umfaßt, in ſich. So lebt ein jeder wahre Chriſt, wenn er von ganzem Herzen treu den nächſten ihm dargebotenen Gegenſtand pflegt, in der ganzen Geſchichte, wie der ſinnliche Menſch in ſeiner beſchränkteſten körperlichen Thätigkeit in der ganzen Natur. Und was der Rationaliſt die Perfectibilität des Men-

ſchengeſchlechts im oberflächlichen und geiſtloſen Sinne nennt, kann, ſeiner Wahrheit nach betrachtet, der Horizont der ganzen Geſchichte ſein, das göttliche Lebensprincip, welches aller menſchlichen That allein einen Werth giebt. So behaupte ich, eine ächte Sittlichkeit iſt uns nur da möglich, wo wir uns in unſerer Thätigkeit nicht von dieſem oder jenem vorübergehenden Momente, ſondern von dem Ganzen getragen wiſſen. Dann aber ſteigert ſich und zwar nothwendig die abſtracte Lehre zur Religion. Was ich hier für die Entwickelung des Geſchlechts in der Form des Handelns als Herrſcher, Ordner, Kämpfer, Künſtler, ja als der geringſte Handwerker und beſchränkteſte Familienvater denkend erreiche, oder als Gelehrter und Forſcher handelnd denke, erſcheint zwar als ein irdiſch Vergängliches, aber es enthält in ſich zugleich ein Ewiges, welches ihm allein einen Werth ertheilt. Die reine Liebe zu meinem Werke trägt den Segen in ſich. Ich kenne keinen, für welchen dieſer ſcheinbare Widerſpruch zwiſchen göttlicher und menſchlicher That im äußern Kampfe fortdauernd tiefer auf den ewigen Frieden hinwies, als Pascal, deſſen unruhige Pulsſchläge ſein ganzes Leben hindurch auf die höhere

geiſtige Einheit ſeines Daſeins deuteten. Gott eignet keine Form, und es giebt eine Andacht der ſtillen Beſchäftigung, durch welche die Kammer zum Tempel wird, während der Tempel oft genug ſelbſt durch ſeine religiöſen Formen die wahre Andacht zurückdrängt. So neigt ſich der göttliche, ſegenbringende Geiſt, der heilige, zu einem jeden, indem er die Geſchichte durchdringt, daß er als der Tröſter erſcheint, auch in den troſtloſeſten Momenten des Lebens.

In dieſem innern gläubigen Sinne faßte ich Alles; und mit meinem herannahenden höhern Alter fing der bedeutende Kampf auf einem höhern Schlachtfelde hoffnungsvoll wie der frühere an. Auch hier erſchien jede Zuverſicht, äußerlich betrachtet, thöricht, und zur Zeit der Noth des deutſchen Volkes war Napoleons Macht nicht ſo unwiderſtehlich, wie die des gefährlichen Feindes, der jetzt Alles, was für mich einen Werth hatte, bedrohte.

Ein geſchichtlich grübelnder Menſch, deſſen Anſichten der Gegenwart und Hoffnungen für die Zukunft ihm Religion geworden ſind, wird, wenn er das ſel-

tene Glück hat, einem zukünftigen Herrſcher nahe zu treten, tief ergriffen; ein königliches Daſein iſt jederzeit mit der Geſchichte der Gegenwart nicht bloß äußerlich verflochten, ſondern innerlich identificirt. Es giebt kein allgemeines Verhältniß des Volkes, welches uns erlaubte, von der Perſönlichkeit des Herrſchers zu abſtrahiren; und welche eigenthümliche Richtung dieſe auch ausdrücken mag, immer bewegt ſich in ihr ein Größeres, Allgemeineres, ſo daß derjenige Herrſcher, von dem man im Stande wäre, dieſes zu leugnen, bis zu einem bedauerlichen Grade geiſtiger Schwäche herabgeſunken ſein müßte. Selbſt in ſolchen Staaten, wie in Frankreich, wo man einen König gewählt zu haben ſcheint, um Etwas zu haben, woran man ſich mit Bequemlichkeit reiben könne, um auf die luſtigſte Weiſe eine Tugend zeigen zu können, die man Freimüthigkeit nennt, nur daß ihr das eine nothwendige Element, um eine ſolche zu ſein, völlig entgeht, nämlich die mit ihren Aeußerungen verbundene Gefahr. In einem Staate, in welchem der umgekehrte Fetiſchismus der modernen Barbarei die lebendige Perſönlichkeit des Königs in einen todten ſteinernen Götzen verwandelt, wie die rohen Neger

ihre Puppen in eine lebendige Perſönlichkeit; die ſie aber dann auch, je nachdem ſie mit ihr zufrieden ſind oder nicht, wie die Franzoſen ihren König, anbeten oder mißhandeln; wo man einen König hat, der herrſchen ſoll, ohne zu regieren, und damit er in einen bloßen Götzen verwandelt werde, da ſein ſoll, ohne thätig zu ſein — ſelbſt in einem ſolchen Staate drängt ſich das Einzelne und Zerſtreute in der Form einer das Ganze umfaſſenden Allgemeinheit an die beſchränkte Perſön=lichkeit, und lenkt unſichtbar die Bewegungen aller Organe des Staats, ſelbſt der nächſten wider ihren Willen.

Man behauptet, eine reine Monarchie ſei deswe=gen eine geringere Regierungsform, weil ſie in Despotie ausarten könne. Iſt denn wirklich eine orientaliſche Tyrannei, ausgeübt durch einen europäi=ſchen Herrſcher, als die That eines Einzelnen denkbar? Stirbt nicht der despotiſche Gedanke einem ſtarken, Gerechtigkeit und Ordnung liebenden Volke gegenüber in ſeiner Geburt, und beweiſt nicht dieſes die Ge=ſchichte aller neuern Zeiten? Allerdings ſind auch die Revolutionen nicht bloß aus der Willkür zu deuten, die Macht einer ſinnlichen Majorität und die Ohn=

macht der königlichen Gewalt ſind Symptome derſelben Krankheit eines unglücklichen Volks. Giebt es irgend etwas geiſtig Unſichtbares, ſo iſt es die Volksmacht, die in der Einheit der königlichen Perſon ihren wahren Repräſentanten findet. Sie ſtellt die ſchlanke Perſönlichkeit dar, die frei den Blick zum Himmel wendet, in fröhlicher Geſundheit jedem Gliede, ja jeder Faſer ihre naturgemäße Bildung und Bewegung gönnt. Ein ſolches Königthum, ſagt ihr, ſei ein Traum, eine ſolche Perſönlichkeit keine menſchliche, ſondern eine göttliche. Aber wie das, was wir Gewiſſen nennen, hat es nur irgend eine Bedeutung, nicht an unſeren ſinnlichen Handlungen einen Maaßſtab findet, ſondern nur an der Idee der Sittlichkeit, die nie in ihrer Reinheit zu erſcheinen vermag; wie das Edle und Hohe in der Kunſt nur erreicht werden kann, wo der Künſtler durchdrungen iſt und in einem Höheren lebt, als er je durch Wort oder Geſtalt darzuſtellen vermag: ſo giebt es kein chriſtliches Volk, welches jemals zur Macht und geiſtiger Größe gelangen kann, wenn es nicht das Heiligſte und Höchſte hervorzuheben und perſönlich zu geſtalten ſucht. Wird der König euer Knecht ſtatt Gottes, ſo iſt noth-

wendig eure Freiheit mit ſeiner, der königlichen, verſchwunden.

Dieſe Geſinnung, die mit allen Kräften der Seele einen König ſucht, wo ſie ihn vermißt, und ſich an einen König anſchließt, wo ſie ihn findet, enthält das ächte Lebensprincip eines jeden ſtarken Staats. Und wie alle Organe dem Gehirn dienſtbar und dadurch frei ſind, ſo liegt auch alle wahre bürgerliche Freiheit in der Gewalt des Königs; denn dieſer iſt nur in einem zum Bewußtſein gekommenen Staate durch die bürgerliche Freiheit. Was mir die Perfectibilität des Geſchlechts war und iſt, mußte ich organiſche Entwickelung nennen, ſie war mir nur ſo begreiflich. Was ich Freiheit nenne, iſt nichts Aeußeres, ſo oder ſo ſinnlich zu Beſtimmendes; z. B. wenn geſagt wird: ein jeder Menſch kann thun, was einem andern keinen Schaden bringt; Alles iſt erlaubt, was nicht ausdrücklich verboten iſt; die Freiheit entſtehe durch eine wechſelſeitige Beſchränkung, die durch eine Uebereinkunft erlangt wird, u. ſ. w. u. ſ. w.; ſo behaupte ich: die Freiheit iſt vielmehr das göttlich organiſirende und zugleich entwickelnde Lebensprincip, welches jede Bildung bis in das Kleinſte durchdringt, in jeder Faſer untheilbar

und ganz iſt. Es giebt eine Tugend, und es iſt das größte Unheil in unſern Tagen, daß ſie mehr als eine jede andere geſchmäht wird, das iſt die Treue. Wer mit ſtillem Sinne die Geſchichte unbefangen zu betrachten verſteht, dem wird es nicht entgehen, wie Treue und tiefe königliche Perſönlichkeit eine hohe bedeutungsvolle Einheit ausdrücken. Der irrt ſich, welcher meint, eine mächtige Perſönlichkeit, wie ſie einzeln erſcheint, rufe die ächte geiſtig vornehme Treue hervor. Wahrlich, man muß zugleich behaupten, jene werde aus der Treue geboren, ſie ſei der mütterliche Schooß, aus welcher ſie entwickelt wird. In mancherlei Form ſucht das ſtille Gemüth die ordnende, Alles belebende Geſtalt, und begrüßt ſie wie die Morgenröthe, wenn ſie erſcheint. Daher weil ſie (die Treue) ſich in der königlichen Perſon als Zukunft auffaßt, erblickt dieſe ſich in der innerlich verbündeten Treue als Gegenwart. Daher das Merkwürdige der treuen Verbindung zwiſchen den herrlichſten Herrſchern und ihrer Umgebung, das wechſelſeitige Verſtändniß, welches die Bewunderung erregte, wo eine organiſche Geſtaltung gelang, ſelbſt wenn dieſe eine monſtröſe genannt werden mußte. Frei, ſage ich, iſt in dieſem

Verhältniſſe der Getreue wie der Herrſcher; denn was jener will, ſtellt ſein König dar, und was der letztere offenbart, ruht in dem Gemüthe des Treuen: aber wo dieſer heilige geweihte Sinn auszuſterben droht, da verſchwindet, wie die bürgerliche, ſo auch die geiſtige Freiheit; da erſtirbt die nationale Religioſität, die freie Kindſchaft Gottes; und keiner faßt es mehr, was es heißt, daß der König nicht ein Compoſitum vereinzelter Verhältniſſe, nicht ein mechaniſches Hypomochlion eines ſchwebenden Hebels, ein geiſtloſes juste milieu ſei, ſondern ein göttlich Durchdrungenes, deſſen geſunde Entwickelung aus dem Höchſten, Unſichtbaren wir betrachtend erkennen und handelnd in ſeinem Sinne zu fördern berufen ſind. Der Ausſpruch, der König ſei aus Gottes Gnade, drückt das Lebensprincip des Staats am beſtimmteſten und klarſten aus, und wer die Ueberzeugung erlangt hat, daß wir nur in Gott frei ſind, erkennt ſeine Freiheit und Unterwerfung.

Wenn der Menſch im hohen Alter einen langen prüfenden Rückblick auf ſein Leben wirft, ſo tritt ihm einerſeits ein ſtrafender Geiſt entgegen. Kein Menſch

iſt geworden, was er als Kind zu werden verſprach, tauſend Keime ſind in ihm erſtickt, mancher lichtvolle Augenblick iſt in der Verworrenheit des Lebens unter- getaucht und, wie es ſcheint, fruchtlos verſchwunden, und mit tiefer Reue muß ein Jeder, ſelbſt derjenige, der Gegenſtand allgemeiner Verehrung ward, beken- nen, er habe ſeinen Ruf nicht erfüllt. Es giebt Menſchen, die leichtſinnig genug ſich ſo äußern: „Ich habe in meinem vergangenen Leben mehr Glück als Unglück erlebt, und ich möchte meine ganze Vergan- genheit ganz, wie ich ſie durchlebt habe, wiederholen." Keiner, der ſo ſpricht, weiß, was er ſagt. Andere be- haupten wohl, — und es iſt nicht zu leugnen, daß ein ſolcher Ausſpruch durch einen reuevollen Rückblick auf die perſönliche Vergangenheit nahe genug zu lie- gen ſcheint — daß ſie jetzt durch die Erfahrung ge- witzigt, wenn es ihnen vergönnt wäre, ihre frühere Lebensepoche zu wiederholen, ſich viel klüger und be- ſonnener betragen würden. Dieſer Anſicht liegt, wie man ſieht, die Behauptung zu Grunde, daß die leben- dige perſönliche Entwickelung ein Reſultat reifer ſinn- licher Erfahrung ſei. Es iſt klar, daß hier dieſelbe Betrachtungsweiſe der eigenen Perſönlichkeit ſich gel-

tend macht, die ich, angewandt auf die Geſchichte, in meinen Lebenserinnerungen oft genug zu tadeln Anlaß fand. Wir müſſen vielmehr behaupten, daß dieſe Erfahrung ſelbſt nur einen Inhalt und Werth erhält, wenn ſie als aus einem höhern geiſtigen göttlichen Proceſſe entſprungen erkannt wird. Iſt man zu dieſer Einſicht gelangt, dann wird man ohne allen Zweifel, wie dürftig auch das Reſultat unſeres Lebens uns erſcheinen mag, wenn wir es mit der Aufgabe, die wir zu löſen berufen waren, vergleichen, zwar nicht ohne Schmerz, aber doch auch nicht ganz ohne Hoffnung ausrufen: Gott ſei geprieſen, der mich durch das kämpfende Leben bis hieher geführt hat!

Dann aber drängt ſich eine andere Betrachtung auf, die uns billig mit Bewunderung erfüllt; denn wie die unwillkürlichſten Zufälle, die bunteſte Mannigfaltigkeit unzuſammenhangender Ereigniſſe im Einzelnen für den beſonnenen Forſcher den Entwickelungsgang der Geſchichte nicht zu verbergen vermögen: ſo tritt uns durch die verworrene eigene Vergangenheit ein ähnlicher abſichtsvoller Lebensgang überraſchend entgegen, und je mehr wir unſere eigene geiſtige Verwirrung zu beklagen Urſache finden, deſto mehr muß

uns eine göttliche Leitung, die uns vor noch größeren Verwirrungen und Verirrungen bewahrte, wunderbar und freudig überraſchen.

Der Leſer, welcher mich durch mein buntes und bewegtes Leben begleitet hat, wird, glaube ich, geſtehen müſſen, daß durch dieſes eine zweckmäßige Führung durchblickt, die ſich kaum ableugnen läßt. Daß der zukünftige Herrſcher eines großen Reiches mir die Annäherung zu ſeiner Perſon in meinem höhern Alter erlaubte, in der Epoche deſſelben, in welcher ich von den mannigfaltigen Beſtrebungen und Streitigkeiten mich zurückzuziehen geneigt war, müſſen wir freilich, äußerlich betrachtet, einen Zufall nennen: mir aber iſt es als das Schlußwerk einer innern Entwickelung entgegengetreten, einer ſolchen, die, ſo bedeutungsvoll ſie war, dennoch nicht von mir ausging, mir aber entgegenkam, um ſie zu fördern. Man wird einerſeits, wie ich vorausſetzen muß, dieſe Betrachtung als eine höchſt ſchwach erbauliche mit geringſchätzendem Mitleid betrachten; man wird mir vorwerfen, was ich ſelbſt ſo oft als Vorwurf ausgeſprochen habe: daß der Menſch dadurch nur ſeiner armſeligen Subjectivität einen hohen Werth beilegen will;

daß Betrachtungen der Art, wie ſie ſittlich zu tadeln ſind, geiſtig ihrer Beſchränktheit wegen bemitleidet werden müſſen. Was iſt der Erfolg geweſen, wird man ſagen, welcher aus dieſem Ereigniß entſprang, darfſt Du wagen, es zu behaupten, daß auch nur etwas Nennenswerthes daraus entſprungen wäre?

Man erlaube mir darauf folgende Antwort. In der ſtillen einſamen Jugend ward ich von einer Sehnſucht ergriffen, die mich der Religion und der Natur in ihrer ganzen Fülle entgegenführte. Ein unruhiges, ja wildes Temperament lockte mich im grellen Gegenſatz, und oft genug mein ganzes Leben hindurch unterlag ich in dem heftigen Kampfe; aber das ſtille innere Streben wollte mich nicht verlaſſen. Ich ward nach einem größern Schauplatz in einem bedenklichen Augenblicke getrieben, eine große geiſtige Bewegung ergriff mich. Ich ward in die gährende Mitte eines philoſophiſchen Kampfes hineingezogen, aber der von mir anerkannte Meiſter will mich nicht Philoſoph nennen. Ich nahm Theil an einem der großartigſten Kriege, die Jahrtauſende erlebt haben, aber ich kam aus dieſem grübelnd zurück, wie ich mich hineinbegab, und ward kein Soldat. Der Zuſtand des deutſchen

Volks in allen ſeinen Gauen zwang mich zu Betrachtungen mancherlei Art, aber ich ward kein Staatsmann. Soll ich nun ſagen: „Dein Leben war ein vollkommen nichtiges, Alles, was Du ausführen wollteſt, war nichts als eine Reihe durchaus mißlungener Verſuche. Die bunte Reihe von Ereigniſſen, für welche Du die Theilnahme der Leſer in Anſpruch zu nehmen gewagt haſt, waren zweck- und bedeutungslos und ohne Inhalt. Dein Leben war verworren und auch reich genug, aber du warſt nicht befugt, eine Schrift wie dieſe zu veröffentlichen, denn wahrlich, du haſt nichts erlebt.“

Mein Leben war ein durchaus inneres, ich tauchte ohne Bedenken in den wilden Bewegungen der Zeit unter, ich ſchwamm auf den wogenden Wellen der Forſchung und der That hier und dort hin, aber fortdauernd nur, um wieder in mich einzukehren und mich einem innern, wenn auch nicht ſcharf erklärenden Betrachten im größeren Zuſammenhange hinzugeben. Aus dieſem heraus entſprang allein meine That. Iſt ſie denn ſo ganz fruchtlos geweſen? Hat ſie nicht zu den verſchiedenſten Zeiten die jugendlichen Gemüther bewegt? Hat ſie nicht manche Betrachtung bedeuten-

der, tiefſinniger, geiſtig wirkender Art zur Entwickelung gebracht? Iſt ſie für keinen fruchtbringend geworden, ja, in fremden Boden geſäet, nicht bedeutender hervorgewachſen, als aus dem urſprünglichen?

Ihr könnt die Frage aufwerfen: „wie nennen wir deine That? Wir fragen nach in allen Wiſſenſchaften, wir fragen die Dichter, Alle werden wie Göthe einſt ſich über dich äußerte, wechſelsweiſe von dir angezogen und wieder zurückgeſtoßen.“ — Mag ſie namenlos bleiben! — Aber in einer Schrift, die beſtimmt iſt, zu erzählen, nicht, was ich that, ſondern, was ich erlebte, wo die Thaten nur erwähnt werden, um das Erlebte begreiflich zu machen, ziemte es ſich wohl anzudeuten, wohin das innere Streben im höheren Alter gelenkt wurde.

Jemehr ich mich dem Greiſenalter näherte, deſtomehr verſchwand die Luſt, an den mancherlei geiſtigen und geſchichtlichen Kämpfen, die mich früher in Bewegung ſetzten, Theil zu nehmen. Wohl erkannte ich die große Verwirrung der Zeit, das Proviſoriſche in allen ihren Aeußerungen; wie die Menge der Stimmen, die laut wurden, die Menge der Thaten, die

zuſammenſtießen, der Forſchungen, welche angeſtellt wurden, der Entdeckungen, die ſich häuften, der Geſinnungen, die ſich ausbildeten, ſich mehr wechſelſeitig zu hemmen und zu ſtören, als zu fördern ſchienen: aber da mein Glaube ein geſchichtlicher, ein abrahamitiſcher, nicht für ein einzelnes Volk, ſondern für die Welt geworden war, ſo wandte ſich die Betrachtung allmälig immer ernſthafter dahin, in allem Erkennen, wie in aller geiſtigen That, den geheimen Spuren der keimenden Entwickelung, die in den verworrenen Wegen der gegenwärtigen Zeit verborgen ſchlummern, nachzugehen, das ſtille Heranwachſen einer Zukunft, wenn auch nicht mit Klarheit zu bezeichnen — ſie wäre ja Gegenwart, wenn dieſes gelänge — ſondern anzudeuten. Was aller Lehre und jeder That ihren eigentlichen Werth giebt, iſt doch nur die Zukunft, die ſich göttlich entwickelnde. Alle Entwickelung aber iſt ſtill; du ſiehſt nicht das Gras wachſen, wohl aber mag es dem ruhig betrachtenden Geiſte gelingen, dem ſtummen Gange der Entwickelung immer näher zu treten. Je umfaſſender eine ſolche Forſchung wird, deſto weniger auffallend und effectvoll tritt ſie in

einem jeden Momente hervor. Alle Erzeugung verbirgt ſich, wie der Pflanzenkern in der harten Schale der Frucht, oder die das wachſende Leben tragende Wurzel in der Erde abgewandt vom Lichte. Aller Effect, aller Kampf der Zeit trägt das Kleid einer ſchnell verſchwindenden ſinnlichen Gegenwart. Es ſind die krampfhaften Wehen der Geburt, die ſelbſt nichts gebären. So dem ſtillen Gange der Entwickelung nachforſchend in der Natur, in der Geſchichte, im Erkennen wie im Handeln des Geſchlechts, überließ ich es Andern, in meinem höhern Alter, die Geburtswehen zu ſtillen, und wandte meine ganze Aufmerkſamkeit auf die Geburt. Die Geſchichte ruht nicht bloß als ein äußerer Gegenſtand vor uns, ſondern innerlich, in dem ſcheinbar engſten Daſein, wie in dem bedeutendſten, nicht ſtückweiſe, ſondern ganz, ſo wie die unendliche Welt im Raume einem jeden menſchlich ſinnlichen Bewußtſein nothwendig vorſchwebt, ſelbſt dem am meiſten verdüſterten, wenn es nicht ganz untergehen ſoll. Dieſe Geſammtheit der Geſchichte in ihrer unendlichen Zukunft, wie ſie hervorwächſt, ſtetig, ohne heftig bewegte Pulsſchläge aus der Vergangenheit feſt zu halten, ward die alleinige Aufgabe meines Greiſen-

alters. Wenn dieſe Betrachtung ſich auf die Geſchichte des Geſchlechts richtete, konnte, durfte ſie ſich verleugnen, wenn ich einen Blick warf auf die eigne?

Es war ein Glück für mich, daß mein Verhältniß zum Kronprinzen einen poſitiven und beſtimmten Inhalt hatte, in welchem ich, meiner Eigenthümlichkeit nach, ihm gegenüber thätig hervorzutreten vermochte. Denn in der That, der Inhalt war eine Angelegenheit, die, obgleich innerhalb eines ſehr engen, ja, wie es ſchien, geiſtig beſchränkten Kreiſes, dennoch als geſchichtliche Zukunft eine große und wichtige genannt werden mußte; eine Angelegenheit, die zugleich das Recht hatte, ſich als die allerperſönlichſte zu äußern, und eben dadurch in der reinſten Geſtalt erſchien. Wenn ſonſt ein perſönliches Verhältniß ſich in der Nähe eines hohen Herrn geltend machen will, ſo wird dadurch die Zuneigung gefährlich berührt, und nicht ſelten getrübt: hier durfte die allerinnerſte Perſönlichkeit ſich unbefangen äußern, ohne dieſes zu befürchten. Ich trat eben in der hoffnungsloſeſten Zeit als der Repräſentant der verfolgten Lutheraner dem Kronprin-

zen gegenüber. Er iſt ernſthaft religiös erzogen. Wie der tiefe religiöſe Sinn eine chriſtliche Umgebung in ſeine Nähe zog, iſt allgemein bekannt, und erregte nicht ſelten Furcht und Tadel. Daß ein beweglicher, lebhafter Prinz, ein Jüngling, der zu den Geiſtreichſten ſeiner Zeit und ſeines Landes gerechnet werden mußte, eine ſolche Richtung durch das bunte Hofleben hindurch nicht als ein Mittel zur Erreichung äußerer Zwecke, vielmehr als innere Geſinnung feſthielt, iſt in der That erſtaunenswerth; denn dieſe Geſinnung hat das lebhafte Intereſſe für die mannigfaltigſten geiſtigen Richtungen nicht geſchwächt, vielmehr geſtärkt. Die Neigung für Wiſſenſchaft und Kunſt in allen Richtungen zeichnet ihn aus. Wo eine ſtarke, entſchiedene, geiſtige Eigenthümlichkeit ſich in ſicherer Form ausſpricht, ſei ſie wiſſenſchaftlicher oder künſtlicher Art, da wird ſie von ihm nicht bloß anerkannt, nicht bloß geſchätzt, ihr wird zugleich gehuldigt, und ſie fühlt ſich in ihrem innerſten Weſen geehrt. So iſt er wie wenige andere Fürſten berufen, einem jeden Talente die Zuverſicht zu ſich ſelber zu ſchenken und es in ſeinem weiten Staate, ja in ganz Deutſchland fruchtbringend hervorzurufen. Er

lebt im innern, verborgenen, geheimen Bunde mit allen keimenden Geiſtern der Zeit, und wo eine lebendige Production keimt, die eine reiche Zukunft verſpricht, da tritt die lichtvolle Atmoſphäre, in welcher ſie wachſen und gedeihen ſoll, als ſchützender Lebenshauch ihr entgegen. Dieſes geiſtige Anerkennen, dieſe Achtung für eine jede wiſſenſchaftliche oder künſtleriſche Eigenthümlichkeit war es beſonders, die mir für die Zukunft ſo vielverſprechend entgegentrat, und ſelbſt die überwiegende Neigung, ſo wie das urſprüngliche ausgezeichnete Talent für die Kunſt, ward mir ſehr bedeutungsvoll. Mit einer wunderbaren Schnelligkeit wurden alle künſtleriſche Gegenſtände aufgefaßt und in ihrer Eigenthümlichkeit feſtgehalten. Ein hoher Herr muß oft in kurzer Zeit eine Maſſe von Gegenſtänden flüchtig, wie es ſcheint, überſehen. Nun waren eben künſtleriſche Gegenſtände ſolche, die ich in ſeiner Begleitung öfters zu betrachten Gelegenheit hatte, und ich war nicht wenig erſtaunt, wenn der Prinz nach langer Zeit mit der größten Genauigkeit uns darſtellte, was er, wie es ſchien, nur in einem ſchnell vorübergehenden Momente flüchtig geſehen hatte. Ein ſolches ſicheres Auffaſſen, welches den Inhalt mit Klarheit

behält, ein Gedächtniß der Anſchauung, die in jedem Augenblick zur lebendigen Erinnerung wird, iſt aber für einen Herrſcher eine außerordentliche, erfolgreiche und wichtige Gabe; ſie iſt bei unſerm König keineswegs auf die Kunſt beſchränkt. Localitäten, die er auf ſeinen vielen Reiſen in großer Menge ſah, ſchweben ihm zu jeder Zeit mit außerordentlicher Klarheit vor; was ihm bei ſeinen Studien eine ſichere Geſtaltung gewann, verſchwindet nie: und wer kann leugnen, daß eine ſolche Gabe für den Herrſcher eines mächtigen Reichs eine überaus günſtige genannt werden muß? Was nicht mit der verſchwindenden ſinnlichen Gegenwart ſich verliert, was in der Permanenz des innern Lebens als Anſchauung feſtgehalten und in ſeiner eigenſten Weiſe behalten wird, das erhält nothwendig einen innern Werth, eine Schätzung, die nicht bloß mit dem vorübergehenden Eindruck verknüpft iſt. Ich erwähne dieſe Gabe, die mir ein Gegenſtand mannigfaltiger Betrachtung ward, und die Grundlage einer zukünftigen reichen Thätigkeit ſchien, hier, weil ſie ſich mir beſonders aufgedrungen hat.

Was mich mit dem zukünftigen Herrſcher verband, waren nun aber vorzüglich die kirchlichen Angelegen=

heiten. Es iſt bekannt, wie wichtig dieſe ihm erſchie- nen, nicht allein als ſolche, die von einem beſonnenen Regenten, wo ſie im Volke laut werden, nie über- ſehen oder mit Gleichgültigkeit und Geringſchätzung be- handelt werden dürfen, ſondern auch als ſolche, die ihn ſelbſt durch eine tiefe chriſtliche Geſinnung inner- lich bewegten. Wenn es für einen jeden Menſchen in unſern Tagen eine bedenkliche Sache iſt, ſich als einen Chriſten zu bekennen; wenn ein ſolches Bekenntniß das einzige iſt, welches in allen Ständen und in den allerengſten Lebensverhältniſſen, wie in den mächtig- ſten und größten, auf den nämlichen Widerſtand ſtößt: ſo iſt dieſer doch am bedenklichſten da, wo er den Herrſcher trifft. Die Maſſe, wenn ſie zu der Ueber- zeugung gekommen, daß der Regent ernſthaft chriſt- lich geſinnt iſt, wird in unſern Tagen alle jene Vor- urtheile gegen das Chriſtenthum, auf welche ſie eben ihren beſchränkten Stolz gründet, den ſie wohl ſogar als ein Zeichen ihrer höhern Bildung ſchätzt und hoch- hält, dem Regenten gegenüber geltend machen: und dennoch iſt das offene Bekenntniß des Chriſtenthums eine unbedingte Forderung, wenn es dem Menſchen Religion geworden iſt. Dieſe muß die Trägerin aller

Lebensverhältniſſe ſein, und wird unbedingt und rückſichtslos als eine ſolche erſcheinen. Aber das muß dem Könige einleuchten, daß diejenigen, die, von äußeren Verhältniſſen gedrängt, in ihrer religiöſen Ueberzeugung ſchwankend werden, nicht die treueſten Unterthanen ſein können.

Der Kronprinz war, ſeinem religiöſen Bekenntniſſe nach, nicht in der ſtrengen lutheriſchen Orthodoxie erzogen, er war ein Calviniſt, d. h. er gehörte einer Kirche zu, die ſich in der Abendmahlslehre zwar der lutheriſchen Anſicht näherte, ohne doch in dieſe überzugehen. Er wünſchte, wie ſein Vater, ein brüderliches, chriſtliches, ja kirchliches Zuſammenleben beider Confeſſionen: aber dies ſollte nicht, wie die Behörden wollten, durch irgend eine Spur von Zwang herbeigeführt werden.

Die Zeit war höchſt bedenklich. Die Juli-Revolution bedrohte nicht allein Frankreich, ſondern mehrere Orte Deutſchlands. In einer ſolchen Zeit, in welcher die innere Ordnung des Staats aufrecht zu erhalten, ſeine Würde zu befeſtigen, das gebotene, ja heilige Geſchäft des Regenten iſt, darf die Regierung ſich nicht in ſpitzfindige Religionsſtreitigkeiten einlaſſen.

Wenn das Haus brennt, muß man das Feuer löſchen, nicht grübeln, und die Zeit mit unthätigen Erbaulichkeiten verſchwenden. Der Kronprinz dachte, als er die Verirrung der geiſtlichen Behörden ſah, an die unglückliche byzantiniſche Zeit.

Aber eben weil der Staat als ſolcher ſich nicht in Streitigkeiten der Art zu miſchen hatte, mußte er eine jede Confeſſion, die ſchon ſeit Jahrhunderten ein geſchichtliches Recht des Daſeins erworben hatte, in ihrer Art gewähren laſſen, ſo lange ſie aufrichtige und eifrige Bekenner zählte. Ja dem Kronprinzen erſchienen, den mächtigen Behörden gegenüber, jene, die ihr ganzes Daſein für ihre Religion einſetzten, achtungswerth und jeder Theilnahme würdig. Er ſah es ein, daß für eine kirchliche Ordnung im Staate, wie in den Familien, eine Sicherheit der Lehre, nicht wie ſie durch Anordnungen und Verfügungen von Außen, eben ſo wenig durch immer erneuerte ſpitzfindige theologiſche Streitigkeiten, die nur die Gemüther verwirren, ſondern, wie ſie als religiöſe Grundlage des ſittlichen Familienlebens ſich ruhig entwickelnd fortpflanzte, etwas durchaus Wünſchenswerthes ſei, und auf jede Weiſe geſchützt und erhalten werden müßte. Ja ich erkannte in ihm

die wahre Toleranz, wie ſie in unſern Tagen immer ſeltener wird; jetzt, da man für Alles, was man ſchüz-zen ſoll, nur abſtracte Ausdrücke ſucht und findet, nur Servile, Liberale, Legitime, Radicale, Frömmler, Aufge-klärte kennt und nennt, eine ſo oder ſo conſtruirte Menſchheit, aber keinen Menſchen; jetzt, da man allen Sinn und alle Freude an einer reichen Mannigfaltig-keit des menſchlichen Daſeins immer mehr und mehr zu verlieren ſcheint. Der Kronprinz freute ſich, ſeiner tief lebendigen Natur nach, als er eine geſchichtliche Wurzel in ihrer entſchiedenen Eigenthümlichkeit wieder grünen ſah, etwas, aus dem Innern, Friſches, was ihn, durch die geſunde Urſprünglichkeit, von der flachen formloſen Allgemeinheit der ſich in widerſprechenden Meinungen immer mehr verlierenden Zeit, ablenkte. Hier war keine bedenkliche Beimiſchung, keine ver-gangene irdiſche Gewalt, die man wiedererlangen, kein verlorner Beſitz, den man wieder erhalten wollte, wie da, wo die katholiſche Kirche ſich zu bewegen begann: die Macht vielmehr, die bis jetzt von dem Staate ge-ſetzmäßig geſchützt wurde, ging entſchieden verloren; den Beſitz, welchen die Lutheraner mit der Kirche des Staats theilten, mußten ſie völlig opfern, um das-

jenige, was ihnen das Heiligſte war, zu retten. Keiner ſchätzte dieſe Geſinnung höher als der Kronprinz. Von dem erſten Augenblick der gewaltſamen Kriſe in Breslau an durfte ich mich völlig unbefangen über das zwecklose Verfahren der Behörden ſchriftlich wie mündlich äußern. Als ich in Berlin angeſtellt ward, genoß ich als Berichterſtatter der Lage der jetzt wachſenden Gemeinden das volle Vertrauen des Kronprinzen; ich ward durch Berichte aus Breslau nicht allein, ſondern auch durch Beſuche der hier ankommenden Prediger der verfolgten Gemeinden, von der unglücklichen Lage derſelben in Kenntniß geſetzt. Dieſe Prediger, die die zerſtreuten Gemeinden in allen Gegenden beſuchten, ſtärkten und ermunterten, mußten ſich, um nicht von der Polizei eingeſperrt zu werden, verborgen halten. Ein jeder Beſuch ſetzte ſie der Gefahr der Entdeckung aus, obgleich man hier gelinder, als in den Provinzen verfuhr, wenigſtens wurden die Gemeinden mehr geſchont, und man ſuchte ein jedes Ereigniß, wodurch die Aufmerkſamkeit der Einwohner auf die Lage der Lutheraner hingezogen werden konnte, ſorgfältig zu vermeiden. Wirklich gelang dieſes auf eine merkwürdige Weiſe, und

der größte Theil der Berliner wußte kaum, daß in ihrer Mitte eine ſtreng lutheriſche Gemeinde hier und da durch verborgene Prediger mit Gefahr polizeilicher Störung, ihren ſtillen Gottesdienſt hielt, daß diejenigen Prediger, die von der Polizei entdeckt waren, wie Verbrecher in der Hausvogtei eingeſperrt wurden. Wäre dieſe Verfolgung nicht eine ſo tadelnswerthe geweſen, ſo würde man Gelegenheit genug gefunden haben, die Virtuoſität der nachſpürenden Polizei zu bewundern: freilich fand hier nicht die inſtinctartige Vorſicht ſtatt, welche ſich bei Verbindungen zeigt, die ſich ihrer verbrecheriſchen Abſicht bewußt ſind.

Der Kronprinz verfolgte das Schickſal der Gemeinden mit der größten Aufmerkſamkeit und wachſender Theilnahme. Wenn ich glaubte, der Einzige zu ſein, der ihm über die Lage der Gemeinde Bericht erſtattete, ſo erfuhr ich manchmal mit Erſtaunen, ja mit wahrer Freude, daß ich mich irrte. Nicht bloß, was ich ihm mittheilen zu müſſen glaubte, war ihm nicht ſelten ſchon bekannt, oft erfuhr ich auch durch ihn mir völlig Unbekanntes. Da ich ihn auf ſolche Männer aufmerkſam machen durfte, die vorzüglich, und zwar nicht Prediger allein, in eine höchſt dürftige Lage geriethen, ſo

war ich nicht ſelten der Austheiler ſeiner Wohlthaten. Ich war Zeuge der bedeutenden Opfer, die er brachte. In dem tadelnswerthen Gange des einmal eingeleiteten Verfahrens vermochte er freilich nichts zu ändern, wo aber die Gewaltthätigkeit zu auffallend ward, trat er nicht ſelten entſchieden hervor.

Wenn nun das Intereſſe des Fürſten für die bedrängte Kirche, die nicht ſeine religiöſe Ueberzeugung theilte, zunächſt mich mit freudiger Hoffnung erfüllte, ſo mußte doch dieſe ſich weiter erſtrecken. Ich mußte einſehen, daß der zukünftige Herrſcher geneigt war, nicht den Formalismus des Staats, der ſich mit großer Sicherheit und geſchichtlich ausgebildet hatte, zu erſchüttern, wohl aber innerlich zu beleben, daß er lebendige Eigenthümlichkeiten in ſich aufnähme und gelten ließe; Eigenthümlichkeiten, die ſich von innen heraus entwickelnd und anerkannt, durch ihren poſitiven Inhalt ein eigenes Daſein, und durch dieſes, je kräftiger es in ſich ward, eine Berechtigung erhielten, aus welcher Rechte entſprangen, die das Gepräge der leeren Allgemeinheit und Abſtraction verloren. Zwar die Richtung, in welcher dieſe Geſinnung ſich äußerte, war nicht geeignet, eine große Popularität zu gewinnen;

denn leider in der herrſchenden öffentlichen Meinung war die Religion ſelber ein allgemeines Abſtractum geworden, und eine Form derſelben erſchien nur als eine untergeordnete Modification des unbeſtimmt Allgemeinen, welches ſich ſo oder anders behandeln ließ. Aber wohl erkannte ich es, daß der Kronprinz in Allem, was auf Rechte Anſpruch machte, eine beſtimmte Berechtigung forderte. Man fing ſchon an, ihn als einen Begünſtiger des Adels zu betrachten, weil er die Vernichtung deſſelben, wie ſie in der Conſequenz des franzöſiſchen revolutionären Princips lag, zu hemmen ſuchte. Daß er auch hier nur vor Allem eine Berechtigung vorausſetzte, ein tüchtiges Daſein, welches durch eine lebendige Bedeutung ſich geltend zu machen wußte, bewies eine jede Aeußerung. Daher ſeine Neigung für England, wo die großen bedeutenden Fragen der Zeit zwiſchen den Intereſſen der Agricultur und der Induſtrie einen ſo großartigen, für die Zukunft inhaltsreichen Kampf erzeugt hatten; nicht die revolutionären, abſtracten, alle Verſchiedenartigkeit des Daſeins vernichtenden Rechte eines unruhigen Bürgerſtandes und eines in ſich leer gewordenen Adels, vielmehr die höher ſtehende, auf ein eigenes Daſein be=

gründete, Achtung gebietende Berechtigung beider ſchwebte ihm als das geſchichtlich zu erreichende Ziel vor.

Zwar herrſcht in Berlin, als der Stadt im innerſten Weſen zugehörig, Manches, was mir immer fremd bleiben wird; aber in keiner großen Stadt in Europa iſt dieſes Urſprüngliche geiſtig reicher in Bewegung geſetzt als hier, und die Herrſchaft einer geiſtigen Einſeitigkeit, wie ſie aus London und Paris nie zu verdrängen iſt, kann hier nur vorübergehend zum Vorſchein kommen. Ich bin nämlich ſchon zu alt, um eine zehn- bis funfzehnjährige Dauer als eine permanente anzuſehen, oder eine lärmende Herrſchaft als eine mächtige zu betrachten. Berlin iſt im Grunde eine proſaiſche Stadt, aber mit einer überſchwänglichen Receptivität für Alles, was ſich mit einigem Geſchick für Poeſie ausgiebt, nicht allein, ſondern auch für das, was wirklich Poeſie iſt. Daß der Formalismus des Staats ſich hier ſo mächtig ausbildete, liegt in der Natur der Einwohner; denn da das beſtimmte Objective, wie es ihnen entgegentritt, entweder Alles

gilt oder nichts, ſo fordern ſie für das, was ſie achten ſollen, eine abſolute Form und ſehen dieſe mehr oder weniger conſequent als das Weſen an; daher die merkwürdige Zuverſicht, mit welcher die Rechtsverhältniſſe, die Richter, die adminiſtrativen Behörden, wie die Profeſſoren hervortreten. Dieſe Zuverſicht theilt ſich den Provinzen mit, ja imponirt gewiſſermaßen ganz Deutſchland. Dieſer herrſchende Formalismus entſpringt aus dem kritiſchen Sinne, der nicht leicht Etwas gelten läßt, was ſich als ein Poſitives, aber eben daher lebendig Geſtaltetes giebt und zu behaupten ſucht. Wäre Deutſchland wie Frankreich, könnte, was Gott verhüte, Berlin ein Paris werden, dann würde eine Tyrannei der Hauptſtadt entſtehen, die gefährlicher wäre, als ſelbſt in Paris: aber die mannigfaltig geſtaltete Oppoſition bewahrt nicht allein vor Erſtarrung, ſie ruft auch einen innern heilſamen Kampf hervor, der eben Berlin für mich geiſtig ſo intereſſant, ja unentbehrlich macht.

Der Kampf in allen Richtungen, welcher mich früher lockte, ſetzt mich jetzt nicht mehr in ſo lebhafte Bewegung. Ich liebe den Kampf noch, aber als ruhiger Zuſchauer, und ſo genieße ich, was ich nicht

entbehren kann, mit einer Bequemlichkeit, die meinem Alter zuſagt. Beſonders giebt es vielleicht keinen Ort in Europa, welcher mich überſichtlich die lebendigen Keime, die in der Geſchichte inmitten der Stürme der Zeit hervorſproſſen, ſo entſchieden erkennen läßt, wie Berlin.

Ich hatte in Breslau eine Unbequemlichkeit gefühlt, die mich doch zu quälen anfing. Ich blieb, ſo lange ich in preußiſchem Dienſte thätig war, mit Vorträgen überhäuft. Da die Summen, die durch das Honorar einliefen, im Ganzen nur unbedeutend waren, ſo war die Verzichtleiſtung auf dieſelben nur mit geringen Opfern verbunden, und ich las jährlich drei bis vier Publica. Der optiſche Theil der Phyſik, die phyſicaliſche Geographie, die Anthropologie, die Geognoſie, die Hodegetik wurden publice vorgetragen. Die Experimentalphyſik und die Mineralogie forderten 11 Stunden wöchentlich. So ward der größte Theil meiner Zeit meinen Vorträgen geopfert, und es gab Halbjahre, in welchen ich einige zwanzig Stunden wöchentlich zu leſen hatte. Nachdem ich nun faſt 30 Jahre

hindurch die erſten Elemente der Mineralogie und Experimentalphyſik vorgetragen hatte, wurden mir, ich geſtehe es, dieſe Vorträge höchſt läſtig. Ich glaubte, mich nach den Bedürfniſſen meiner Zuhörer richten zu müſſen, und dieſe waren, mit höchſt ſeltenen Ausnahmen, gar nicht vorbereitet. Die erſten Elemente nun, die ich eigentlich bei dieſen Vorträgen als bekannt vorausſetzen durfte, immer zu wiederholen, alle Jahre auf die nämliche Weiſe elektriſche Flaſchen zu laden, Stahlfedern in Sauerſtoff zu verbrennen, Knallluft zu zerplatzen u. ſ. w., ward mir unerträglich. Ueberhaupt in den Naturwiſſenſchaften, die ſich ſo ſchnell entwikkeln, muß nur derjenige, der in friſcher jugendlicher Kraft ein rüſtiger Zögling der Gegenwart iſt, als Lehrer thätig ſein.

Verſetzung nach Berlin.

Als ich nach Berlin berufen ward, entſagte ich daher jener mannigfaltigen Beſchäftigung, um mich ganz der innern Betrachtung hinzugeben.

Als von meiner Verſetzung die Rede war, war ich eine Zeit lang ein Gegenſtand der Unterhaltung verſchiedener Blätter, und auch meine Perſönlichkeit, mein tägliches Leben ward behandelt und beurtheilt. Im Ganzen lauteten dieſe Beurtheilungen nicht ungünſtig. Mit meinem Empfang bei der Univerſität konnte ich zufrieden ſein. Ich kam nicht mit großen Erwartungen an; faſt 30 Jahre waren verſchwunden, ſeit ich ein Gegenſtand des öffentlichen Beifalls, ja des Enthuſiasmus der Jugend geweſen war. Ich war alt, die Zeit eine andere geworden. Hegel war ein halbes Jahr früher geſtorben, aber ſeine Philoſophie beherrſchte die Univerſität, und mein ganzes Leben, meine Perſönlichkeit und meine geiſtige Richtung waren andere. Der Maaßſtab wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen, der bei einer jeden Beurtheilung in Berlin angelegt wurde, konnte mir nicht günſtig ſein. Die Naturforſcher erwarteten von mir wenig, und wenn dieſe auch anfingen einzuſehen, daß ich einige naturwiſſenſchaftliche Kenntniſſe beſaß, und mich freundlich aufnahmen, ſo waren ſie doch entſchiedene Gegner der Naturphiloſophie. Die großen Entdeckungen einerſeits in der Phyſik, dann in der Geologie, endlich in der comparativen Phyſiologie,

hatten einen jeden Keim ſpeculativer Anſichten erſtickt, und die Naturphiloſophie ward als ein willkürliches, phantaſtiſches Spiel betrachtet, welches vielleicht hier oder da ein dichteriſches, keineswegs ein wiſſenſchaftliches Intereſſe erregen konnte. Aber jetzt hatte ich nicht allein die Naturforſcher, ſondern auch die in Berlin herrſchenden Philoſophen gegen mich. Wenn jene behaupteten, daß jede Betrachtung der Natur ſich ſtreng innerhalb der Grenzen der Sinnlichkei halten, hier aber alle Verhältniſſe mit Klarheit und Beſtimmtheit auffaſſen müſſe: ſo waren die Philoſophen geneigt, dieſer Beſtimmtheit allen ſpeculativen Werth abzuſprechen, und ſo mit den Naturforſchern recht eigentlich gegen mich verbunden. Mir war das Naturleben in ſeiner mannigfaltigen Wirklichkeit, der objective Geiſt, eine göttliche Offenbarung; und wenn dieſes große Naturepos mir auch, je ſorgfältiger ich jetzt ſtudirte, deſto ſchwieriger zu faſſen ſchien, wenn auch Manches, was jugendlicher Muth und Uebermuth mir früher näher gerückt hatten, ſich mehr entfernte und verſchleierte: ſo verſtummte dennoch der Grundton meines ganzen Daſeins nicht, und der Eifer der geiſtigen Naturbetrachtung wuchs, ſtatt abzunehmen.

Die Hegelſche Naturphiloſophie iſt die dürftigſte aller ſeiner Doctrinen, und was ſie als ein caput mortuum, als ein Phlegma ausſchied und präcipitirte, was in ihr logiſches Präparat gar nicht hineinpaßte, und ſich ſo kryſtalliſiren ließ, war mir eben das Einzige, was eine Unterſuchung verdiente, und was ich Natur nannte.

Man konnte ſagen, die ganze Univerſität war in zwei Hälften getheilt: die eine mit bloß vereinzelten Unterſuchungen beſchäftigt, bildete die eigentliche fruchtbarſte Richtung des Univerſitätslebens; ſie hat der Univerſität die poſitive wiſſenſchaftliche Herrſchaft verſchafft und ihren Ruf begründet, aber auch die Elemente der Hochſchule von einander geſondert und zerſplittert. Es war eine allgemeine Neigung entſtanden, nachdem der große Verſuch, eine geiſtige Einheit aller wirklichen Erfahrungen zu erringen, erlahmt war, das Vereinzelte als eine gute Beute zu betrachten, deren Beſitz man ſichern wollte; und an der Stelle der Hingebung, die allein dem Ganzen einen Werth giebt, entſtand ein Ringen nach Virtuoſität, die ſich allerdings ſelbſt in dem kleinſten vereinzelten Object bis zur Bewunderung ausbilden läßt. Man glaube nicht, daß ich dieſe allgemein

herrſchende Richtung tadle; ſie iſt nicht willkürlich entſtanden, ſie hat eine wirkliche, echt geſchichtliche Bedeutung: nur muß ich bekennen, daß ich ſie nicht ohne einen gewiſſen Schauder in allen Richtungen ſich ausbilden ſehe, und die Hoffnung, daß dieſe immer zunehmende Zerſplitterung fortgeſetzt, zur Einheit führen ſoll, nicht zu theilen vermag. Wenn ich einen jungen Mann irgend einem wiſſenſchaftlichen Gegenſtande enger und beſchränkter Art ſich ganz hingeben ſehe, ſo iſt es nicht der friſche Sinn, der ſich den Blick für ein größeres, freieres, geiſtiges Ganze offen erhalten will, ſich eine Heimat im geiſtigen Staate und eine allgemeine Stimme in einem größern Reiche zu erwerben ſucht: der junge Mann wird vielmehr von dem Gegenſtande einſeitig gefeſſelt; und wenn das Product auch einigen Werth hat, ſo geht doch die freie Perſönlichkeit in dem unter, was vielleicht einen andern belebt, ihn aber tödtet. Ich nenne dieſe Richtung im Ganzen die Naturrichtung; ſie erſcheint nur da, wo ein Stück der Geſchichte die ganze Thätigkeit eines Menſchen in Anſpruch nimmt und vereinzelt. Ich ſehe ſo ein ganzes menſchliches Daſein in eine Pflanzen- oder Thierfamilie verwandelt, und befürchte, daß

eine Zeit kommen wird, in welcher die unüberſehbare Maſſe der unterſuchten Gegenſtände das allgemein wiſſenſchaftliche Bewußtſein betäubend einſchläfern wird: ſo wie das Mittelalter in ſeiner ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeit, je reicher dieſe ward, durch Entkräftung einſchlummerte. Daß ich dieſer Richtung ganz fremd blieb, verſteht ſich von ſelbſt; ich vermochte dem ſo Beſchäftigten nichts zu bieten, was ihm irgendwie förderlich ſein konnte. Ich tadle nur die Einſeitigkeit dieſer Richtung, die einem Separatismus der Gelehrſamkeit gleicht, der in ſeiner Beſchränktheit die geſchichtliche Forſchung, die mit der allgemeinen Bildung des Geſchlechts fortzuſchreiten beſtimmt iſt, von dem Geſchlechte auszuſchließen droht.

Aber eben ſo entſchieden war ich von einer Philoſophie getrennt, die ſich für zu geiſtig vornehm hielt, um ſich mit der ſinnlichen Wirklichkeit als einer ſolchen einzulaſſen, oder wenigſtens nur in ſofern dieſe ſich in ein logiſches Netz einſpinnen und ſo genießen ließe. So hatte ich zwei Feinde, die einander gegenüber ſtanden, und näherte mich meinem ſechzigſten Jahre. Hier half mir meine Eigenthümlichkeit; meine ganze geiſtige Beſchäftigung war eine poſitive, ich hatte keine fremde,

ſondern eine eigene Aufgabe zu löſen, ſie war mir ein langes Leben hindurch immer mächtiger geworden, und ich konnte mich nach Andern nicht richten. So blieb ich immer entſchiedener, was ich geworden war. Ich hatte alle Neigung zur wiſſenſchaftlichen Polemik verloren, und mußte ruhig abwarten, ob und in wiefern man mich, ſo wie ich nun einmal war, gelten ließe. Ich ſage, ich hatte jede Neigung zur Polemik verloren, doch ließ dieſe ſich nicht immer in meinen Vorträgen abweiſen, aber ſie ward nur da laut, wo irgend eine gegneriſche Anſicht, wie ich vorausſetzen mußte, ſich bei meinen Zuhörern geltend machte, und mir den Weg ſperrte. Auch konnte ich, meiner Natur nach, nicht umhin, meine Gegner anzuerkennen. Es war mir ſeltſam zu Muthe, wenn einige bedeutende Männer mir den Rath ertheilten, ich ſollte doch ja mich geben, wie ich wäre, und mich nicht ſcheuen, meine einmal in ſich abgeſchloſſene Subjectivität unbefangen auszuſprechen, mich ja nicht bemühen, etwa die mir fremde Sprache der herrſchenden Philoſophie zu brauchen. Es waren Männer, auf die ich in früheren Jahren einigen Einfluß gehabt hatte, und ſo ſah ich, daß ich dieſen Männern völlig fremd geworden. Ich ſprach

ohnedies rein aus mir heraus, und erſchien eben daher auch meinen Zuhörern fremd.

Ich trug abwechſelnd Naturphiloſophie, Anthropologie in meinem Sinne, Religionsphiloſophie und Pſychologie vor. Der Anfang war ſchwach; das erſte halbe Jahr wurden meine Vorträge nicht ſtark beſucht, und die Zahl meiner Zuhörer nahm im Verlauf des halben Jahres ab, ſtatt zuzunehmen. Doch hatte ich einige, die mir ganz zugehörten, an die ich mich auch mit großer Hoffnung perſönlich anſchloß; unter ihnen waren aber wenige einheimiſche, auf den hieſigen Gymnaſien gebildete. Auf dieſen herrſchte eine Vorbildung, die mir nicht günſtig ſein konnte. Die Zuhörer, die mich zuerſt hier ermunterten, und mir daher, als ich mich ſo fremd fühlte, in der That wichtig wurden, verdienen wohl genannt zu werden. Unter dieſen war Behn, jetzt Profeſſor der Phyſiologie in Kiel, ein tüchtiger junger Mann, der mir ſehr werth war. Ich nenne ihn zuerſt, weil ich mich einer Vergeßlichkeit gegen ihn ſchuldig gemacht habe, die mich drückt. Als ich im Jahre 1840 durch Kiel reiſte, war ich durch Verhältniſſe, die ſpäter erwähnt werden ſollen, ſo ſeltſam zerſtreut, daß ich an ſeine Anſtellung dort

nicht dachte und ihn aufzuſuchen vergaß. Ich brachte zwar nur einen Tag in Kiel zu, und mußte eilen fortzukommen. Die wenigen Reſte der alten Zeit zogen mich natürlich vorzüglich an; die Schwiegertochter meines Wohlthäters, die Doctorin Hensler, Niebuhrs ausgezeichnete Freundin, die Herausgeberin ſeiner Correſpondenz; und der alte Syndikus Jahn, der Vater des berühmt gewordenen Philologen, bildeten den alten Reſt meiner früheren Bekannten.

Außer Behn, beſtanden diejenigen Zuhörer, die mir meinen erſten Aufenthalt in Berlin als Docent angenehm machten, meiſt aus Süddeutſchen, Straßburgern und Schweizern. Aus Straßburg ſchloſſen ſich beſonders Kreis, Becker und Eberhardt mir an. Der erſtere ward durch mich an den Grafen Reinhold in Paris empfohlen, und begleitete Marc-Girardin auf ſeiner Reiſe zur Unterſuchung des ſüddeutſchen Schulweſens. Er iſt Prediger in der Nähe von Straßburg; der zweite iſt Vorſteher eines Inſtitutes für verwahrloſte Kinder, wie das des Herrn Kopf in Berlin, und des Herrn Wichern in Hamburg. Alle drei waren oft in meinem Hauſe, und ich hatte ſie ſehr lieb. Kreis wohnte während ſeines Aufenthalts in Paris

mit dem jetzt in Aegypten reiſenden Profeſſor Lepſius zuſammen, von Berlin her ſein vertrauteſter Freund. Ich glaubte in jenem einen jungen Mann erkannt zu haben, der fähig wäre, ſich eine franzöſiſche Bildung anzueignen, ohne den deutſchen Ernſt zu verlieren, und ſo durch eine ſtille Thätigkeit beſſer als durch ein lärmendes ſchriftſtelleriſches Wirken dasjenige, was von der deutſchen wiſſenſchaftlichen Geſinnung in Frankreich einheimiſch werden kann, auszubreiten. Er ward aber von einer tiefen Religioſität ergriffen, und dieſe zog ihn nach ſeiner Vaterſtadt zurück. Eberhardt iſt ebenfalls in Straßburg ein eifriger Religionslehrer, wie Becker der Begründer einer erweiterten wohlthätig wirkenden Anſtalt. Dieſe war freilich ſchon einige Jahre früher durch den Eifer eines einfachen Straßburger Handwerkers, der einen großen Theil ſeines Vermögens zum Opfer brachte, und ſich mit einigen Freunden verband, innerhalb eines engen Kreiſes in Wirkſamkeit getreten, aber ſie wuchs immer mehr und mehr, nicht ganz unbedeutende Beiträge erweiterten die Anſtalt, und nach einer etwas verworrenen Zwiſchenzeit, ward Becker Inſpector derſelben, und ſie gedeihet jetzt immer mehr. Dieſer Becker beſuchte mich vor

etwa einem halben Jahre; er kam von Hamburg, wo er das ſo berühmt gewordene „rauhe Haus“ meines Freundes, des Herrn Wichern, beſucht hatte, und es war mir eine große Freude, ihn von einer ſo bedeutenden Thätigkeit ergriffen, nach einem Zeitraume von 10 bis 12 Jahren wiederzuſehen.

Durch die brieflichen Mittheilungen dieſer meiner früheren Zuhörer und Freunde gelang es mir, einen Blick in das franzöſiſche Univerſitätsleben zu werfen, wodurch ich die merkwürdige Verſchiedenheit der deutſchen und franzöſiſchen Inſtitute kennen lernte. Zwar herrſcht in Deutſchland noch manches, geſchichtlich bedeutungslos Gewordene, welches ſich doch nicht ohne eine bedenkliche und gefährliche Operation von den Univerſitäten trennen läßt: aber einen ſo ſtarren Gegenſatz zwiſchen der kryſtalliſirten Vergangenheit und der queckſilbernen Gegenwart, wie in dem nur zu beweglichen Frankreich, finden wir doch bei uns nicht. Etwas Aehnliches zeigt ſich bekanntlich in England, und offenbar ſind Schule und Leben in Deutſchland nicht ſo getrennt, wie in dieſen Ländern. Die räthſelhafte, in unſeren Tagen faſt unbegreifliche Macht der alten Schule, die dem einſeitigſten Katholizismus

längſt vergangener Zeiten jetzt noch einen ſo großen Einfluß verſchafft, läßt ſich in der That nur erklären aus dieſer Präcipitation einer frühern Zeit, die ſelbſt durch die gewaltſame Bewegung der Revolution nicht entfernt werden konnte, und die noch fortdauernd die verſuchte nationale Auflöſung trübt.

Ich würde mich ſehr glücklich ſchätzen, wenn ich auch meinen lieben Freund Kreis vor meinem Tode noch einmal wiederſehen könnte.

Zwei Schweizer, Zuhörer aus dieſer Zeit, muß ich hier noch nennen. Der eine war Godé, jetzt Lehrer des Prinzen Friedrich, Sohn des Prinzen von Preußen. Seine Zuneigung zu mir erweckte eine lebhafte gegenſeitige Anhänglichkeit. Mit ſeinem Bruder, der mit Eifer die phyſiſche Geographie, als ein Schüler Ritters trieb, machte ich eine angenehme Bekanntſchaft.

Ahlemann, ein ſchon ordinirter Theolog aus Chur, ein ſtiller, chriſtlich geſinnter Mann, hörte mit großem Eifer meine Religionsphiloſophie. Wie ſehr es damals einigen meiner Zuhörer Ernſt war, meine Vorträge zu benutzen, bewies mir Folgendes. Ich wünſchte, als ich zum zweiten Mal meine Religionsphiloſophie vortrug,

eine ſo viel als möglich genaue Abſchrift meiner frei gehaltenen Vorträge zu beſitzen. Es verbanden ſich, dieſen Wunſch zu erfüllen, drei Zuhörer, der Prediger Ahlemann, der oben erwähnte Straßburger Becker, und ein Dritter, auf deſſen Namen ich mich leider nicht zu beſinnen vermag. Der erſte, der mit großer Fertigkeit und Schnelligkeit ſchrieb, beſorgte das Heft. Wenn die Schnelligkeit des Vortrages ihn ſtörte, ſtieß er ſeinen Nachbar Becker an, ſie verſtändigten ſich ſchnell; A. orientirte ſich und ſetzte das Schreiben fort. Der Dritte folgte mit möglichſter Aufmerkſamkeit dem freien Vortrage. So wie dieſer geſchloſſen war, eilten ſie nach Hauſe und brachten hier vereinigt das Heft zuſammen. Sie fehlten nie, und ich erhielt eine Abſchrift meiner Vorleſungen, die mir bei der Bearbeitung der Religionsphiloſophie für den Druck ſpäter ſehr nützlich ward.

Ich trug einmal im Anfange meiner hieſigen Thätigkeit die phyſikaliſche Geographie vor, aber Profeſſor Hoffmann kam von ſeiner geognoſtiſchen Reiſe durch Italien zurück, und ich überließ ihm mit Vergnügen dieſen Vortrag. Er verſtand es, ſich einen großen Beifall zu erwerben, und mich machte es wahrhaft

glücklich, durch ihn das Studium der Geognoſie in Verbindung mit der phyſikaliſchen Geographie auf der Univerſität mit großem Intereſſe getrieben zu ſehen. Hoffmann war ein vorzüglicher Docent, und wie ich einen Freund, verlor die Univerſität einen ihrer ausgezeichnetſten Lehrer durch ſeinen frühen Tod. Unter den Zuhörern, die ich im erſten Semeſter in der phyſikaliſchen Geographie erhielt, nenne ich vorzüglich, außer dem obenerwähnten Godé, noch Löwenberg und Dr. Wappäus. Der erſtere iſt durch ſeine vielfältigen Kartenausgaben und ſonſtigen geographiſchen Werke hinlänglich bekannt; der zweite machte ſeiner Geſundheit wegen von der Univerſität aus eine Reiſe nach Braſilien, kehrte nach Berlin zurück, und iſt jetzt ein verdienter und in ſeinem Fache kenntnißreicher Docent in Göttingen, wo er eben die phyſikaliſche Geographie vorträgt.

In dem erſten Semeſter waren meine Zuhörer doch überwiegend Fremde: Deutſche aus den verſchiedenſten nichtpreußiſchen Gegenden, Schweizer, ab und zu Franzoſen, Engländer, Polen, Ruſſen, Scandinavier und einige Nordamerikaner. Die geringſte Theilnahme zeigte ſich für die Naturphiloſophie, die früher

einen ſo überraſchenden Beifall gefunden hatte. Wenn auch anfänglich ſich eine Menge Zuhörer einfanden, ſo verloren ſie ſich doch allmälig, und der Grund war natürlich. Diejenigen, die ſich mit Naturwiſſenſchaften beſchäftigten, wollten von der Philoſophie nichts wiſſen; und diejenigen, welche ſich für dieſe intereſſirten, beſaßen gar keine naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe. Die erſten Elemente, welche ich doch vorausſetzen mußte, waren ihnen unbekannt, und ſie vermochten es nicht, meinen Vorträgen zu folgen. Ich habe ſeit einigen Jahren aufgehört, die Naturphiloſophie vorzutragen, aber wenn ich noch einige Zeit Geſundheit und Geiſteskraft in meinem hohen Alter behalte, ſo werde ich es doch verſuchen, einen mit der gegenwärtigen Lage der Naturwiſſenſchaft übereinſtimmenden Grundriß einer Wiſſenſchaft, die mich den größten Theil meines Lebens hindurch beſchäftigte, zu entwerfen.

Jetzt wird die Pſychologie am ſtärkſten beſucht. Dieſe Wiſſenſchaft behandele ich auf eine eigenthümliche Weiſe. Man trennte die ſogenannte rationale Pſychologie früher von der empiriſchen ſo, daß die erſtere als eine Doctrin der allgemeinen Philoſophie,

und daher völlig abſtract, die letztere dagegen völlig unwiſſenſchaftlich behandelt wurde. Die Verſuche, beide gemeinſchaftlich zu behandeln, glaubte ich nicht als gelungen betrachten zu können; die Idee der Organiſation als eine alle Erſcheinung auffaſſende ließe ſich, meiner Anſicht nach, conſequent in der Pſychologie durchführen, und dadurch ein naturwiſſenſchaftlicher Theil darſtellen, durch welchen die pſychiſchen Thatſachen in einer ſtrengen Geſetzmäßigkeit entwickelt werden könnten. Eine ſolche organiſche Pſychologie würde nun freilich vollkommen determiniſtiſch ſein, aber zugleich in der Totalität ihrer Darſtellung auf die über und jenſeit aller Erſcheinungen liegende Freiheit mit Nothwendigkeit hinweiſen. Es entſtünden dadurch pſychiſche Thatſachen, die im geſetzmäßigen Zuſammenhange innerhalb der Sinnlichkeit erkannt, eine höhere Speculation fordern und als empiriſche Grundlage dienen würden. Es wird ganz allgemein zugeſtanden, daß die Pſychologie als Einleitung zur Philoſophie anerkannt werden, ſich aber als eine ſolche in reiner Objectivität, wie die Phyſik, als Erfahrungswiſſenſchaft, behaupten muß. Nur völlig unabhängig von aller

Speculation kann ſie dieſe aus ſich erzeugen. Die unbefangene Betrachtung der Geſetzmäßigkeit der pſychiſchen Thatſachen in ihrem totalen Zuſammenhange vermag allein das höhere pſychiſche Lebensprincip, das Geſetzgebende in den pſychiſchen Erſcheinungen zu offenbaren. Die ſo ſinnlich erkannten Seelenäußerungen führen eben dadurch, daß ſie der Zucht der Sinnlichkeit unterworfen ſind, von der Knechtſchaft des Geſetzes zur Freiheit des Geiſtes, und die Unbefangenheit mit welcher alle Seelenäußerungen betrachtet und dem Naturgegenſtande gleich entwickelt werden, legt uns ſinnliche Gegenſtände vor, die zu Begriffen geſteigert, ſpeculativ, producirend hervortreten, nicht wie bis jetzt bloße Begriffe, die in dem ungeordneten Chaos der pſychiſchen Erſcheinungen (wie die ſogenannten Vermögen) ihren Gegenſtand ſuchen. Die Idee einer ſolchen Pſychologie verdanke ich Braniß durch die Entwickelung einer pſychiſchen Einleitung zu ſeiner Metaphyſik. Da das erſte Werk, welches mich beſchäftigen wird, nachdem ich dieſe Erlebniſſe geſchloſſen habe, eben eine ſolche Pſychologie ſein wird, ſo iſt dieſe kurze Andeutung genügend.

Eine Erfahrung, wenn ich den Gang der Studien auf den deutſchen Univerſitäten in früheren Zeiten und gegenwärtig verfolge, iſt mir merkwürdig. Eine Vergleichung nämlich der frühern und ſpätern Epoche, die mir deſto auffallender ward, indem beide auf zwei für ganz Deutſchland anregenden und bedeutungsvollen Hochſchulen mir entgegentraten, und zwar in der Zeit ihrer höchſten Blüthe. Sie waren deſto merklicher, weil ſie durch eine Zwiſchenzeit von einigen zwanzig Jahren von einander getrennt waren. Indem ich dieſe beiden Epochen mit einander vergleiche, werde ich nicht allein die Univerſität in Betrachtung ziehen, auf welcher ich lebte und lehrte. Man könnte zwar behaupten, daß die perſönliche Bedeutung eines berühmten Univerſitätslehrers hinlänglich wäre, dieſe Erſcheinung zu erklären. Diejenigen Studirenden, die ein vorzüglich wiſſenſchaftliches Intereſſe zeigten, und dadurch von den übrigen, die der Maſſe nach nur die Abſicht zu haben ſchienen, ſich für die ſpäteren Amtsprüfungen nothdürftig vorzubereiten, ſich unterſchieden, waren beſonders die Mediciner. Schon Göthe machte in ſeiner Studienzeit, in den ſiebziger Jahren, dieſe Bemerkung. Er meinte, der Grund läge in der

evidenten Gegenſtändlichkeit der Wiſſenſchaft, die etwas Anziehendes, Lebendiges, ja Lockendes hat; aber ſo wahr dies ſein mag, ſo glaube ich doch, mich nicht zu irren, wenn ich in dieſer Thatſache etwas Eigenthümliches der damals nicht in Deutſchland allein herrſchenden, geſchichtlich wiſſenſchaftlichen Epoche erkenne. Die Bedeutung des organiſchen Lebens fing eben an, einen größeren Umfang zu erhalten. Die menſchliche Organiſation ſtand nicht mehr vereinzelt da; die Ströme des allgemeinen Lebens ergoſſen ſich in die bis dahin iſolirte menſchliche Form. Schon mehrere Jahre vor dem Schluſſe des Jahrhunderts keimte dieſe Richtung der organiſchen Naturwiſſenſchaft neben der mechaniſchen, die doch noch immer ihr ſeit faſt zwei Jahrhunderten begründetes Uebergewicht behauptete; und daß eben daher die erſte Aeußerung der wiedererwachten Speculation als Naturphiloſophie ſich geſtaltete, enthielt ſelbſt ein allgemein geſchichtliches Moment, und war keineswegs als ein zufälliges an Schellings und Reils Perſönlichkeiten geknüpft. Die Mehrzahl begeiſterter Zuhörer, die mich in Halle umgab, beſtand in der That aus jungen Aerzten. Zähle ich, wie billig, die Jahre der Zwiſchenzeit, welche die erſte Epoche

meiner Erfahrungen von der letzten trennten, von der Zerſtörung der Univerſität Halle bis zu meiner Ankunft in Berlin, ſo iſt dieſe von der erſten Epoche durch ein volles Vierteljahrhundert getrennt. Auf der Berliner Hochſchule nun trat der rege wiſſenſchaftliche Sinn auf eine auffallende Weiſe unter den Theologen hervor. Die geiſtige Bewegung unter den Aerzten war faſt ganz verſchwunden, und während die Maſſe ſämmtlicher Entdeckungen immer wichtiger ward, während die Phyſiologie als empiriſche Wiſſenſchaft ſich immer reicher entwickelte, zog dieſe ſich immer mehr in die naturwiſſenſchaftliche Schule zurück, und die jungen Aerzte widmeten ſich faſt ausſchließlich der einſeitigſten Praxis. Wir dürfen einer beſſeren Zukunft entgegengenſehen.

In der frühern Epoche war in Beziehung auf den wiſſenſchaftlichen Eifer die theologiſche Facultät offenbar im Nachtheil. Die rationaliſtiſche Anſicht war auf der Univerſität die herrſchende, der Gegenſtand des Studiums konnte keine Begeiſterung erwecken, und bekanntlich herrſchte unter den jungen Theologen, wenn man die Maſſe auf den Univerſitäten betrachtete, die größte Rohheit. Nun fing freilich eben in Halle die

Epoche der tiefern Auffaſſung der Theologie, die ſich ſpäter ſo bedeutſam erweiterte, mit Schleiermacher an: aber die Zeit ſeiner Thätigkeit ging ſo ſchnell vorüber, das Schickſal, welches das ganze proteſtantiſche Norddeutſchland ergriff, war ſo gewaltſam, daß Schleiermacher erſt in den ſpäteren Jahren des wiederhergeſtellten Staates Raum und Ruhe für ſeine bedeutungsvolle Wirkſamkeit fand. Als ich nach Berlin kam, war die geiſtige Aufregung unter den ſtudirenden Theologen höchſt bedeutend. Mochten auch, was nicht zu leugnen iſt, Verirrungen hervortreten, die ſehr bedenklich ſchienen, ſo dienten dieſe ſelbſt nur dazu, auch der außerhalb der Univerſität wiedererwachten Religioſität ein intenſiveres und poſitiveres Gepräge zu ertheilen.

So finde ich mich, wie in meiner Jugend in Halle von den jungen Aerzten, ſo in Berlin von den Theologen umgeben, und hier durch die verdienſtvollſten theologiſchen Profeſſoren unterſtützt, wie in Halle durch Reil.

Auf der Univerſität konnte ich mit meiner Aufnahme wohl zufrieden ſein. Nach dem Verlauf von drei Semeſtern ward ich mit einer überraſchenden Stimmenmehrheit zum Rector gewählt.

Die traurige Zeit der preußiſchen Univerſitäten, als dieſe im beſtändigen Verdacht lebten, und die ganze Maſſe der ſtudirenden Jugend als präſumtive Hochverräther behandelt wurde, war eigentlich noch nicht vorüber, aber ſie hatte doch ihre frühere Bedeutung verloren. Das Beklagenswertheſte war immer das Vorurtheil gegen die Hochſchulen, welches auf eine lange Reihe von Jahren tiefe Wurzel gefaßt hatte, und ſelbſt ihr Daſein zu bedrohen ſchien. Was die Univerſitäten während dieſer Zeit aufrecht hielt, war die Geſinnung des Miniſters. Die freie Stellung derſelben war ihm eine Gewiſſensſache, und es iſt unleugbar, daß dieſe, wie die gelehrten Schulen, ihm Vieles zu verdanken haben. Die jetzt zurückgedrängte bedenkliche Stellung der Univerſitäten bereitete mir keine Schwierigkeiten, wie bei meinem erſten Rectorate in Breslau. Doch mußte das Verhalten der Univerſität, zumal hier in der Nähe des Hofes, vorſichtig ſein, und beſonders jede Veranlaſſung zur Unzufriedenheit vermieden werden.

Dennoch zeigte ſich eben während meines Rectorats ein Verhältniß, durch welches ich in ſehr unangenehme Verwickelungen gerieth. Das Berliner Uni-

verſitäts-Gebäude iſt ſehr imponirend und eins der anſehnlichſten der ganzen Stadt. Es war früher der Palaſt des Prinzen Heinrich, und hatte vielleicht, ehe es von dem Könige der Univerſität zur Benutzung übergeben ward, eine Reparatur und innere Umänderung verdient. Jetzt waren einige zwanzig Jahre verfloſſen, das Gebäude ward immer baufälliger. Die zur gründlichen Reparatur nöthigen Koſten wuchſen auf eine bedenkliche Weiſe und veranlaßten eine immer längere Verzögerung. Endlich war eine gründliche Wiederherſtellung des verfallenen Gebäudes nicht länger aufzuſchieben, und eben während meines Rectorats erhielt der Senat den Auftrag, in dieſer Sache die Vorſchläge zu machen, die aber mit manchen Schwierigkeiten verbunden waren. Außer den Hörſälen waren die großen Inſtitute, die mit der Erweiterung der Wiſſenſchaft fortdauernd wuchſen, in dem Univerſitätsgebäude angebracht. Ja die Zahl der Sammlungen nahm bedenklich zu; die Directoren derſelben halfen ſich, wie ſie konnten, und das Univerſitätsgebäude konnte durch die damals entſtandene Verwirrung wohl mit dem alten deutſchen Reiche kurz vor ſeinem Untergange verglichen werden! Es kamen Inclaven der

ſeltſamſten Art vor. Sammlungen und Hörſäle hemmten und ſtörten ſich wechſelſeitig, und jetzt, da dieſe Verwirrung gehoben werden ſollte, entſtand von allen Seiten eine Colliſion der wechſelſeitigen Intereſſen, die ſchwer zu heben war, und mich mit manchem geſchätzten Collegen in unangenehme Berührung brachte.

Eine zweite Unannehmlichkeit bei dieſer Angelegenheit war unſere Stellung zur Baubehörde. Man ſollte glauben, daß derjenige, der das Gebäude benutzte, auch eine Stimme bei der Einrichtung haben müßte: aber nach dem ſtrengen Formalismus des preußiſchen Beamtenweſens war jene ſehr beſchränkt; und was das Baudepartement beſchloſſen hatte, konnte durch keine Vorſtellung umgeändert werden. So fanden wirklich Einrichtungen ſtatt, die von uns als zweckwidrig bezeichnet, ſich ſpäter auch als ſolche zeigten, und nicht wenig koſtſpielige Umänderungen erforderten.

Noch muß ich hier ein Ereigniß meines Rectorats erwähnen, welches mich dem öffentlichen Urtheile preisgab, und mir höchſt unangenehm war.

Herr Dr. Mundt, ein junger Schriftſteller von ausgezeichnetem Talent, jetzt in der deutſchen Literatur hinlänglich bekannt, hatte ſich der Belletriſtik gewidmet,

und da die Jugend in unſeren Tagen mit Beurtheilungen ſich zu beſchäftigen pflegt, hatte er ſich ſehr lebhaft für meine Novellen intereſſirt, und dieſe als ein wichtiges Ereigniß in der neuen deutſchen Literatur bezeichnet. Als ich nach Berlin kam, ſuchte ich ſeine Bekanntſchaft, und beſonders wünſchte ich ihn für ein ernſthaftes Studium zu gewinnen. Als er ſich meldete, um ſich als Privatdocent zu habilitiren, trug ſein literäriſcher Ruf ein ſolches Gepräge, daß die Majorität der Mitglieder der philoſophiſchen Facultät es ſehr bedenklich fand, ihn zur Habilitation zuzulaſſen. Der Geheimerath Böckh verband ſich indeß mit mir, und mit vieler Mühe drangen wir durch. Dr. Mundt ward angenommen, er hatte Alles geleiſtet. was geſetzlich erfordert wird, es fehlte nur noch das Letzte, Unbedeutendſte, die öffentliche lateiniſche Rede, die er halten mußte. Für dieſe ward Tag und Stunde feſtgeſetzt. Den Nachmittag vor dem angeſetzten Tage beſuchte mich ein Mitglied des Ober-Cenſur-Collegiums. Dieſer Herr zeigte mir eine Schrift, die Mundt eben publicirt hatte, und las mir Stellen vor, die im Sinne des neuen Deutſchlands und der Emancipation der Frauen, für einen jungen Mann, der eben als Docent

bei einer Univerſität angeſtellt werden ſollte, höchſt unbeſonnen genannt werden mußten.

Dieſe Sache hing eigentlich nicht von mir ab, unmittelbar mußte ſie an den Dekan der philoſophiſchen Facultät gewieſen werden. Ich blätterte die Schrift in ein paar Stunden durch, ſandte ſie zu dem Dekan und erſuchte ihn, irgend einen Vorwand zu ergreifen, um die zu haltende Rede auszuſetzen, und dann eine Zuſammenkunft der Facultät zu veranlaſſen. Dieſer allgemein geſchätzte College ward dadurch in große Verlegenheit verſetzt. Er glaubte erfahrne Mitglieder der philoſophiſchen Facultät zu Rathe ziehen zu müſſen. So verging die Zeit. Ich hatte gehofft, daß er eine Krankheit vorſchützen würde: aber zwiſchen 9 und 10 Uhr Vormittags erſchien er völlig rathlos in meiner Wohnung, und um 10 Uhr ſollte die Rede gehalten werden.

Seit vielen Jahren ruhte auf den Univerſitäten ein gefährlicher Verdacht; in religiöſer wie in politiſcher Beziehung herrſchte dieſer höchſten Orts, und ich hatte von einflußreichen Perſonen Aeußerungen gehört, die mich in Schrecken ſetzten. Wenn wir nun wagten, eben einen jungen Mann als Lehrer auf der Univerſität

anzuſtellen, gegen deſſen Wirkſamkeit man gewiß, ſelbſt wenn er ſchon angeſtellt geweſen wäre, ſchwere Zweifel erhoben haben würde, konnte ich für die Folgen ſtehen? Ich wagte es nicht, eine ſolche Verantwortung auf mich zu nehmen. Ich ließ eilig den erſten Pedell holen, und trug ihm auf, ſogleich den Hörſaal zu ſchließen, und ſo die Rede für dieſen Tag unmöglich zu machen. Es war ein Gewaltſtreich, für den ich allein und perſönlich haften mußte; er war meiner eigenen Anſicht nach ſehr bedenklich, und nur durch die ganz beſonderen Verhältniſſe zu vertheidigen. Ich ward genöthigt, öffentlich, ſelbſt in der literariſchen Welt, in einem Lichte zu erſcheinen, welches mir verhaßt war. Aber ich beſann mich keineswegs, und durch eine ſchwächliche Popularität die Gefahr von meiner Perſon abzuwälzen und der Univerſität aufzuzuladen, erſchien mir völlig unwürdig.

Ich machte ſogleich das Miniſterium mit dem Ereigniſſe bekannt, und ſetzte die Gründe meiner Handlungsweiſe auseinander. Damals verſah der Rector mit dem Univerſitätsrichter zugleich die Functionen des außerordentlichen Bevollmächtigten, und jener erklärte mir unumwunden, daß er mit dieſer Sache nichts zu

thun haben wolle. Mein Verfahren wäre, behauptete er, geſetzwidrig. „Ich trage,“ ſagte ich, „wie ſich von ſelbſt verſteht, für eine Handlung, die ich allein ausführe, auch allein die Verantwortung.“

Das erſte, was ich jetzt zu thun hatte, war, durch den Dekan eine ſchleunige Verſammlung der philoſophiſchen Facultät zu veranlaſſen. Von dieſer mußte ich eine Indemnitätsbill erhalten. Es gelang mir. Die Majorität der Facultät billigte mein Verfahren, und von jetzt an theilte ſie mit mir die Verantwortung. Es war keineswegs meine Meinung, daß Dr. Mundt auf immer von dem Lehrerkreiſe der Univerſität ausgeſchloſſen werden ſolle. Eine Unbeſonnenheit, wie die von ihm begangene, durch eine Verirrung der Zeit hervorgerufen, ſetzt keine dauernde Geſinnung voraus; ſie verſchwindet, wie ſie entſteht, und ſelbſt Schriften der Art, je gewaltiger die Bewegung iſt, die ſie bei ihrer Entſtehung hervorrufen, deſto ſchneller werden ſie vergeſſen. Ich glaubte aber, daß man den Schluß der Habilitation aufſchieben müſſe; dieſen Wunſch hatte ich in meinem Bericht an das Miniſterium geäußert, und die Facultät ſtimmte mir bei.

Die Folgen meiner That waren, wie ich ſie er-

wartete. Die Angriffe, die ich öffentlich erleiden mußte, ſind bekannt, oder vielmehr ſie waren es, denn jetzt ſind ſie vergeſſen. Bloß darüber erſtaunte ich, daß nur ſehr Wenige, der beliebten Popularität wegen, mich zu vertheidigen wagten. Ein allgemeines Gerücht ver- kündigte mir ſogar eine ſtrenge Zurechtweiſung von Seiten des Miniſteriums: es war falſch. Das Mi- niſterium billigte, freilich ſtillſchweigend, was geſchehen war. Als Dr. Mundt ſich nach Verlauf mehrerer Jahre wieder meldete, fand von keiner Seite ein Hin- derniß ſtatt, und er trat als Privatdocent auf. — Aber ich war nun einmal als Feind der Turner, als beſchränkter Frömmler und als ein die Freiheit haſſender Obſcurant bezeichnet. Ich muß bekennen, ich habe leider in dieſer Hinſicht wenig Sorge für meinen öffent- lichen literariſchen Ruf getragen.

Reiſe nach Tyrol.

Im Jahre 1837 ſetzte mich die Einnahme von meinen neu aufgelegten Novellen in den Stand, eine ſehr intereſſante und genußreiche Reiſe zu machen. Ich

wünſchte Frau und Tochter mit dem ſüdlichen Deutſchland und mit den Alpen bekannt zu machen. Ein Punkt für die Reiſe war entſchieden beſtimmt. Wir wurden unwiderſtehlich nach Erlangen hingezogen; dort lebten v. Raumer und ſeine Frau, die Schweſter der meinigen. Wir hatten 9 verhängnißvolle Jahre in demſelben Hauſe mit einander in Breslau verlebt; 17 Jahre lang waren wir getrennt, und das Schickſal meines treuen, inniggeliebten Freundes war während dieſer Zeit ein ſehr hartes, und er oft in eine ſehr betrübte Lage verſetzt worden. Sein reines, innerlich wahres Streben hatte mich immer mehr zu ihm hingezogen, und ich betrachte den Augenblick, als ich in ſein Haus eintrat, ihn und ſeine von uns allen geliebte und verehrte Frau ſah, und mich in die Mitte der Kinder, welche bis auf die zwei älteſten in der langen Zeit ihnen geboren und herangewachſen waren, verſetzt fand, als einen der wichtigſten und bedeutungsvollſten meines Lebens.

Ich fand Raumer in ſeiner einflußreichen und eigenthümlichen Thätigkeit, wie ich ſie ſchon früher angedeutet habe. Sein älteſter Sohn, von Göttingen zurückgekommen, hatte ſeine Univerſitätsſtudien geſchloſ-

ſen und ſich zu einem tüchtigen Gelehrten, Geſchichts- forſcher und Philologen, ausgebildet. Nur bedauerten wir, daß er von einer Scheu vor jedem öffentlichen Auftreten beherrſcht wurde, die ſeine Zukunft zu trü- ben ſchien, um ſo mehr, da er ſich für das Lehrfach beſtimmt hatte. Auch als Schriftſteller muß er ſich bemerkbar machen, und zwar fordere ich das Letztere von einem jeden angehenden Docenten. Nur für die erſten wiſſenſchaftlichen Elemente kann eine Prüfung durch Wenige und innerhalb engerer perſönlicher Schran- ken, eine Bedeutung haben. Ein Univerſitätslehrer muß ſich der Literatur ſtellen, er muß dem wiſſenſchaft- lichen Publikum ſeiner Zeit gegenüber eine eigene ſichere Heimat erlangen, ein geiſtiges Bürgerrecht erwerben, und die Behörden ſind zu loben, wenn ſie aus der Mitte ſolcher Bürger die Corporation der Univerſitäts- lehrer wählen, und nur ausnahmsweiſe zu denjenigen ihre Zuflucht nehmen, die ſich als Docenten einen be- deutenden Ruf erwerben. Freilich darf, was ich hier behaupte, nicht eine ſtarre Maxime werden; ich erinnere nur an drei Männer, Werner in Freiberg, Kielmeier in Stuttgart und Schönlein in unſern Tagen in Berlin, welche die Scheu vor dem öffentlichen Auftreten mit

meinem Neffen theilten. Es vergingen einige Jahre, ehe dieſer den Muth faßte, ſich der Promotion zu unterwerfen. Als er endlich als Privatdocent hervorzutreten wagte, fanden ſeine Vorträge ausgezeichneten Beifall; obgleich die Gegenſtände derſelben nur ſolche waren, die ſelten einer bedeutenden Zahl von Zuhörern Intereſſe abzugewinnen pflegen, bleibt noch immer ſein Hörſal auf eine bemerkenswerthe Weiſe gefüllt, und ich geſtehe, daß ich von dieſem meinem Neffen bedeutende wiſſenſchaftliche Leiſtungen erwarte, wenn er ſeine Furchtſamkeit überwinden kann. In unſeren Tagen dringt man, bei der allgemein geiſtigen Bewegung, allein von dem Hörſaale aus viel weniger durch, als ein halbes Jahrhundert früher; doch glaube ich auch bei dieſer Gelegenheit darauf aufmerkſam machen zu müſſen, daß berühmte Schriftſteller, die mit Recht hochgeehrt werden, für das Lehrfach völlig untauglich ſind, und die Jugend durch Vorträge durchaus nicht zu gewinnen vermögen. Für dieſe ſind vorzugsweiſe die Akademieen beſtimmt, wenn bei uns, wie in Frankreich, dieſe wirklich Inſtitute wären, die einen berühmten Gelehrten in eine ehrenvolle und unabhängige Stellung zu ſetzen vermöchten.

Wir blieben mehrere Tage in Erlangen und brachten gemeinſchaftlich noch einige Tage in Nürnberg zu, wo mein Schwager Jahre lang eine verhängnißvolle Zeit durchlebte. Durch ihn lernten wir einen ſchönen Reſt alter ehrenhafter Bürger kennen, die nicht Nachbildungen einer modernen Zeit, vielmehr urſprünglich aus einer ſchönen Vergangenheit entſproſſen, den alten Glauben, die alte Sitte und das alte Leben bewahrten, ſo daß ſie dem noch erhaltenen, immer mehr verſchwindenden, ehrwürdigen Theile der Straßen und Gebäude ähnlich ſehen, der einer beſcheidenen Wiederherſtellung, wie die Kirchen ſie erhalten haben, bedarf, aber gegen jede totale Umänderung geſchützt zu werden verdient.

Es iſt immer ein bedeutendes Ereigniß im Leben eines Menſchen, wenn er zum erſten Male von wichtigen Kriſen, die eine große zukünftige Veränderung aller Lebensverhältniſſe herbeizuführen verſprechen, ergriffen wird. Es giebt wohl keine Kriſe der neuern Zeit, die in dieſer Hinſicht gewaltſamer hervortritt, als die immer zunehmende Einführung der Eiſenbahnen. In Leipzig hatten wir zum erſten Male den Dampfwagen der Leipzig-Dresdner Bahn, die (damals im

Bau begriffen) für Spazierfahrten nach Althaus benutzt wurde, beſtiegen. Die älteſte Eiſenbahn in Deutſchland iſt bekanntlich die Nürnberger, die von dieſer Stadt nach Fürth führt, ſehr ſtark benutzt wird und, ſo klein ſie war, doch ohne allen Zweifel den Actionairen unter allen den größten Nutzen bringt, und in dieſer Rückſicht alle nachfolgenden übertroffen hat.

Wir reiſten nun über Augsburg nach München, und hier rechnete ich vorzüglich auf ein Zuſammentreffen mit Schelling. Daß er in Karlsbad war, hatte er mir geſchrieben, und es überraſchte mich daher nicht, als ich ihn in München nicht traf. Wir brachten nur einen Tag hier zu und bereiſten Tyrol, um nach München zurück zu kommen. Ich geſtehe, daß ich mit großer Spannung dem Eindrucke entgegen ſah, den die Alpen auf meine Begleiterinnen machen würden. Im Alter wächſt dieſe Theilnahme an den Genüſſen naheſtehender und geliebter Perſonen immer mehr. Ich hatte damals ſchon in einer langen Reihe von Jahren, von Frau und Tochter begleitet, eine Menge Reiſen gemacht; wir hatten uns, wenn ich den Ausdruck benutzen darf, miteinander eingereiſt; wir traten nie eine Reiſe an, wenn wir nicht über eine Summe gebieten

konnten, die uns ſorgenlos ließ und ein völlig beque-
mes Fortkommen verſprach. Die Frauen theilten mit
mir den Genuß der Reiſe. Wir fanden bei unſerem
Durchflug der Gegenden mit Extrapoſt kein Wetter
und keine Gegend ſchlecht. Man wird es uns vielleicht
vorwerfen, wenn wir geſtehen, daß wir uns unter uns
in dem Wagen wie zu Hauſe fühlend, behaglicher fan-
den, als in den Städten, und jeden Morgen früh,
wenn eine neue Gegend uns für den Tag vorlag, faſt
mit demſelben angenehmen Gefühle den Wagen be-
ſtiegen, welches am erſten Tage der angehenden Reiſe
jeden durchdringt. Wir haben für längere Reiſen ſtets
eigene Wagen, die alſo während der ganzen Zeit uns
zur freien Dispoſition ſtehen. Der Wagen wird zu-
rückgeſchlagen, ſo daß wir uns völlig frei in den Ge-
genden allenthalben umſehen können. Der Regen muß
ſehr gewaltſam, der Wind ſehr heftig ſein, wenn wir
uns entſchließen ſollten, uns in dem zugemachten Wa-
gen einzuſperren, und wir haben es nie begreifen kön-
nen, wie reiche Reiſende es vermochten, Jahre lang
im verſchloſſenen Wagen eingeſperrt, in die bequemen
Ecken hingeworfen, ſchlafend Europa zu durchjagen,
und lärmende Gaſthöfe, große Kunſtſammlungen, wo

die Gegenſtände in unüberſehbarer Menge uns eilig vorüberfliegen, meiſt ohne einen bleibenden Eindruck zu hinterlaſſen, Schauſpiele, die nur den nämlichen Genuß, den wir zu Hauſe verſchmähen, mit geringen Modificationen bieten, große Geſellſchaften, wo eine Maſſe von fremden Menſchen eine kaum tiefgreifende Unterhaltung gewährt, dem freien Genuſſe der ewig reichen Natur, die fremd und dennoch uns bekannt und nahe verwandt iſt, vorziehen können. Unſere Reiſe nach den Tyroler Alpen führte uns erſt nach dem reizenden heitern Tegernſee; dann fuhren wir längſt dem Achenſee und kamen in das großartige herrliche Innthal hinab, brachten einen Tag in Insbruck zu, durchzogen das Pinsgauer Thal, beſuchten Gaſtein und von da Salzburg. Nachdem wir auf ſolche Weiſe langſam fortſchreitend, hier und da uns aufhaltend, in der Mitte der hohen Alpen gelebt hatten und nun ſahen, wie bei Hallein die Gebirge auseinander traten, befiel uns ein Gefühl, welches ich zwar von früher kannte, was mich aber nie ſo gewaltig beherrſcht hatte. Der Eindruck der großen mächtigen Gebirgsnatur, der reiche Wechſel der Gebirge und Gegenſtände, die Einwohner, die uns ſo wohl gefielen, und in deren Mitte

wir lebten, hatten uns in der kurzen Zeit eine eigene Heimat gebildet. Wir fühlten uns in dieſer ſchon ſicher, die ſcheinbar wilden Gebirge umgaben uns ſo milde, und wenigſtens jetzt, als wir aus ihrer Mitte heraustraten, ſchwebten uns die mächtigſten Waſſerfälle wie rieſelnde Bäche vor der Seele. Wir wurden in den weiten Ebenen ſtumm, ein trauriges Gefühl beſchlich uns, und es war uns, als drängte, indem die Gebirge von einander wichen, eine unruhige Welt, aus welcher wir geflohen waren, gegen die wir uns geſichert fühlten, ſtürmiſch und drohend auf uns ein. Es dauerte lange, ehe wir dieſes Gefühl zu überwältigen vermochten. Und ſelbſt das herrliche Salzburg, deſſen Reiz wohlbekannt iſt, vermochte uns nicht zu beruhigen.

Hier wurden wir auch in der That plötzlich von ganz anderen Empfindungen durchdrungen, und das Unruhige, Stürmiſche und Verhängnißvolle der Geſchichte wechſelte plötzlich mit der ſtolzen Sicherheit der Gebirgsnatur. Wir hatten auf ein paar Tage einen Ausflug nach Iſchel gemacht, wo der Kaiſer, die hohe Welt von Wien und die reichen Banquiers dieſer Stadt zuſammen lebten. Wir verbrachten die Zeit in

dieſer kühlen und reizenden Gegend mit Profeſſor Harles und ſeiner Frau, und kehrten wieder nach Salzburg zurück. Schon vor dieſer kleinen Nebenreiſe hatten wir erfahren, daß dieſer Ort der Aufenthalt wichtiger, geſchichtlich merkwürdiger, jetzt verdrängter Perſonen war. Polignac wohnte hier und mehrere mit ihm Gleichgeſinnte; dann aber auch die ſpaniſche Prinzeſſin Beira, die vertriebene Schweſter des Don Carlos. Ein dunkler Schatten der Gegenwart drängte ſich mir auf, und er ſollte mir näher treten. Herrn von Vaerſt, deſſen Leben voll wunderbarer Schickſale war, der einer urſprünglichen Neigung nach ſich gern in das dunkle Gewimmel verhängnißvoller geſchichtlicher Ereigniſſe ſtürzte, mir aus Breslau wohlbekannt, hatten wir in Gaſtein getroffen. Hier in Salzburg wimmelten alle Gaſthöfe von Reiſenden, und er, kurz vor uns ankommend, hatte uns den letzten Platz in dem beſten vorweggenommen. Wir waren genöthigt, in einem ſehr ſchlechten Gaſthofe dritten Ranges einzukehren, um nur ein Obdach zu finden. Den Tag darauf trafen wir Herrn v. Vaerſt an der Wirthstafel. Er ward plötzlich aufgefordert, einem Herrn, der hereintrat, zu folgen, und vertraute

uns im Stillen, daß er eben jetzt bei der Prinzeſſin Beira ſeine Aufwartung machen dürfe. „Ich habe,“ flüſterte er uns zu, „wichtige Aufträge für ſie.“ In der That erfuhren wir ſpäter in Berlin, daß er der Prinzeß nicht ohne Gefahr den Weg nach Spanien zu Don Carlos gebahnt hatte, daß er von dem Banquier Haber bedeutende Summen mitführte und eine Zeit lang Theil genommen hatte an der letzten Epoche des unglücklichen Feldzuges.

Aber indem wir uns an der ſchönen Natur erfreuten, während wir die Merkwürdigkeiten der Stadt ſahen, ſollte uns ein anderes Ereigniß entgegen treten. Auf der Straße wimmelte es von Menſchen, und als wir näher traten, entdeckten wir eine Menge von Auswanderern, Männer, Weiber und Kinder, die mit Kleiderbündeln und Päcken aller Art beladen waren; Alte und Junge, einige ſtark und rüſtig, die ſtattlich einherſchritten, andere mit Lumpen bedeckt. Wagen hoch bepackt und Karren daneben. Neugierig näherten wir uns; wir ſahen, wie die auswandernden Schaaren theilnehmend, während ſie auf der Straße raſteten umringt wurden, wie die Aermeren hier und da Gaben erhielten, und erfuhren nun, daß es die proteſtan-

tiſchen Bewohner des Zillerthales waren, die durch die Verfolgungen der katholiſchen Geiſtlichkeit verdrängt, von dem Könige von Preußen aufgenommen wurden und ſich im Rieſengebirge niederlaſſen durften. Wunderliche Gedanken durchkreuzten ſich. Ich dachte an die freilich viel grauſamere Vertreibung der Proteſtanten aus Salzburg am Anfang des vorigen Jahrhunderts, und unwillkürlich drängte ſich mir auch die Erinnerung an die Auswanderung der Lutheraner aus Schleſien auf. Die ganze Verwirrung der Gegenwart, innere wie äußere, trat an die Stelle der heitern Gebirgseinſamkeit, die mich eine Zeit lang umfangen und in ſüße Ruhe gewiegt hatte. —

Wir legten jetzt die kurze Reiſe von Salzburg nach Berchtolsgaden zurück, wo unſere Verwandten, E. Waagen und ſeine Frau, die einſt ſo berühmte Sängerin Schechner, ſich mit ihren Kindern aufhielten, und wo wir ein paar unvergeßliche Tage zubrachten, von der kühnſten Gebirgsnatur und von der wärmſten Liebe geſchätzter Verwandten umgeben. Die Zaubertöne, die früher ganz Deutſchland in Bewegung ſetzten, waren freilich verſtummt, aber ſo ſehr ſie mich damals ergriffen, ſo war es mir doch ungewiß, ob ich mehr

die Sängerin oder die treffliche liebenswürdige Mutter, die mir jetzt entgegentrat, bewundern ſollte.

Wir eilten über Reichenbach, den Chiemenſee vorbei, nach München zurück. Schelling war noch nicht da; wir blieben vierzehn Tage dort. Durch ein unglückliches Mißverſtändniß war mein Brief in München liegen geblieben, und ich mußte leider die Hoffnung, ihn zu ſehen, aufgeben. Mit Schubert war ich abwechſelnd in nähere Berührung gekommen, ohne ihn perſönlich kennen zu lernen. Die Hoffnung, ihn zu treffen, rückte immer näher; er war eben von ſeiner Reiſe durch Egypten und Syrien nach Italien zurückgekommen. Durch die Freundſchaft des Herrn v. Roth hatte ich intereſſante Briefe über ſeine Reiſe geleſen. Die Nachrichten, die wir jetzt erhielten, ließen uns ſeine baldige Rückkunft erwarten, aber er kam nicht, die Quarantaine hielt ihn zurück. Die getäuſchte Erwartung ſchmerzte mich freilich, aber ich darf es nicht verkennen, daß die Tage, die ich in München verlebte, mir unvergeßlich ſein werden. Ich traf einige ältere Bekannte, die ſchon in dieſer Biographie erwähnt ſind, und die ich mit Vergnügen wiederſah. Es waren Görres, Ringseis, Clemens Brentano und Werner

Harthauſen, der Karlsburg bei Kiſſingen gekauft und durch den König von Baiern als Beſitzer den Grafentitel erhalten hatte. Es ward mir während meines Aufenthaltes noch als ein Geheimniß von dem alten Freunde anvertraut. Ich muß doch geſtehen, daß es mir faſt ſeltſam vorkam, als ich durch dieſe früheren Freunde mich in die Mitte ſolcher Männer verſetzt ſah, die ſich ſämmtlich als Ultrakatholiken und Ultralegitime auszeichneten.

Mit der Bildhauer- und Malerkunſt ward ich auf eine ähnliche Weiſe, wie mit der Muſik bekannt. Beide Künſte verſchaffen mir einen großen und wahren Genuß, und beide habe ich durch Freunde kennen gelernt, die ſich der Kunſt durchaus widmen. Wie neue vertraute Freunde traten die unſterblichen Geſtalten der Vorzeit in die engeren Kreiſe, daß ich mit ihnen bekannt wurde. Seit dem Anfange des Jahrhunderts kannte ich viele der deutſchen Künſtler, unter dieſen die ausgezeichnetſten, die eine Zierde unſerer Zeit ſind, aber auch jüngere hoffnungsvolle; ich lebte mit dieſen, ich nahm Theil an ihrem Streben und freute mich über ihre Fortſchritte, ſelbſt wenn ſie mir nicht völlig gelungen ſchienen, wenn ſie mehr Reminiscenzen aus

einer früheren Zeit, als urſprüngliche Productionen waren, mehr nach einer Vergangenheit hinwieſen, als auf eine Zukunft deuteten. So lebte ich eine lange Zeit durch Thorwaldſen, Rumohr und mehrere junge Männer faſt ganz wie in der Mitte der italieniſchen Künſtler, vorzüglich der römiſchen. Ich kannte ihre Verhältniſſe und ihre mancherlei Streitigkeiten, wie die Arbeiten, mit welchen ſie beſchäftigt waren. Einer war mir beſonders, ohne daß ich ihn perſönlich kennen gelernt hatte, lieb und theuer geworden, es war Cornelius; ihm näher zu treten, war lange mein Wunſch geweſen, auch ich war ihm auf dieſelbe Weiſe bekannt geworden, und es freute mich, ihn in München zu finden. Wir hatten ſchon ſeine bewundernswürdigen Compoſitionen in der Glyptothek geſehen und genoſſen, als wir ihn in der Ludwigskirche an dem großen Altarblatte, das jüngſte Gericht, arbeitend fanden, und ich ihn und ſein Frescogemälde zugleich vor mir ſah. Das große Werk riß mich hin und der Urheber deſſelben nicht weniger. Denn die offene und freimüthige Weiſe, mit welcher er mich aufnahm, daß es mir nach wenigen Minuten war, als hätte ich ihn lange gekannt, bleibt mir unvergeßlich, wie die fröhlichen Stunden,

die ich in ſeinem Hauſe zubrachte, indem ich in meinem Greiſenalter mit jugendlicher Begeiſterung eine neue Freundſchaft ſchloß. Der Reichthum, die Tiefe, die Einfachheit und Klarheit ſeiner großartigen Compoſitionen geben ihm doch eine wahrhaft geſchichtliche Bedeutung, die nicht bloß für die Gegenwart gilt; man darf behaupten, daß er durch die unerſchöpfliche Quelle ſeiner Productionen in die Mitte der bedeutungsvollſten Künſtler der Vergangenheit, zugleich nach einer reichen Zukunft hinweiſend, getreten iſt, und unter den am meiſten Gefeierten ſeinen Platz behaupten wird. Daß ich dieſen Freund in meine Nähe bekommen und Zeuge ſeiner immer neuen Erzeugniſſe ſein würde, konnte ich damals nicht ahnen.

Es war faſt unvermeidlich, daß ich von dem friſchen Künſtlerleben in München hingeriſſen wurde. Die Stadt entſtand von neuem; aus allen Ländern Europa's ſtrömten die Reiſenden hinzu. Auch ich war aus der ruhigen Gewohnheit des Lebens herausgeriſſen; ausgezeichnete Künſtler waren mir aus frühern Zeiten her, wenn auch nicht perſönlich, bekannt, ſo Olivier und Schnorr. In der Werkſtatt des leider verſtorbenen Stiegelmeier ſahen wir in die Grube auf

den glücklich vollendeten Guß von Thorwaldſens Kaiſer Maximilian herab; wir beſuchten Schwanthalers Werkſtatt, Schnorr führte uns zu ſeinen Fresken im Schloſſe; wir trafen Ziebland, beſchäftigt mit ſeinem großartigen Bau; wir beſuchten täglich, freundlich von Olivier begleitet, abwechſelnd die Glyptothek und die Pinakothek; die Gebrüder Boiſſeré und ihre berühmte Sammlung, die leider durch Mißverſtändniſſe mancherlei Art für Berlin verloren ging, waren mir ſchon aus Heidelberg bekannt. Künſtler und ihre Werke, neue wie alte, umfingen mich mit einer ſolchen Gewalt, daß der ſchlummernde Sinn aufgeweckt und ich unter den veredelten Geſtalten der Kunſt heimiſch ward. Dazu trug die gemeinſchaftliche Begeiſterung der Künſtler bei.

Wenn ich nun aber das Künſtlerleben in München mit dem in Berlin vergleichen wollte, ſo darf ich nicht vergeſſen, daß ich hier lebe und wohne; ich darf nicht vergeſſen, was meine Freunde Rauch, Tieck, Henſel, in deſſen Haus und Familie ich meine ſchönſten und genußreichſten Stunden, von Muſik und Malerkunſt getragen, verbringe, was mir Begaß, Wach, wie die Bildhauer Wichmann, Drake und Kiß geworden ſind. Aber was von den Reiſenden heftig aufgeſucht wird,

was ſich dem Müßigen mit Gewalt aufdrängt, das ſieht der ruhig Wohnende allmälig entſtehen; Manches entgeht ſeiner Aufmerkſamkeit. Alles, als gehörte es zum täglichen Leben, macht einen geringern Eindruck, und wenn die Gewalt einer neuen Erſcheinung uns hinreißt, ſo tritt dieſe iſolirt hervor und wird nicht von einer reichen Umgebung unterſtützt und gehoben, wie da, wo uns Alles neu iſt.

Wir reiſten von München nach Landshut, trafen unterwegs einen Reiſewagen, und ich glaubte Schelling und ſeine Frau zu ſehen. Als wir nach der genannten Stadt kamen, lag das Fremdenbuch eröffnet vor uns, der zuletzt Eingeſchriebene war Schelling. Er hatte die Nacht hier zugebracht, wir waren an ihm vorbei gefahren.

Wir reiſten nun über Regensburg, beſuchten das noch unvollendete ſtolze Gebäude, welches aus der Geſtalt des athenienſiſchen Parthenons ſich in ein nordiſches Walhalla verwandelt hatte. Unſere Fahrt ging theilweiſe längſt der Donau über Paſſau und Linz durch Deutſchlands reizendſte Gegenden nach Wien.

Hier verweilten wir ein paar Wochen und brachten dieſe zu, als wären wir Wiener. Von Berlin aus

waren wir einigen angeſehenen Familien empfohlen. Bei der Frau v. Pereyra; in Baden bei der Witwe Ephraim. Herr v. Hammer und noch Einige, die ich zu treffen hoffte, waren abweſend; aber durch ein Verhältniß, welches mir angenehm war, wurde ich aufgefordert, dem Fürſten Metternich meine Aufwartung zu machen. Ich wurde eingeladen und lernte ſo einen der berühmteſten, ausgezeichnetſten wie mächtigſten Männer der gegenwärtigen Zeit kennen. Seine Art ſich darzuſtellen erinnerte mich an Hardenberg.

Durch die Frau v. Pereyra wurden wir mit einem Theil der höhern Geſellſchaft auf eine angenehme Weiſe bekannt. Bei der Frau von Ephraim, einer alten liebenswürdigen Frau, die mir als eine Schweſter von meiner Freundin, der Madame Levy, doppelt lieb war, ſo wie ihre geiſtreiche Tochter Henriette, traf ich zwei Schriftſtellerinnen, eine alte abgehende, die in einer langen Reihe von Jahren das Publikum auf eine angenehme Weiſe zu unterhalten gewußt hat: es war die Caroline Pichler geb. v. Greiner, und eine von dieſer ſehr verſchiedene, ganz der neueſten Zeit zugehörige, die Gräfin Hahn-Hahn, die ich ſpäter einigemal das Glück hatte, in meinem Hauſe in Berlin zu ſehen.

Ich ſah Wien zum erſten Male, und die Stadt machte durch die weitläufigen Vorſtädte, als wir durch das Glacis fahrend, uns dem Burgthore näherten, einen ſehr impoſanten Eindruck. Die gebietende und ſtolze Phyſiognomie der Stadt überraſchte mich; die Feſtung mit ihren engen Straßen bildet eine Kaiſer- und Adelsburg, die ſich von der bürgerlichen Stadt vornehm abſcheidet und wie von einem Mittelpunkte aus ſie unter Zucht hält und beherrſcht. Wie ganz anders erſcheint Berlin, wo alle Elemente bunter und gleichförmiger untereinander gemiſcht ſind. Dieſe Phyſiognomie von Wien ſteht in einem ſtarken Contraſte mit der dortigen gutmüthigen und unbefangenen Lebensweiſe der Einwohner. In Berlin verhält ſich Alles umgekehrt. Ich vergeſſe nie die militairiſche Strenge, den kalten Ernſt, der mir faſt drohend entgegentrat, als ich zum erſten Male in die offene, wie es ſchien argloſe Stadt hineintrat und ihre Straßen durchwanderte.

Ich traf in Wien nur wenige Naturforſcher; ſie waren, wie in München, faſt alle verreiſt; die meiſten nach Prag,, wo ſie für dieſes Jahr ihre Verſammlung hatten. Daß ich meinen alten Jugendfreund

Mohs, den berühmten Mineralogen nicht fand, bedauerte ich ſehr, er lebt nun nicht mehr. Bei Metternich lernte ich den ausgezeichneten Reiſenden Baron von Hügel kennen. Ein junger eleganter Gardeoffizier faßte den Entſchluß, den Orient zu bereiſen, bereitete ſich zu dieſer Reiſe durch ernſthafte Studien vor, drang durch den Pendſchab bis nach Kaſchemir, ſtellte wichtige Unterſuchungen an und brachte eine Sammlung von ethnographiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Schätzen von großem Werthe mit zurück. Dieſe überraſchte mich. Den Botaniker Endlicher, der mich nach meiner Zurückkunft ſo ſehr beſchäftigte, lernte ich leider nicht kennen. Die vortreffliche Mineralienſammlung beſuchte ich oft, faſt alle Tage die kaiſerliche Bildergallerie, ſo wie die Eſterhazyſche und Lichtenſteinſche: aber meinen täglichen Geſprächen fehlte der gewöhnliche Inhalt. Ich ſcheuete mich irgend ein lebendig geſchichtliches Thema zu berühren. Ich kannte die Schranken nicht, innerhalb welcher ich mich halten mußte. Wir gaben uns ganz der Natur und der Kunſt hin, ergötzten uns in der Mitte des Volkes und brachten faſt alle Abende im Theater zu. Es iſt eine ſchöne Sitte der erſten Wiener Familien, daß ſie

den Fremden ihre Logen anbieten, und dieſen ganz überlaſſen; ſo iſt man allein und ungenirt. Es war mir faſt als ſäße ich mit meiner Familie in dem Extrawagen auf der Landſtraße. Es that mir leid, Wien zu verlaſſen.

Die Reiſe hatte mich ungemein erfriſcht. Ich verlaſſe Berlin gern auf einige Zeit, und freue mich jederzeit, wenn ich wieder dahin zurückkehre. Es wird mir dann recht klar, was ich an dieſer Stadt habe und wie ich in ihr heimiſch geworden bin. Wenn ich über Manches klage, Manches tadle, ſo iſt es eben nur ſo, wie man ſich über dasjenige am unbefangenſten zu äußern pflegt, was man am liebſten hat. Iſt man doch immer am launenhafteſten, wenn man zu Hauſe iſt.

Im Jahre 1838 erſchien Graf v. Reventlov, der hieſige Däniſche Geſandte, um mir anzuzeigen, daß der Kronprinz von Dänemark durch Berlin reiſend, ſich hier einige Tage aufhalten würde, und mir ſagen ließe, daß er während ſeines Hierſeins meiner perſönlichen Aufwartung entgegenſähe. Wenige Tage ſpäter

erſchien der Geſandte wieder; er hatte ein zweites Schreiben von der Kronprinzeſſin erhalten. „Sie müſſen, ſagte er, bei dem Kronprinzen und ſeiner Gemahlin in hoher Gunſt ſtehen, Ihre Königliche Hoheit ſpricht die Erwartung aus, daß Sie während Ihres Hierſeins ſie und ihren hohen Gemahl mit den Merkwürdigkeiten, beſonders wiſſenſchaftlicher und wohlthätiger Inſtitute bekannt machen werden".

Von der Königlichen Familie war nur Prinz Carl in Berlin, der den Kronprinzen hier empfing. Ich überlegte nun mit dem Geſandten, wie die vier Tage, die die Königlichen Hoheiten hier zubrachten, benutzt werden könnten. Daß der Kronprinz ſich beſonders mit naturgeſchichtlichen Studien und unter dieſen vorzüglich mit Mineralogie beſchäftigt hatte, war mir wohl bekannt. In von Leonhards Taſchenbuch für Mineralogie ſteht ein Aufſatz von ihm, über zwei Beſuche des Veſuvs im Jahre 1820; den erſten in Begleitung von Humphry Davy und dem Ritter Monteſelli; den zweiten in der Nacht auf den 27. Mai deſſelben Jahres. Auch iſt er, wie bekannt, durch ſeine wiederholten Reiſen in Italien ein ausgezeichneter Kunſtkenner. Die Kronprinzeſſin

zeichnete ſich durch ihren wohlthätigen und religiöſen Sinn, ſo wie durch die Begründung und Theilnahme an den Kinderbewahr=Anſtalten und andern Inſtituten zur Bildung und Unterſtützung armer und kranker Frauen aus. Dadurch wurden nun die Anſtalten, die ich zu treffen hatte, beſtimmt.

Die Gnade, die mir durch den zukünftigen Herrſcher meines Vaterlandes zu Theil ward, verpflichtete mich zur genauen Erfüllung ſeiner Erwartung. Ich fand mich vor ſeiner Ankunft mit dem däniſchen Geſandten und dem Baron v. Lowenörn, ſo wie dem Obermundſchenk von Arnim, der den Auftrag hatte, ihn zu empfangen, im Hotel de Ruſſie ein; er ward von meinem alten Freunde v. Rumohr als ſeinem Kammerhern und von dem allgemein verehrten Etatsrath Adler begleitet.

Ich habe öfters Gelegenheit gehabt, die Aufmerkſamkeit zu bewundern, mit welcher die hohen Herren unſerer Zeit ganze Tage hindurch, ohne zu ermüden, die verſchiedenartigſten Gegenſtände betrachten, klar aufzufaſſen und zu behalten vermögen. Ich begleitete das hohe Paar allenthalben. Ich ſah niemals den Kronprinzen ermüden, und die kenntnißreiche

Aufmerkſamkeit, mit welcher er allenthalben die Gegenſtände betrachtete, erhöhte die Freude, mit welcher die Directoren die wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Schätze vorzeigten. Zu einem Mittagsmahle wurde eine bedeutende Anzahl hieſiger Gelehrten eingeladen, und die Unbefangenheit der Unterhaltung, ſo wie der lehrreiche Inhalt derſelben und die Freimüthigkeit der Aeußerungen, die nicht gehemmt, ſondern hervorgerufen ward, konnte den preußiſchen Gelehrten nicht auffallen, denn ſie war ganz ſo, wie ſie bei der Tafel unſeres Kronprinzen herrſchte. Die Tage, die ich mit dem beſtimmten zukünftigen Herrſcher meines Vaterlandes zubrachte, ſind mir unvergeßlich, und um ſo mehr, als ſie die Vorboten einer noch größeren und ſo unerwarteten wie überraſchenden Gnadenbezeigung waren, die mir ſpäter zu Theil ward.

Im Jahre 1840 traten Ereigniſſe ein, die tief in mein Leben eingriffen und meinem ganzen Schickſal eine andere Wendung gaben. Den 27. April des genannten Jahres erhielt ich ein Schreiben, welches mich in hohem Grade überraſchte. Das Jahr 1839

ſchloß für mich auf eine traurige Weiſe. Der König von Dänemark ſtarb am Schluſſe deſſelben. Eine däniſche Zeitung, die ich leſe, unterhält beſſer als eine unvollſtändige Correſpondenz meine Verbindung mit meinem Vaterlande; ſo erfuhr ich die bedenkliche Krankheit des Königs, und folgte mit ängſtlicher Theilnahme der immer ſteigenden Gefahr. Vor mir ſchwebte die ganze Zeit ſeiner ſchickſalsſchwangern Regierung: wie ſeine frühe Kindheit von einer unheilsvollen Kataſtrophe begrüßt war; wie er das Regiment im Namen eines unglücklichen Vaters unter zweifelhaften Verhältniſſen übernehmen mußte; wie das Glück ihm und ſeinem Lande während einer langen Reihe von Jahren täuſchend lächelte, um beide dem ſchwärzeſten Schickſale preiszugeben. Ich war zwar in dieſer traurigen Zeit äußerlich von meinem Vaterlande getrennt, innerlich nie. Die Sprache, ſchöne Erinnerungen meiner Kindheit, Verwandtſchaft und Freundſchaft, ſo wie die nie ſchwindende Anhänglichkeit an das Volk, in deſſen Mitte ich geboren war, verknüpften mich mit dem Norden. Die Treue, die mich an die Geſchichte meines Vaterlandes band, geſtaltete ſich als Treue gegen den Regenten, und ein unglückliches Mißver-

ſtändniß, welches mich tief ſchmerzte, bewies zugleich, wie ganz dieſe Treue zu meiner Natur gehörte, ja mir in der That ein inneres Lebensbedürfniß geworden war. Als ich nun erfuhr, daß der König, wie kaum zu bezweifeln war, dem Tode entgegenging, war es mir, als rührte ſich mein ganzes Daſein im Innerſten, als erhöben ſich alle Erinnerungen meiner Vergangenheit in ihrer dunkelſten Tiefe; und die Nachricht von ſeinem Tode traf mich in der Fremde wie das ganze Land mit einem vollen Schmerze vieler vergangener Jahre.

Sein Nachfolger und die Königin hatten mir noch vor kurzer Zeit eine Gunſt und Gnade bewieſen, die mich in der Erinnerung beglückt. Nun erhielt ich am 27. April durch die Geſandtſchaft ein Königliches Handſchreiben, durch welches ich im höchſten Grade überraſcht wurde. Ich hatte es für meine Pflicht gehalten, Seiner Majeſtät einen Glückwunſch zuzuſtellen, und es gewagt, einige Anſichten über die gegenwärtige Lage und Stimmung des Landes zu äußern. Durch das Königliche Handſchreiben erhielt ich nun zugleich mit meiner Familie eine huldreichſte Einladung vom Könige und der Königin nach Kopenhagen, um

als Gaſt der Majeſtäten, der Krönung, die als religiöſe Weihe nach der Däniſchen Landesſitte ſtattfindet, beizuwohnen. Eine ſo ungewöhnliche Auszeichnung, einem Gelehrten vergönnt, erregte, als ſie bekannt ward, ein allgemeines Aufſehen. Sie ward in den Zeitungen beſprochen, und ich geſtehe, daß ich mein ganzes bürgerliches Daſein durch eine ſolche Huld gehoben ſah. Iſt es doch, als würde der Greis von friſchem Lebensmuthe durchſtrömt, wenn er von den fortrauſchenden Wellen der Geſchichte emporgehalten und fortgetragen wird.

Während ich in der Erwartung lebte, ein geſchichtliches Ereigniß in der Nähe zu betrachten, welches, wie ich vorausſetzte, ſowohl durch Glanz, wie durch Eigenthümlichkeit ſich auszeichnen würde, und geeignet war, mein höheres Alter zu erfriſchen, näherte ſich ein anderes wahrhaft erſchütterndes Ereigniß; es ſetzte die ganze Stadt in unruhige, immer ſteigende, ſchmerzhafte Bewegung. Der ſiebzigjährige König, hieß es erſt im Stillen, dann immer lauter, wäre gefährlich krank; die Beſorgniß ſtieg, und man ſah, wie ſie immer mehr und mehr alle Einwohner der Stadt durchdrang. Bald war es, als verſchlinge dieſe Sorge eine jede

andere, von einem Augenblicke zum andern erkundigte man ſich nach dem Befinden des Königs. Von dem frühen Morgen an bis zum ſpäten Abend umgaben die trauernden Einwohner den königlichen Palaſt; aber wo man ſich auch aufhielt, in der tiefſten Einſamkeit, in ſtillen menſchenleeren Gegenden, war es, als ruhe eine tiefe Schwüle über der ganzen Stadt, als laſte der Schmerz Aller zentnerſchwer auf einem Jeden. Die Gefahr ſtieg täglich, man erwartete den plötzlich entſcheidenden Augenblick.

Der Kaiſer von Rußland war angekommen, die verſchiedenen entfernten Glieder der Königlichen Familie waren da. Still bewegten ſie ſich in den Räumen, welche das Kabinet des ſterbenden Königs umgaben. Von ſeinem Sterbelager aus gelangten von Minute zu Minute Nachrichten zu dem unten traurig verſammelten Volke, ein Jeder ſah ſich an das Sterbelager verſetzt, und man hörte kaum andere Töne, als diejenigen, die ausgepreßt wurden von der Liebe zu einer Familie, deren Glieder als Muſter häuslicher Tugenden dem ganzen Lande vorleuchten. Alle häusliche Ordnung ſchien aufgehoben; der geringſte Mann hatte das Recht erhalten, den Höchſtgeſtellten

unbefangen anzureden, denn derſelbe Schmerz ſtellte Alle gleich.

Es war das dritte Mal, daß ich mich mit mächtiger Wirklichkeit von dem ſtarken Geiſte der erwachenden Nationalität ergriffen fühlte. Zum erſten Male, da ich noch kaum heimiſch geworden im Lande, und dieſes, wie es ſchien, rettungslos dem verhaßten Sieger preisgegeben ſah; als die Feinde fechtend in die Stadt eindrangen, die ich bewohnte. Zum zweiten Mal, als in Breslau die Jugend des Landes ſich zuſammendrängte und der niedergedrückte Geiſt des Volkes erwachte. Jetzt zum dritten Male, als daſſelbe tiefe Gefühl, welches Alle in Bewegung ſetzte, mich mit einem jeden verſchmolz. In Halle durch eine Erbitterung, die in hohem Zorn ſich in ſich zuſammenfaßte; in Breslau durch eine Kraft, die ſchon die Zuverſicht des Sieges enthielt; und jetzt durch eine Trauer, die eine große unterliegende, aber auch triumphirende Vergangenheit, wie alles irdiſch Große und Bedeutungsvolle, mit tiefer Wehmuth begrub.

Der König ſtarb. Ich hatte den letzten Tag im Stillen zugebracht. Es war nicht bloß ein äußeres ſondern auch ein inneres Ereigniß. Es war der erſte

Pfingſttag; am Nachmittage mußte ich das Haus verlaſſen; mir kamen die Straßen wie verändert vor; ein Jeder ging ſtill, ſtumm, wie in ſich verſunken; die Glocken läuteten. Auf dem großen Platze, den ich quer durchſchritt, erblickte ich einzelne Truppenabtheilungen, die waffenlos, langſam, ſtill und feierlich ſich fortbewegten. Der Platz war faſt leer, und Einzelne, die ſich blicken ließen, ſchlichen ſachte fort. Es war, als hätte der Tod, der den König abrief, Alle getroffen.

Wem ſo die Bedeutung eines geliebten Königlichen Daſeins entgegentrat, der darf ſagen, er habe den Moment erlebt, wo es ſich am tiefſten aufſchließt. Wer hat nicht die verſchiedenſten Urtheile über unſern verſtorbenen König gefällt? Es war ja die Zeit, als es für tüchtig und muthvoll galt, ſich leicht hin über die Königliche Perſon zu äußern. Aber durch den Unmuth, der ſich in den unglücklichen Momenten Luft machte, ward ſelbſt unwillig ein tieferes Gefühl der Zuneigung wach, und wie die große geſchichtliche That reif ward, als das Volk in der Perſönlichkeit des Königs ſeinen belebenden Mittelpunkt erkannte, ſo trat er jetzt als das Lebensprincip des Volkes hervor, da ein Jeder ſich von ſeinem Tode getroffen fühlte.

Die geſchichtliche Bedeutung unſeres verſtorbenen Königs wird nie richtig begriffen, wenn man nicht das Familienleben deſſelben zum Staatsleben erweitert; letzteres aber zum Familienleben zuſammengedrängt zu faſſen vermag. Es iſt bekannt, welche nicht bloß königliche, ſondern ächt hausväterliche Gewalt er über ſeine Umgebung ausübte; wie ſein ſtilles, wohl auch verſchloſſenes Weſen ernſthaft religiös und von tiefer Milde durchdrungen war. Ich blieb ihm leider fern; nur ein kurzer, freilich bedeutungsvoller und wichtiger Augenblick verſetzte mich in ſeine unmittelbare Nähe. Wer aber das Glück hatte von ihm angezogen zu werden, ſein Vertrauen zu beſitzen, der ward von ihm nicht bloß äußerlich beherrſcht, eine ſtille Gewalt zog ihn auch innerlich an, und wenige Könige wurden von ihrer Umgebung ſo tief geliebt. Er war geboren, eine unruhig bewegte, leidenſchaftliche Zeit zu beruhigen, und nie hat der Hausfriede, hervorgerufen durch einen ſtillen, ernſten, ſtumm gebietenden Hausvater, eine ſo große europäiſche Bedeutung erhalten, wie durch ihn. Alle fremde Völker ehrten ſeine reine Geſinnung, ſeine ſtrenge, parteiloſe Gerechtigkeit. Und die Stellung, die Preußen unter den Staaten Europa's einnahm,

ward, wenn gleich nie auf eine auffallende Weiſe, durch ſeine Perſönlichkeit beſtimmt. Wieviel dieſes ruhige Königliche Daſein dazu beitrug, heftige nationale Gegenſätze, wenn ſie ſich gegen einander erhoben, zu ebnen, die Bewegungen, die mit der Juli-Revolution ſelbſt in Deutſchland hier und da hervortraten, zu beruhigen, wird der unbefangene Geſchichtsforſcher einer ſpäteren Zeit anzuerkennen wiſſen.

Der König ſtarb den 7. Juni, und wenige Tage ſpäter mußte ich mit meiner Familie Berlin verlaſſen, um in meinem Vaterlande der Krönung eines Herrſchers beizuwohnen, der mich durch ſeine Gunſt auszeichnete.

Aber auch in Preußen ſtand mir eine Zukunft bevor, die mir als ein heiterer Schluß eines mannigfach durchkämpften Lebens erſchien. Nicht bloß äußerlich war mir der König, den das Land jetzt erhalten hatte, nahe getreten; ſein Daſein ſchien mir eine neue Stufe innerer Entwickelung hervorzurufen.

Mein ganzes Leben wird den genetiſchen Charakter nie verlieren. Ich bin nicht geboren, das Räthſel

des Daſeins als ein Fertiges zuſammenzufaſſen, und wäre der Tod nicht eine neue Entwickelungsſtufe, ſo ſtürbe kein Menſch unfertiger als ich. So hatte von der Zeit an, als ich meinem Königlichen Gönner nahe trat, eine neue Zukunft ſich für mich eröffnet; ich ſuchte ſie zu faſſen, während Andere, was ihnen ſo geboten ward, als Gegegenwart feſtzuhalten und zu genießen ſtrebten.

Reiſe nach Dänemark und Norwegen.

Wir reiſten nun über Stettin mit einem Dampfſchiffe nach Kopenhagen, und trafen auf dieſem den Rittmeiſter von Blücher, der, von dem Könige von Dänemark an den Hof in Berlin geſchickt, mir zugleich das Ritterkreuz des Danebrog-Ordens überbracht hatte.

Das Dampfſchiff (Dronning-Maria) war ſo ſchlecht, daß es gegen einen zwar raſchen, aber keineswegs bedeutenden Wind nichts ausrichten konnte. Es blieb drei Tage unter Stubbenkammer liegen, und hätte

der Wind nicht nachgelaſſen, ſo wären wir vielleicht alle erſt nach der Krönung nach Kopenhagen gekommen. Deſto überraſchender war der letzte Theil der Fahrt. Der Wind, der uns früher entgegen war, hatte ſich geändert; des Morgens bei Sonnenaufgange reiſten wir, von dieſem unterſtützt, weiter, das Wetter war heiter, und wir hatten eine Fahrt, die für mich höchſt intereſſant war. Sieben und dreißig Jahre waren verſchwunden, ſeit ich einen Sommer mit der Unterſuchung der Kreideformation, welche die ſchwediſchen, däniſchen und deutſchen Küſten der Oſtſee uns bieten, zugebracht hatte. Zwar hatte dieſe Unterſuchung bei der großen Umänderung, welche die Geologie in der langen Reihe von Jahren erlitten, faſt allen Werth verloren. Aber mir ſchwebte doch die Geſtaltung der Gebirgsmaſſen, unter welchen ich mich damals herumtrieb, lebhaft vor, und jetzt flogen dieſe Maſſen mit zauberhafter Schnelle bei mir vorüber. Noch hatten wir Stubbenkammer vor uns, als wir Arkona entdeckten; eine halbe Stunde war kaum verfloſſen, als wir auch die däniſchen Kreidefelſen auf der Inſel Mön ſahen und uns dieſen immer mehr und mehr näherten. Dieſer Felſen, das Gegen=

ſtück von dem auf Rügen, war kaum aus dem Hori=zonte verſchwunden, als wir Stevensklint erblickten und nun auch hier vorbeifuhren. Kurz nach Mittag ſahen wir die Thürme der däniſchen Reſidenz über dem Waſſer ſchweben. Die Werke, die von dieſer Seite Kopenhagen beſchützen, gewähren einen impoſan=ten Anblick. Im hellen Sonnenſchein, auf mäßig be=wegten Wellen, ſchnitt das Schiff ruhig zwiſchen einer großen Menge Segler von allen Größen hindurch und die Reſidenz, die hinter den Marine=Feſtungswerken immer deutlicher hervortauchte, ſtellte ſich ſtill, ruhig und majeſtätiſch dar. Mir war dieſe kurze zauberhaft ſchnelle Fahrt wie ein Traum, der in die Mitte der Wirklichkeit hineintrat und eine lange Reihe von ver=hängnißvollen Jahren wunderbar abſchloß, ſo wie die königliche Einladung auf eine ſchöne Weiſe mein höheres Alter an die Kindheit anſchloß, während in dem Lande, dem ich mein Leben und Streben gewid=met hatte, mir eine heitere Zukunft entgegenlächelte.

Indem wir uns der Stadt näherten, fielen in der Ferne einige Kanonenſchüſſe und meine Stimmung war ſo feierlich, daß ich den Gedanken nicht unter=drücken konnte, in einem bedeutenden Momente die

Stadt meiner Jugend zu betreten. Mein ganzes ver≈gangenes Leben ſtellte ſich mir wie ein heiterer Traum vor die Seele, und es gab Augenblicke, wo ich glaubte, ein nahe bevorſtehendes Sterben ſchmerzenlos und an≈genehm als ein Aufwachen aus dieſem ſeltſamen Traume erwarten zu können.

Das Eintreten in die Hauptſtadt, wenn man das Schiff verläßt, iſt nicht angenehm. Auf der Zollbude fällt dann eine Maſſe von Matroſen über den Reiſen≈den her. Die Viſitationen mit allen ihren Quälereien ſtehen einem bevor; in der fremden Umgebung weiß man ſich nicht zu orientiren, und der Gegenſatz dieſer quälenden Stellung gegen die feierliche und großartige Empfindung, die mich durchdrang, war freilich im höchſten Grade drückend. Aber dieſer Moment dauerte nicht lange. Herr von Blücher brachte es dahin, daß unſere Sachen nicht viſitirt wurden; wir ſetzten uns in einen Wagen, und befanden uns ſchnell in einem anſehnlichen Hotel, in welchem uns als Gäſte des Königs eine ſchöne Wohnung angewieſen ward.

Noch an demſelben Tage ward mir eine Audienz bei dem Könige zu Theil, und der Augenblick, der auf eine ſolche Weiſe ein langes Daſein verklärte und hob,

wird mir unvergeßlich bleiben. Auch die Königin empfing mich mit gnädigem Wohlwollen, und jetzt fing eine Zeit an, ſo reich an wechſelnden Ereigniſſen, die ſich drängten und durchkreuzten, daß es mir faſt unmöglich iſt, den reichen Wechſel feſtzuhalten. Der Biſchof Mynſter, mein alter Freund, war der Erſte, den ich begrüßte. Dann meinen lieben Vetter Etatsrath Bang, der jetzt wieder, wie bei meinem früheren Beſuche in Kopenhagen, Rector der Univerſität war.

Wenn die ungewöhnliche Aufregung einer ganzen Stadt, das Leben am Hofe, durch die Gunſt des Königlichen Paares verherrlicht, der tägliche Wechſel feſtlicher Mahlzeiten, welche die Gebrüder Oerſted, Mynſter, Bang, durch ihre Stellung zu geben aufgefordert wurden, uns durch die vielen Beziehungen meines Lebens, die ſie berührten, wichtig wurden und bedeutungsvoller als gewöhnliche große Geſellſchaften, ſo erſchienen uns doch in der Mitte einer ſolchen bewegten Umgebung die engeren Familienkreiſe bei Mynſter und Bang wie bei Oehlenſchläger höchſt anmuthig, und es war mir als hätten dadurch meine Frau und Tochter eine Heimat in Dänemark gefunden.

Verwandte und Freunde umgaben mich. Ich

tauchte unter in eine Menge alter mannigfaltiger Erinnerungen, von welchen eine jede in ruhiger Ordnung folgend, mich tief ergriffen und innerlich beſchäftigt haben würde. Alle flogen nun in ſchneller Eile vorüber, eine durch die andere verdrängt. Dazwiſchen leuchteten zwei Abende, die uns in der Geſellſchaft des hohen Königl. Paares zuzubringen vergönnt waren.

Auf eine höchſt merkwürdige, mit meinem früheren Leben in einem wunderbaren Zuſammenhange ſtehende Weiſe, traten Perſönlichkeiten hervor, die, meine Stellung dem Hofe gegenüber, mit den alten freundſchaftlichen in Verbindung brachten. Rumohr erſchien hier wie in Preußen, von beiden Königen ſeiner künſtleriſchen Bildung wegen geehrt. Graf Baudiſſin aus Dresden erſchien am Hofe, nach langer Abweſenheit aus dem Vaterlande; Siveking, als Abgeſandter der Stadt Hamburg. Vor Allen aber nenne ich den Geheimen Cabinetsrath Adler, der das volle Vertrauen ſeines Königs beſaß, der mit ſeiner Familie uns auf ſeinem ſchönen Landſitze mit einer Güte und Freundlichkeit aufnahm, die uns unvergeßlich bleiben, und ausgezeichnet heitere Momente unſeres an Glück

und Freude ſo überreichen Aufenthaltes dort bil-
deten.

In Dänemark hat ſich der alte Akt der religiöſen Einweihung des Königs und der Königin noch unverändert erhalten. Das Land war in unruhiger Bewegung, ungeduldige Parteien hatten auf den Moment des Abſterbens des alten Königs gewartet, um ſich zu erheben, und traten ſchon ſeit längerer Zeit roh, ungeſtüm und mit wenig politiſchem Geſchicke hervor. Das Königliche Paar, berufen, den Gang ruhiger, beſonnener geſchichtlicher Entwickelung, der krampfhaften Bewegung gegenüber, zu erhalten, erkannte die Schwierigkeit der Stellung. Wohlmeinender, redlicher geſinnt, die verworrenen Verhältniſſe beſonnener überſchauend, von der Lage derſelben genauer unterrichtet, war im ganzen Lande keiner, als der König. Leider wurde dieſes nicht allgemein, wie es ſollte, anerkannt, doch ſchien, wenigſtens in der Umgebung, in welcher ich lebte, der feierliche Akt, der immer näher trat, die ganze Gewalt wahrhaft geſchichtlicher Erinnerung, der unruhigen, unreifpolitiſch revolutionären Geſinnung gegenüber, hervorzurufen.

Ich muß, bevor ich die Feierlichkeit der Krönung ausführlicher berühre, von einer früheren reden, die eben in dieſen Tagen in Kopenhagen ſtattfand. Das Jubeljahr der Buchdruckerkunſt, wie an vielen Orten in Deutſchland früher und ſpäter, wurde eben in dem noch neuen Univerſitätsſaale gefeiert. Als ich unter meine Kopenhagner Collegen trat, entdeckte ich einen Mann, der ſich durch ſeine imponirende Geſtalt unter Allen auszeichnete; ſein plaſtiſcher Kopf, die grauen Locken, die in reicher Fülle herunterfielen, eine ruhige Größe, die ihn hervorhob, feſſelten meine Aufmerkſamkeit, und ich hatte ihn ſchon eine zeitlang angeſtaunt, als ich meinen alten Freund Thorwaldſen erkannte, den ich ſeit ſiebzehn Jahren, als er mich in Breslau beſuchte, nicht geſehen hatte. Er war ſchon ein paar Jahre in Kopenhagen geweſen, wo er mit einer nationalen Begeiſterung empfangen wurde, die nie auf ähnliche Weiſe ſtatt fand. Kein König kann mit größerem Enthuſiasmus empfangen werden. Bei ſeiner Ankunft war die Flotte, die Bürgerſchaft in Bewegung, das ganze aufgeregte Volk begleitete ihn; er ward begrüßt, als wäre er ein Mann aus einem höheren Geſchlechte, und noch immer, wo er erſchien,

äußerte ſich die entſchiedene nationale Verehrung. Ich geſtehe es, mir ward mein mütterliches Land durch die ausdauernde Begeiſterung einer ſo edlen Art noch theurer. Von jetzt an brachte ich alle Tage mit ihm zu.

Vier Meilen von Kopenhagen iſt eine Gegend, die zu den fruchtbarſten und heiterſten der ganzen wahrhaft idylliſchen Inſel gehört. Seeland bildet in ganz Europa die höchſte Blüte der Buchenvegetation.

Waldungen ſo großartig und gewaltig wie hier ſah ich nie. Ein kleines, ſehr heiteres und freundliches Städtchen von fruchtbaren Aeckern umſchloſſen, iſt von einer herrlichen Waldung umgeben. Dicht neben dem Städtchen, in der Mitte eines kleinen Sees liegt eins der merkwürdigſten alten Schlöſſer des nördlichen Europas. Es ward von Chriſtian dem Vierten in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts erbaut, und iſt ein ſchönes Denkmal, welches dieſer König hinterließ, der während einer vierzigjährigen Regierung eine wahrhaft großartige Perſönlichkeit entwickelte. Obgleich die Zeit ſeiner Herrſchaft die ungünſtigſte war, denn ein

übermüthiger Adel konnte ſeine freie Thätigkeit auf jede Weiſe nach innen hemmen, ſo wie die damaligen politiſchen Verhältniſſe der Staaten unter einander ein falſches Licht auf ſeine Thätigkeit nach außen warfen. Es war ihm ungünſtig, daß Guſtav der Dritte neben ihm glänzte, der ihn in Schatten ſtellte. Guſtav, der mit ihm in beſtändiger Feindſchaft lebte, ſchätzte ihn hoch. „Unter allen Fürſten in Europa, ſagte er, lebte ich mit keinem lieber in achtungsvoller Freundſchaft, wenn er nicht leider mein Nachbar wäre." Er hat Kopenhagen mit einigen merkwürdigen Gebäuden geziert. Ein kleines befeſtigtes Schloß innerhalb der Wälle der Stadt trägt das Gepräge der freien Ritterlichkeit der Zeit; es giebt vielleicht kein treueres Bild bürgerlich-ſtädtiſcher Gewerblichkeit des ſechszehnten Jahrhunderts, als die von ihm gebaute Börſe; aber vor Allem wandte er ſeinen ganzen Eifer auf den Bau des Schloſſes Friedrichsborg. Er rief aus der Fremde die geſchickteſten Baumeiſter herbei; der in allen Richtungen ſehr thätige König brachte jahrelang jede Erholungsſtunde mit dieſem Baue zu, und wenn ich die drei, dem Geiſte nach verwandten Gebäude, die mir von meiner Kindheit an ſo genau bekannt ſind, mit

einander vergleiche, ſo kann ich nicht daran zweifeln, daß ſein künſtleriſches Genie ſich in dem Friedrichs=burger abprägt, daß er auf die Geſtaltung des Schloſſes einen poſitiven nicht bloß leitenden Einfluß ausgeübt hat.

Man erlaube mir eine Anekdote aus dem Leben dieſes Königs zu erzählen, wie ſie mir in der Erin=nerung aus meiner Jugend vorſchwebt. Ich bedaure in dieſem Augenblick nicht Mallings Schrift: „Große und gute Handlungen der Dänen, Norweger u. ſ. w.“, der däniſchen Jugend ſo wohl bekannt, bei der Hand zu haben; ich würde ſonſt die genaueren Ver=hältniſſe und die Namen der in der Geſchichte ſpielen=den Perſonen angeben können. Merkwürdig iſt immer dieſe Anekdote ſchon deswegen, weil ſie den wenigen Salomoniſchen Urtheilsſprüchen, die als gnomiſche Maſſen in weit auseinander liegenden Jahrhunderten glänzen, ähnlich ſieht und durchaus geſchichtlich con=ſtatirt iſt.

Ein ſehr verdienter Mann ſtirbt, und hinterläßt eine Witwe mit mehreren Kindern und einem unbe=deutenden Vermögen. Kurz nach dem Tode erſcheint ein angeſehener Mann, der mit dem Verſtorbenen in

einem vertrauten Verhältniſſe gelebt hat. Er producirt eine Schuldverſchreibung auf eine ſo große Summe, daß die Tilgung der Schuld die Witwe und ihre Familie in Armuth geſtürzt haben würde. Die Frau, welche die Lage ihres Mannes genau zu kennen glaubte, erſchrickt, ſie kann einige Zweifel nicht unterdrücken. Der Mann hatte ſeine Angelegenheiten in der größten Ordnung hinterlaſſen, und dennoch gelingt es ihr nicht, nach der ſorgfältigſten Unterſuchung irgend eine Notiz, die auf ſolche Schuld deutete, zu entdecken. Die Sache wird ihr immer zweifelhafter, und Freunde rathen, ſie gerichtlich zu machen. Sie erregt großes Aufſehen und allgemeine Theilnahme. Sie geht durch alle Inſtanzen, aber alle müſſen ſich zum Vortheile des Gläubigers ausſprechen. Die Unterſchrift des Verſtorbenen, durch ſeine vielen und wichtigen Geſchäfte den Behörden ſo bekannt, iſt unläugbar; Alles in der größten Ordnung. Die letzte Inſtanz hat die mühſamſte, ſorgfältigſte Unterſuchung abgeſchloſſen. Das Urtheil droht die unglückliche Witwe des verdienten Mannes in bittere Nahrungsſorgen zu ſtürzen. Mit einer Verzweiflung, die den Richtern zur Ehre gereicht, wenden ſich dieſe,

bevor ſie das Urtheil publiciren, an den König, ob dieſer vielleicht ſcharfſinniger wäre, irgend eine Unrichtikeit zu entdecken. Das Vertrauen zu ſeinem durchdringenden Scharfſinne, herrſchte faſt abergläubiſch im ganzen Lande. Die Sache wird ihm vorgelegt, die Richter entfernen ſich. Die Nacht bricht an, der König will ſchlafen, aber er kann nicht; unruhig erwägt er immer von neuem die räthſelhafte Sache. Das Unglück der Witwe eines Mannes, den er hochgeſchätzt, ja geliebt hatte, ſetzte ihn in heftige Bewegung; plötzlich ſpringt er auf, läßt Licht bringen, die Schuldverſchreibung liegt vor ihm, er betrachtet ſie mit der größten Aufmerkſamkeit von allen Seiten, hält ſie gegen das Licht, klingelt heftig und ſchreitet ſchnell durch den Saal. „Ruft mir, ſagte er, die Richter.“ Sie werden aus den Betten herbeigeholt und erſcheinen in der höchſten Spannung vor dem Könige. „Die Witwe iſt gerettet“, ruft er, heiter und glücklich. „Seht hier, dieſes Waſſerzeichen; die Papiermühle iſt jünger als das Datum der Schuldverſchreibung!“

Es iſt nicht allein die rein menſchliche Theilnahme, die uns, wenn wir dieſe Anekdote hören, hinreißt,

nicht allein der Scharfſinn, der dem Könige auf die Spur half, es iſt der von den inneren Verhältniſſen ſeines Landes ſo wohl unterrichtete König ſelbſt, der unſere Bewunderung erregt. Noch war ich von der Geſchichte meines Vaterlandes nur fragmentariſch unterrichtet, als mir dieſes Ereigniß bekannt ward, aber zum erſten Male ward es mir klar, was ein König ſei, oder ſein konnte, ſein ſollte. Sein Leben, ſeine Sorge, ſeine Herrlichkeit ſchwebten mir vor, wie in einem zuſammengedrängten Bilde, und ich begriff, was es bedeute, ſich einem ſolchen Herrn unbedingt hinzugeben, für ihn zu leben und zu ſterben.

Chriſtian der Vierte ward der Held meiner Jugend. Sein häusliches Leben — er hatte ſchöne perſönliche Eigenſchaften und Fehler mit Heinrich dem Vierten gemein — ſeine Heldenthaten, ſeine Regierung, mancherlei kleine Züge, die ihn verherrlichen, beſchäftigten mich fortdauernd, und es machte mich in der That unglücklich, als ich erfuhr, wie unvortheilhaft der von mir ſo bewunderte und in ſeinem Lande ſo verehrte König in der allgemeinen europäiſchen Geſchichte in einer nur zu furchtbaren Zeit erſchien.

Indem ich durch die unerwartete Gnade des Königs

meines Vaterlandes berufen ward, Zeuge ſeiner Krönung zu ſein, und am frühen Morgen in das große, ſtolze, zwar hier und da verfallene, aber dennoch, verglichen mit andern Schlöſſern von ähnlichem Alter, im Ganzen wohlerhaltene Schloß eintrat, wie es jetzt, von dem frohen Menſchengewühle umgeben, unter dem klaren Himmel und in der heitern Natur, durch eine prachtvolle majeſtätiſche Feſtlichkeit gehoben, vor mir lag, war es mir, als würde ich, jugendlich friſch, von dem tüchtigen, mächtig geſchichtlichen Geiſte früherer Jahre umſchwebt und getragen. Und in der That, die Feier des Tages trug das Gepräge der alten herrlichen Zeit, als die Unterthanen ihren König, die Diener ihren Herrn, die Schüler ihren Lehrer noch verehrten, ihm vertrauten, und ſich dadurch glücklich fühlten. Wie Wenige bedenken, von welcher Naturnothwendigkeit einer ſchweren drückenden Vergangenheit, die nicht abgeworfen werden darf, im ſteten Kampfe mit einer ungeduldigen muthwilligen Gegenwart, alle Herrſcher unſerer Tage umſponnen ſind. Mir ſchwebte die verhängnißvolle Zeit, die Fürſten und Völker in einem unvermeidlichen Kampf verflochten hatte, drohend vor der Seele. Inmitten der Pracht

und Herrlichkeit, der heitern Luſt und der fröhlichſten Umgebung hörte ich die lauten Töne eines unglücklichen, ſchreienden Mißverſtändniſſes, welches vergebens nach Verſtändniß rief und es nicht zu finden vermochte. Doch ich will verſuchen, die Schatten zu verdrängen, ich will mir bei der kurzen Darſtellung des äußeren Glanzpunktes, in welchen ich mich damals verſetzt fand, alle die dunkeln Ahnungen, die mir zuflüſterten, zurückdrängen und mich dem heitern Momente unbefangen hingeben.

Die ganze kleine Stadt war mit den zur Krönung Eingeladenen angefüllt, und eine fröhliche Menge ſolcher, die, ohne eingeladen zu ſein, Zeugen der großen Feierlichkeit ſein wollten, lagerten in großen und kleinen Gruppen getheilt, theils unter leicht aufgeſchlagenen Zelten, theils bei dem ſchönen Wetter unter freiem Himmel; Wagen und Pferde in großer Menge waren hier und da zerſtreut. Als wir am Eingange der Stadt unſere Einladungskarte vorgezeigt hatten, wurden wir durch das dichte Gewimmel des Städtchens nach dem entgegengeſetzten Ende zu dem Beſitzer einer Waſſermühle geleitet. Die Frau dieſes Mannes war eine Deutſche, eine Bekannte meines Freundes, des

Hofpredigers Strauß, und wir wurden auf eine höchſt freundliche und uns unvergeßliche Weiſe empfangen.

Am Morgen früh drängte ich mich bei dem ſchönſten Wetter mit der fröhlichen Menge durch die ſtolzen imponirenden Eingänge nach dem innerſten Schloßhofe und links in die wahrhaft prächtige Schloßkirche hinein. Sie glänzte nach alter Sitte durch Vergoldung und war zwar mit Verzierungen überladen, gewährte aber einen durchaus heitern und vornehmen Anblick.

Alle Höfe des großen Schloſſes waren mit Menſchen angefüllt; in der kleinen Kirche konnten aber nur diejenigen zugelaſſen werden, die eingeladen waren, und die Kirche war zwar angefüllt, doch ſo, daß kein Gedränge entſtand. Meine Familie fand einen Platz in einer Loge; ich in einer freien, nach dem Hauptgange offenen Halle unter den Stände-Deputirten, die damals in Roeskilde verſammelt waren. Die treu durchgeführte alte Pracht verſetzte einen Jeden ganz in eine alte Zeit der Treue und Hingebung, nichts erinnerte an die neue. Der Zug eröffnete ſich. Man fordere nicht eine genaue Darſtellung der Ceremonien. Selbſt wenn ich alle That-

ſachen vor mir liegen hätte, würde ich mich kaum fähig fühlen, eine ſolche wieder zu geben, wohl aber den allgemeinen Eindruck.

Mir gegenüber ſah ich die Reihe der Ritter der beiden höchſten Orden in ihrem alten ſpaniſchen Koſtüm mit den großen goldenen Ketten; unter dieſen wenigſtens einige Bekannte. Auf der Seite, wo ich mich befand, ſtanden die prachtvoll gekleideten Damen, ſo daß wir uns mit den nächſten unterhalten konnten. Drei Biſchöfe im prächtigen Ornate fungirten am Altare. Mynſter, ſo ausgezeichnet durch ſeine einfache und klare Beredtſamkeit, hob den bedeutenden Moment durch eine treffliche Rede. Der König erſchien und ward feierlich geſalbt; das alte Chriſam aus geheimnißvoller Zuſammenſetzung ward zur heiligen Weihe angewandt; in der Mitte ſtand der alte Biſchof von Seeland, der Erſte des Landes, mein vertrauter Freund von den Knabenjahren an; rechts und links Caliſſen, der Generalſuperintendent von Schleswig, und Ollegaard, Biſchof von Viborg, beide meine Jugendfreunde. So durch eine königliche Einladung in die Mitte einer ſolchen Pracht verſetzt, durch Knaben- und Jugend-

Erinnerungen an eine glückliche, verſchwundene Zeit geknüpft, glaubte ich mich von einem wunderlichen Traume umfangen, als ich, den mir ſo wohlwollend geneigten König, geſchmückt mit der königlichen Tracht früherer Jahrhunderte, kniend, und meinen älteſten Jugendfreund in einen ehrwürdigen hohen Geiſtlichen verwandelt ſah. Als der König geſalbt war, ertönte die ernſte Muſik, der Herrſcher ſetzte ſich ſelbſt die Krone wieder auf, ergriff mit der einen Hand den Reichsapfel, mit der andern das Scepter und ſchritt langſam und würdig durch den Hauptgang der Kirche nach dem entgegengeſetzten Ende derſelben, wo der Thron errichtet war. Durch die lange Schleppe des königlichen Mantels war er von den Begleitern getrennt. Die hohen Ritter des Elephanten- und Danebrog-Ordens in ihrer prächtigen ſpaniſchen Tracht, mit den ſchweren goldnen Ketten, ſtellten ſich, ſo wie ſie ankamen, zuerſt, dann mehrere hohe Beamte, der Halle gegenüber, in welcher ich mich befand, in einer Reihe auf; unter dieſen erſchien ein Held, welcher ganz der alten Zeit des herrſchenden Koſtüms angehörte und mich in längſt entſchwundene Epochen machtiger Thaten verſetzte.

Es war eine groſse, ernſte, imponirende Geſtalt, der Prinz Ludwig von Heſſen-Philippsthal, welcher als der kühne Vertheidiger von Gaëta von einer Bombe verwundet genöthigt ward, die Feſtung zu übergeben.

Die Feierlichkeit dauerte mehrere Stunden; ich, der ich in meinem Alter das Stehen nie lange aus-halten kann, und in der That im Begriff war hin-zuſinken, als es mir noch gelang, mich im Hinter-grunde, und von der Menge verborgen, einige Minu-ten auszuruhen, ſah mit Erſtaunen den einſt in ganz Europa bewunderten Helden, dem das Bein über dem Knie abgenommen war, ſtolz und aufrecht die lange Zeit hindurch ſeinen Stand behaupten. Zwar hörte ich ſpäter, daſs dieſe Anſtrengung ihm durch den Druck des künſtlichen Beines gefährliche Zufälle zugezogen, obgleich es ſehr geſchickt verfertigt war, und er ſich in einer ſo würdigen Haltung zu behaupten wuſste, daſs man ſeine ehrenvolle Verſtümmelung, und eben ſo die Spuren einer ſchmerzhaften Anſtrengung gar nicht wahrnehmen konnte. Dann ſtand nicht weit von mir entfernt in dem feſtlichen Ornate, in der Reihe der Erſten des Reichs — Thorwaldſen, der ſich immer unter Allen auszeichnete — und in ſeiner Nähe der

herrliche Oerſted, die Stütze ſeines Vaterlandes in einer bedenklichen Zeit, der durch ſeinen tiefen geiſtigen Ausdruck Aufmerkſamkeit erregte.

Als der König ſich auf den Thron niedergelaſſen, die hohe Begleitung ſich geordnet hatte, erſchien die Königin, kniete, ward geſalbt auf Kopf und Bruſt, aber nicht wie der König auf das Handgelenk, weil ſie zwar die Krone, aber keinen Scepter trägt. Nach dem beendigten Gottesdienſte ging der Zug unter einem zeltartig bedeckten Gange quer über den großen Hof, der gedrängt voll Menſchen war. Ich, der ich mich nie gern ins Gedränge begebe, gehörte zu den Letzten des Zuges; der König mit ſeiner Begleitung war ſchon lange in dem gegenüberliegenden Gebäude verſchwunden; die Königin ſchritt eben hinein, als ich aus der Kirche heraustrat. Schon ehe ich dieſe verließ, hörte ich das Vivatrufen und den lauten Jubel der Menge, der ſich noch oft wiederholte. Ich hatte etwa die Mitte des Ganges erreicht, als der König auf einem offenen Corridore erſchien, der quer durch das Gebäude ging, und es war in der That, als verkörperte ſich ein Gedicht aus dem ſechzehnten Jahrhundert. Der etwas niedrige alterthümliche,

nach dem Hofe zu offne Gang, der Regent in ſeinem Königsmantel mit Krone, Scepter und Reichsapfel, verſetzten uns in die Zeiten der durch einfältigen Glauben geheiligten Treue. Als der König ſich hier zeigte, wirkte ſeine Erſcheinung wie ein Zauber; alle Zungen waren gelöſt, das Vivatrufen erſcholl faſt betäubend. Als ſich nun aber der König gegen die jubelnde Maſſe verneigte und das Scepter ſenkte, erreichte die Täuſchung, die mich in die Geſchichte um Jahrhunderte zurückverſetzte, den höchſten Gipfel. Das Freudengeſchrei der Menge verſtärkte ſich, der große Schloßhof tönte von allen Seiten wieder, und mir iſt dieſes Bild geblieben, als bildete es den Blütenpunkt des ganzen Feſtes. Keiner ſeiner Unterthanen konnte wärmer als ich, der ich aufgehört hatte einer zu ſein, dem trefflichen Könige, der die Schwierigkeit ſeiner Lage kannte, und mit ganzem Herzen auf das Wohl ſeines Volkes ſann, Heil und Segen wünſchen. Es war mir in dieſem Augenblick, als müßte, was ich jetzt ſah, was ich jetzt hörte, der Ausdruck der Geſinnung des ganzen Landes ſein. Als ſpäter die ſchöne Königin erſchien, und ſich gegen das laut jubelnde Volk verneigte, war es, als ginge die Sonne des Tages auf

und die liebliche Erſcheinung machte einen unbeſchreiblichen Eindruck. Beide Züge bewegten ſich langſam und würdig, und da ich zu den Letzten gehörte, ſo konnte ich eine Zeit lang einen Anblick genießen, von welchem ich mich ungern trennte.

Es folgten jetzt die Ceremonien einer frühern Zeit in ihrer ganzen Strenge; wir befanden uns in einem großen Saale und konnten uns da einige Zeit erholen, denn die Eingeladenen mußten alle, ein jeder einzeln, Männer wie Frauen, erſt vor dem Könige, dann vor der Königin erſcheinen. Der König hatte ſich in vollem Ornate in einem, die Königin in einem andern Saale auf den Thron niedergelaſſen. Ein jeder der Eingelaſſenen näherte ſich erſt dem Throne des Königs, dann dem der Königin, und verneigte ſich tief. Der König ſenkte mit gnädiger Milde ſein Scepter, behielt aber ſein ernſtes Anſehen. Die Königin lächelte mir freundlich zu, und in der That wirkte dieſes ſchnell verſchwindende Vertrauen wunderbar auf mich. Denn ſo mächtig war mir doch das ganze Schauſpiel in ſeinem conſequenten Zuſammenhange erſchienen, ſo ſtolz war das dicht zuſammengefügte Gebäude, welches mit der ganzen Gewalt der Geſchichte auf mich eindrang,

mir entgegengetreten, daß dieſer huldreiche Blick mich plötzlich in den vertraulichen königlichen Abendzirkel verſetzte, und ich, nachdem ich mich verneigt hatte, Minuten brauchte, um mich wieder zurecht zu finden. Kurz darauf erſchien der König in vollem Ornate wieder, von einigen hohen Hofbeamten begleitet, und beſtieg eine erhöhte, durch eine Gallerie von dem übrigen Theile des Saales getrennte, Bühne. Eine kleine gedeckte Tafel war daſelbſt aufgeſtellt, und nachdem der König ſich niedergelaſſen hatte, und die Hofbeamten ſtehend ihre Plätze hinter ihm eingenommen, ward einer derſelben nach der Königin beordert, die jetzt erſt erſchien und ſich dem Könige gegenüber niederließ. Ein Hofkaplan ſprach ſtehend das Tiſchgebet, und wir waren aus der Ferne Zeugen des königlichen Mahles. Jetzt war die Ceremonie geendet und die Gäſte wurden in den verſchiedenen Gemächern vertheilt und bewirthet. Wir waren von jetzt an uns ſelbſt überlaſſen, und genoſſen die ausgeſuchten Speiſen und die trefflichen Weine. Die Feierlichkeit, der heitere Tag, der Jubel der Menge hatten alle fröhlich geſtimmt, und gewiß, es zweifelte keiner an einer glücklichen Zukunft. Schon an dem Tage meiner Ankunft in Friedrichs-

borg war ich zu einer großen Mahlzeit im Ritter=ſaale des Schloſſes eingeladen; aber man irrt ſich in der That, wenn man glaubt, was ein falſches Ge=rücht auszubreiten verſuchte, daß dieſe Mahlzeiten ver=ſchwenderiſcher oder glanzvoller geweſen wären, als der Anſtand und die Würde des Feſtes forderten.

Den Tag darauf hatten ich und meine Familie das Glück, einer Feſtlichkeit in einer ſchönen Gegend des Waldes, etwa eine halbe Meile vom Schloſſe entfernt, beiwohnen zu dürfen. Es war hier ein weiter offener Platz; einige Anhöhen gewährten eine ſehr liebliche Ausſicht in eine reiche fruchtbare Gegend. Das fröhliche Volk hatte unter den Bäumen ſich frei und luſtig verſammelt. Zelte, maleriſch im Walde zerſtreut, boten dem Volke Erquickungen allerlei Art dar, und man glaubte ſich in ein warmes, ſüdliches Land ver=ſetzt, in welchem ein ſorgloſes Volk ein frohes Daſein unbefangen genoß.

Ein Theil der königlichen Garde=Cavallerie, ſchöne Männer, in der hellrothen Staats=Uniform, ſtellten ſich ſtattlich dar, und obgleich ich, verwöhnt durch die Gewandtheit preußiſcher Truppen, jederzeit einen Anſtoß zu finden pflegte, wenn ich jenſeit der Grenze war,

ſo erſchienen mir dieſe Truppen doch ſo gewandt, daß ich mich nach Preußen verſetzt glaubte. Der König war überaus heiter und hatte Grund zufrieden zu ſein. Er wußte, daß ich den großen Krieg mitgemacht hatte, und traute mir wohl ein richtigeres Urtheil zu, als mir gebührte. Die Königin unterhielt ſich huldreich mit mir und meiner Familie. Den Mittag brachte ich bei der königlichen Tafel zu, den Abend mit meiner Familie bei einem königlichen Concerte und Souper.

Mit einer rührenden Aufmerkſamkeit wurden wir in unſerer freundlichen Wohnung behandelt; der letzte Morgen, den wir im Hauſe zubrachten, wurde noch benutzt, um uns Beweiſe der nordiſchen Gaſtfreundſchaft zu geben. Wirth und Wirthin zeichneten ſich durch feine Sitte und Bildung aus, und ich erinnere mich mit Vergnügen der Tage, die wir bei ihnen verlebten.

So waren nun die Tage der Freude, der Pracht, der Feierlichkeit und Königlichen Gnade, die uns in die Mitte der ſtolzen Herrlichkeit der Welt verſetzten, ſchnell verſchwunden. Viele Freunde waren hier zuſammengedrängt, aber ein Jeder verlor ſie in der

Menge, und wurde von dem Strudel des Feſtes ſo gewaltig hingeriſſen, daß er den Andern nicht ſah, oder nur ſchnell vorübereilend begrüßen konnte. Der Eindruck, den das Ganze auf mich machte, war unbeſchreiblich. Mir ſchwebten mancherlei Ereigniſſe vor, Glück und Unglück einzelner Menſchen, ſtiller Familien, die durch Zufall in dieſen heftigen Strudel der Ereigniſſe hereingeriſſen, das Seltſamſte erlebten. Und was auf ſo ungewöhnliche Weiſe um mich wogte, wünſchte ich, angeknüpft an die Schickſale einer ſtillen Familie, in einem großen Bilde darzuſtellen.

Das Bild des Feſtes in Walter Scott's Kenilworth hatte mir, ich geſtehe es, imponirt, und ich glaubte es hier erlebt zu haben. So lebhaft ſah ich mich in eine ähnliche Lage verſetzt, daß ich mich von der jugendlichen Phantaſie ergriffen fühlte, und der Entwurf zu einer Erzählung ſo klar vor mir lag, daß ich meiner Allerhöchſten Gönnerin eine ſolche darzureichen zu verſprechen wagte. Dieſes Verſprechen hat mich ſeitdem unaufhörlich gequält. Ich habe mir zuviel zugetraut, und die wiederholten Verſuche mißlangen ſämmtlich.

In der Nähe von Friedrichsborg wohnt mein Vet-

ter Bang, den ich ſchon früher genannt habe, er lebt mit ſeiner Frau in einer ſehr reizenden Gegend und führt ein ganz idylliſches Leben; und in ſeiner Nähe wohnte mein Schulfreund, der im Norden mit Recht ſo berühmt gewordene Schauſpieler Lindgreen. Die älteſte Tochter meiner in Fühnen verheiratheten Schweſter lebte etwa eine Meile weiterhin mit einer großen Menge Kinder, und wir fanden uns auf einmal aus der reichſten, geſchichtlich bewegteſten Gegenwart in die ſtillſte, einfachſte, früheſte Vergangenheit verſetzt, und dieſer plötzliche Wechſel war mir höchſt angenehm, ja beruhigend. Denn hinter der Luſt der vorigen Tage lag ein Schatten, der mich nicht wenig ängſtigte. Ein nicht ganz gewöhnliches Geſchick hatte mich in Berührung gebracht mit zwei hohen Regenten, der eine hatte ſeit mehreren Monaten den Thron beſtiegen, der zweite ſeit wenigen Wochen. Beide unter Verhältniſſen, die demjenigen, der ihnen mit ſeinem ganzen Leben ſich hingegeben fühlt, in tiefe Bewegung verſetzen mußten. Wie darf ich leugnen, daß die Hinneigung, mit welcher ſie mich beehrten, das Vertrauen, welches ich genoß, meine Verehrung geſteigert hatten, und mich mit feſten Banden an die beiden Königlichen Paare knüpfte.

Doch war es nicht bloß dieſes äußere Verhältniß, es war zugleich der innere Entwickelungsgang eines langen Lebens, der mich aufs innigſte an die große Erſcheinung knüpfte, die mir auf ſo mächtige geſchichtliche Weiſe entgegentrat. Was meine Kindheit, von engen Träumen feſtgehalten, zu ahnen begann, das trat als ein großes, bedeutendes Weltdrama hervor; ich ſollte noch einmal daſſelbe erleben, und, wenn auch als einer der unbedeutenden Figuranten, in ſeine europäiſch mächtige Mitte verſetzt werden. Alles, was mich heimiſch gemacht hatte in einem fremden Lande, was hinter mir lag, trat mir wieder näher, blickte mich immer ernſter an, und unvermeidlich drängte ſich und oft genug die Vorſtellung auf, daß dieſer innere Schlußpunkt meines irdiſchen Daſeins auch ſeinen äußeren herbeiführen würde; eine Vorſtellung, die dennoch einen ſeltſamen Contraſt bildete zu dem friſchen und fröhlichen Lebensmuthe, der mich durchdrang. Der Todesengel erſchien mir als ein Freund, der mir aus der Ferne winkte, ohne die genußreiche Gegenwart zu ſtören.

Man erlaube mir, was ſich mir hier zuerſt aufdrang, von dem Standpunkte eines ſubjectiven Lebens

aus, wie es mich ergriff, in allgemeinen Zügen dar=zuſtellen.

Dänemark hatte Unſägliches gelitten, faſt alle bürgerlichen und häuslichen Verhältniſſe waren ſeit dem unglücklichen engliſchen Kriege zerrüttet, das größte, ſicherſte Vermögen war vielen gänzlich ver=ſchwunden, der werthvollſte Beſitz, der ſeit mehr als einem Jahrhundert gewachſen war, hatte faſt allen Werth verloren. Der geliebte König ſchien unterlie=gen zu müſſen, ſo gewaltſam, ſo unerwartet war das Unglück hereingebrochen; ſo wenig war es durch irgend einen falſchen Schritt der Regierung herbeigeführt, daß der unruhigſte, unzufriedenſte Unterthan keine andere Klage zu erheben vermochte, als diejenige, die ſich über ein Unheil ergoß, welches gemeinſchaftlich König und Volk ergriff. So wurden beide inniger mit ein=ander verbunden, und Ein Geiſt herrſchte im ganzen Lande. Noch waren, obgleich viele Jahre vergangen, die Spuren dieſes Unheils nicht verſchwunden: aber ſo wie die Zeiten ruhiger wurden, wie die, wenn auch nicht glücklichen, doch geordneten Weltverhältniſſe einem Jeden erlaubten, ſeine Lage zum Gegenſtande einer eigenen Betrachtung zu machen, regte ſich unvermeid=

lich eine Unzufriedenheit, die immer lauter ward. Nichts dünkte den Gequälten recht; aber die Bande des Unglücks, die König und Land mit einander verknüpft hatten, hielten dennoch feſt, und als der alte, tief geprüfte Regent — wenn auch nicht die ausſchweifenden Wünſche der Unruhigen erfüllt wurden — ſeine Unterthanen in frei berathende Verſammlungen vereinigte und ihre Wünſche zu hören beſchloß, ſtieg dieſe Zuneigung, und man ſchien dankbar das Geſchenk des Königs anzuerkennen. Aber er hatte ſeinem Nachfolger eine ſchwere Aufgabe bereitet. Eben durch dasjenige, worüber man jubelte, wodurch die Liebe zum alten König erweckt und geſteigert wurde, erhielt die allenthalben wuchernde Unzufriedenheit ein beſtimmtes Ziel.

Die große Frage, die durch die Revolution der europäiſchen Geſchichte geſtellt wurde, trat jetzt erſt in ihrem ganzen Umfange den Dänen entgegen. Unabweisbar war ſie ſchon den Norwegern aufgedrängt, und nie hatten innere Volksbewegungen in Schweden geruht; den Dänen war ſie freilich eben ſo wenig fremd, aber ſie war bis in den letzten dreißig Jahren noch nicht aus den Zuſtänden des Landes hervorge-

wachſen. Mancherlei war zwar noch in Dänemark herrſchend, was die Zeit anders forderte, aber dieſes wurde geduldet, und zwar eben ſtillſchweigend von den Klaſſen, die darunter litten. Die Forderungen, von außen eingedrungen, gehörten der Literatur, und man konnte ſie nicht als ein immer lauter werdendes, auf vielen Punkten zugleich lebendig hervortretendes Volksbewußtſein betrachten; daher hörte man in der Literatur die Klage, wie allenthalben, wo ähnliche Verhältniſſe vorherrſchen, ſo auch hier laut werden: daß der bürgerliche Sinn, die lebendige Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, die erſt einem Staate lebendige Bedeutung verleihen, fehlten, und erweckt werden müßten. Man erwog hier ſo wenig, wie anderswo, daß ein ſolcher Sinn eine ſtille Entwickelung ſei, daß er nur in Einem Lande wahrhaft geſchichtlich ſich ausgebildet habe, und auch da nur nach vielen trüben Erfahrungen, in England nämlich; daß die Aufregung zwar eine beſtimmte Unruhe, aber keine bewußte Sicherheit erzeuge, wie die trüben Jahre der Revolution ſeit mehr als einem halben Jahrhundert bewieſen haben. Die Frage muß aufhören, eine ſolche zu ſein; dann erſt wird die inſtinktartige Zuverſicht entſtehen, die den

Staat nicht als ein Abſtractes, vielmehr als ein Wirkliches mit allen ſeinen lebendigen Verhältniſſen in ſich trägt, und nie das letzte ordnende Maaß überſchreitet; dann erſt entſteht diejenige Bewegung, die, wo ſie ſich auch am heftigſten äußert, dennoch die organiſche Ordnung ſinnvoll feſthält. Die europäiſche Frage war die zwiſchen Fürſten und Völkern, ſie muß aufhören eine Parteifrage zu ſein, und das Volk iſt keineswegs im echten vornehmen Sinne frei, wenn es ſich, wie durch die Revolution, getrennt hat von den Fürſten und dieſen feindlich gegenüberſteht. Denn ein Volk iſt eine lebendige Einheit des Mannigfaltigen, und lebt der Fürſt nicht in und mit ihm, ſo iſt es ſelber todt. Der Ausdruck dieſes Todes iſt die bloße geiſtloſe Zahl, die Majorität, die Maſſe. Aber was aus dieſer entſpringt, iſt nur das Schlechte, das Zerſtörende, ſich ſelbſt vernichtende. Alles Edlere, Größere, Ordnende iſt für ſie, nicht durch ſie. Meine Lehre von der äquivoken Generation hat ſich mit blutigen Zügen in der Geſchichte des franzöſiſchen Volkes bewährt, und es hat ſich gezeigt, daß die leitende Hand der Geſchichte eine höhere iſt, als die der abſtracten menſchlichen Reflexion.

Dieſe verhängnißvolle Frage ward nun mit aller Gewalt in Dänemark laut. Unruhig erhoben ſich Gedanken, die nirgends vorbereitet waren; von außen angeregt, hier und da in theoretiſcher Form mitgetheilt. Und wenn andere Länder nach trüben Erfahrungen die Gedankenleere der abſtracten Götzen der Zeit auch nicht eingeſtehen wollten, ſo mußten ſie doch nothgedrungen bekennen, daß die Lehren der Revolution ſeit länger als einem halben Jahrhundert hinlänglich platt getreten ſind.

Daß man eben ſo wenig einen Staat wie das Gras wachſen hört, daß das, was man freudig vernimmt, eine Aeußerung des Erwachſenen nicht der Entwickelungsprozeß des Wachsthumes ſei, wird zwar, einmal anerkannt, eine Trivialität. Wie oft iſt es in Frankreich eingeſehen und zugeſtanden worden, daß das bedeutende Oppoſitionsmitglied, wenn es Miniſter geworden, nothgedrungen auf einen andern Standpunkt geſetzt wird. Der Miniſter nämlich wird von der Wirklichkeit gegebener Verhältniſſe ergriffen, in dieſen aber liegt die göttliche Gewalt ſtiller geſchichtlicher Entwickelung, die auf einem jeden gegebenen Punkte eine poſitive, beſtimmte, eigenthümliche, in ſich und

in ihrer Beziehung gegen alle andere iſt; und man will nicht einſehen, daß ein König, der in die wirkliche, lebendige Einheit des Staats verſetzt wird, als Regent von dem Entwickelungsprozeſſe des ganzen Volks mehr als irgend ein Diener des Staats beherrſcht werden muß. Iſt dieſe ſtille Entwickelung verſchwunden, wird der König von der Maſſe gezwungen, dann tritt die faulende Gährung, zuletzt die zerfallende Verweſung ein. Die Zahl ſoll den todten Haufen vereinigen, und das Volk wird ſouverain, d. h. es hört auf, ein Volk zu ſein, weil ſein inneres Lebensprincip entwichen iſt. Ein Volk lebt als ein ſolches nur in und mit ſeinem Fürſten, wie dieſer freilich nur in und mit ſeinem Volke. Der König iſt König durch ſein Volk, nur in ſofern das Volk Volk iſt durch ſeinen König. Eine jede Trennung verwandelt den König in einen Tyrannen, und das Volk in eine todte, immer mehr zerfallende Maſſe. Iſt nun jene Einheit gleich der göttlichen Idee der Ausdruck göttlicher Abſicht, die nie völlig verwirklicht wird, ſo iſt dennoch nur derjenige Bürger zu nennen, in welchem ſie innerlich das belebende Princip iſt, welches ihn leitet, und nur dadurch das ſtill entwickelnde des Staats. So gewiß wie das

chriſtliche, ſittliche Gewiſſen, mit welchem wir in Gott leben, das einzig Reale und Poſitive eines jeden Menſchen genannt werden muß, obgleich es auf der Erde durch keinen Menſchen dargeſtellt werden kann.

Wenn uns nun die geiſtloſe Barbarei der abſtracten Uebercultur nach faſt zweihundertjähriger Ruhe ergreift, ſo wollen wir keinesweges dieſe ſtumpfe Ruhe eine glückliche nennen, aber wir können eben ſo wenig das plötzliche Erwachen, welches die Gegenſtände ungeſchickt ergreift, und ohne ihre Beziehung gegen einander zu erkennen, ſtörend unter einander wirft, hochpreiſen. Alles wahre Wachen iſt ein beſonnenes Beherrſchtwerden von gegebenen äußeren Verhältniſſen. Jede freie menſchliche Bewegung findet nur dann ſtatt, wenn wir dieſe Herrſchaft gegebener Gegenſtände über uns freudig und mit Hingebung anerkennen, und die Völker ſind in unſeren Tagen ſo oft thöricht mit dem Kopfe gegen die Wand gerannt, daß ſie doch anfangen einzuſehen, wo die Thür iſt. In meinem Vaterlande ſcheinen ſie leider noch weit von dieſer Entdeckung entfernt.

Der verſtorbene König von Dänemark hatte berathende Provinzialſtände dem Volke geſchenkt. Daß

dieſe Inſtitute von ſeinem ordnenden Willen ausgingen, hätte man als ein Glück betrachten ſollen. Kaum waren dieſe in Thätigkeit getreten, ſo lag ſchon das unruhige Streben nach einer Conſtitution im franzöſiſchen Sinne im Hintergrunde. Es war nicht ein natürliches Bedürfniß, welches aus dem Volke erwuchs, vielmehr eine Conſequenz der ſeit der Revolution mächtig gewordenen ſtaatswiſſenſchaftlichen Abſtraction, die ſtatt der berathſchlagenden Provinzialſtände, eine allgemeine, geſetzgebende Nationalverſammlung forderte, ſtatt des lebendigen, ſtillen Wachsthums eines Gegebenen, welches vorbereitet wird, allenthalben in den inneren verborgenen Werkſtätten aller Lebensformen, und ſo langſam und geordnet hervorquillt, eine Revolution.

Das dunkele Mißverſtändniß unſerer Zeit entſteht in der That daraus, daß Fürſten und Völker zwar daſſelbe wollen; aber die erſten als Entwickelung, die letztern ungeduldig als eigene That. Aber Alles, was auf die letzte Weiſe entſteht, ſtirbt an ſeinem Schluß und trägt die Vernichtung in ſich ſelber. Freilich ſoll ein König die Freiheit ſeines Volks wollen; aber dieſe gedeiht nur durch die Hingebung, durch das Vertrauen. Auch des Königs That iſt eine menſchliche, er hat zu

kämpfen innerlich mit ſich ſelber als Menſch, äußerlich mit den Schwierigkeiten des Daſeins als Regent; er wünſcht die Wahrheit zu hören und in den beiden Ländern, deren Schickſal mit dem meinen verflochten iſt, haben die Regenten bewieſen, daß ſie es wünſchten: aber wo ſie aufhören, die Leitenden zu ſein, verſchwindet die organiſche Einheit des Staatslebens. Die Ungeduld des Volkes iſt das eigentlich Hemmende der ruhigen Entwickelung, denn ſie ſtört den Fürſten innerlich wie äußerlich, wo das Freimüthige, aber geordnete Vertrauen ihn heben und ſtärken, ihn über ſich ſelbſt wie über ſein Volk aufklären würde.

In Dänemark hatte man keinen Grund an der Königlich liberalen Geſinnung des Fürſten zu zweifeln: aber was unter ganz andern Verhältniſſen ward, was ein halbes Jahrhundert früher Frankreich, und durch dieſes andere Länder aufregte, wurde von den Unerfahrenen immer lauter gefordert. Die unreife Jugend miſchte einen rohen Principienſtreit, wie er eben von den Hörſälen, mehr noch von der in ſich verworrenen Zeit ausgebildet war, in die Berathungen hinein; ein jeder hatte ſich einen König conſtruirt, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als den wirklichen mit

dem conſtruirten zu vergleichen. Was ſie wollten, war, was von der Revolution ausging, und nirgends gelungen war — eine Conſtitution. Sie wollten eben das fertig machen, was wachſen ſoll, und nach mehr als einem halben Jahrhundert hätte man glauben ſollen, daß in einem Lande, welches aus einem unſäglichen Elende ſich zu heben anfing, in welchem die Finanzen ſich ordneten, in welchem der Wohlſtand wuchs, die Beſonnenen erkennen würden, wo die retrograde Tendenz und die wahre Hemmung zu ſuchen ſei. Eben der Wunſch des Königs, die kühne, aber einſichtsvolle Wahrheit zu hören, rief die Ungeduld hervor; man erwartete nicht den ſtillen Fortgang ſeiner That, man begleitete ſie nicht mit aufmerkſamer, freier aber vertrauensvoller Hingebung. Die Principien ſtürmten ihm gleich entgegen, und der König hoffte wohl, ſie beherrſchen zu können; er war ſich ſeiner im echt Königlichen Sinne volksmäßigen Geſinnung bewußt, und darauf gründete ſich ſeine Hoffnung. Eine wechſelſeitige freudige Verſtändigung lag ſo nahe; die oberflächlichſte Kenntniß der Ereigniſſe weiß, von welcher Seite ſie geſtört wurde. Mir war dieſe Lage meines Vaterlandes wohl bekannt. Als ich nach Dä-

nemark kam, drängte ſich mir die ſchwierige Lage meines Königlichen Gönners auf. Während die Umgebung des Königs ſich der freudigſten Hoffnung hingab, war der klar ſehende Regent der Einzige, der wohl erkannte, mit welcher zähen Maſſe er zu kämpfen hatte.

In Friedrichsborg vergaß — ich geſtehe es, — auch ich die dunkle Seite der Zeit; als ich aber nach Kopenhagen zurückkam, trat ſie mir drohend entgegen. Da erinnerte ich mich aller jener übermüthigen unreifen Verſuche, Unzufriedenheit zu erregen, die immer lauter wurden. Ich lebte nicht mit dem Hofe; allein, ſo viele Jahre auch verſchwunden, waren meine alten Verbindungen noch nicht zerriſſen.

Dänemark beſitzt einen Mann, an deſſen echt freier Geſinnung keiner zweifeln konnte, einen Vermittler zwiſchen Volk und Fürſten, wie er in keinem andern Lande zu finden iſt. In der Stadt herrſchte, als ich zurückkam, eine dumpfe Stille. Meine Freunde waren beſorgt, aber ſie hielten, ſo lange Oerſted die in Roeskilde verſammelten Stände zu leiten vermochte, noch die Hoffnung feſt. Ich kann mich nicht in eine umſtändliche Erörterung der damaligen Verhältniſſe

einlaſſen, ſie gehören der Geſchichte des Landes an, und eine ausführliche Darſtellung würde mich zu weit führen. Aber der Gegenſatz zwiſchen den frohen heiteren Tagen in Friedrichsborg und der dumpfen Stille in Kopenhagen, bildete einen der ängſtlichſten Momente meines Lebens.

Indeſſen traten auch hier Ereigniſſe hervor, die mich erheiterten. Alte Freunde, die zu den bedeutendſten Männern gehörten, umgaben mich. Selbſt bei dem opponirenden Theile der Tagesſchriftſteller fand ich eine Schonung, wie ich ſie kaum erwartet hatte.

Ich war nun täglich mit Thorwaldſen zuſammen. Eine ausgezeichnete Dame, die Baroneſſe Stampe, hatte ſich ganz ſeiner Pflege gewidmet, und wenn ich die Art, wie meine Landsleute ihn empfangen hatten, erwog, die Art, wie ihn der König ehrte, dann trat mir mein altes liebes Vaterland entgegen, und ich konnte nicht glauben, daß ein Volk, welches ſich ſeinen ausgezeichneten Männern ſo hingab, und dieſe auf ſo würdige Weiſe anzuerkennen verſtand, das ordnende Lebensprincip des Staats dem Götzen des Tages preisgeben ſollte. Mit Thorwaldſen zu leben und von ſeinen Werken umgeben zu ſein, iſt daſſelbe, man kann

ſie nicht von ihm trennen. Das durch ihn in plaſti=ſcher antiker Darſtellung hervortretende Chriſtenthum hat die größte Blühte der alten Welt für das Heiligſte der neuen Bildung gewonnen, hat den Tempel in Kirche verwandelt, das ſtrenge Geſetz der plaſtiſchen Kunſt in die lebendige organiſche Zeit verſetzt, und den zu ſcharf gehaltenen Gegenſatz zwiſchen dem Klaſſiſchen und Romantiſchen in eine höhere Einheit gebracht. Thorwaldſen ward allerdings, worauf die Engländer ſtolz ſein können, durch dieſe zuerſt anerkannt, aber er ward durch die Deutſchen, dem franzöſiſchen Canova gegenüber, geſchätzt und in die europäiſche Kunſtge=ſchichte eingebürgert. Wir beſitzen eine bedeutende pla=ſtiſche Kunſtſchule hier im Lande; Rauch, Tiek, Wich=mann, Drake, Kiß, ſtellen Meiſter dar, die in Europa geehrt ſind: aber ich geſtehe, ich bedaure es, daß es kein Land giebt, welches ſo ganz Thorwaldſens Kunſt=ſchätze entbehrt, wie Preußen. Ich glaube hier eine nationale Einſeitigkeit zu entdecken, die mir allent=halben ſchmerzlich entgegentritt, die ich wohl meinem kleinen Vaterlande verzeihe, aber in Preußen am we=nigſten zu finden glaubte.

Allenthalben in Deutſchland, wo Thorwaldſen in ſeinem Greiſenalter erſchien, iſt man ihm mit lebhaftem Enthuſiasmus entgegen gekommen. Einem Kinde gleich, mit rührender Naivität, empfing er eine jede Verehrung, und gab ſich der Umgebung gern, willig und anſpruchslos hin. Aber ein ſtolzes Bewußtſein der mächtigen Bedeutung ſeines Daſeins durchdrang ihn, und er hatte das Recht, es als ein würdiges Ziel zu betrachteen, daß er nicht bloß durch ſeine Werke, ſondern auch durch ſeine Perſon verewigt wurde. Das Volk hat ſich verherrlicht, als es ihm entgegen kam. Alle Kunſtſchätze, die er beſaß, eigne und fremde Werke, hat er ſeinem Vaterlande geweiht.

Man verzeihe es mir, wenn ich befürchte, daß, wenigſtens für die nächſte Zukunft, Thorwaldſen ſeinem geſchichtlichen Rufe geſchadet hat, indem er die ſtolzen Denkmäler ſeines Lebens außerhalb des großen Stroms der Geſchichte im hohen Norden hinſtellte. Die Frauenkirche in Kopenhagen ſtellt doch den erſten großen Gedanken einer echt chriſtlichen Kirche vollendet dar, und nur die Lage hat bis jetzt verhindert, daß dieſes große Werk in ſeiner bewunderungswürdigen Erhabenheit nicht mehr geſchätzt und beſprochen wird.

Alle Hauptzüge der chriſtlichen Offenbarung treten mit wahrhaft ergreifender Einfachheit und Klarheit hervor. Viele der plaſtiſchen Werke ſind einzeln, wie ſie in Rom entſtanden, bewundert worden; mir iſt aber bis jetzt keine bedeutende Aeußerung über den ganzen Zuſammenhang, in welchem die ganze chriſtliche Offenbarung und Lehre uns hier ergreift, bekannt geworden. Ein Giebelfeld deutet den Inhalt des Gebäudes an, es ſtellt Johannes den Täufer mit ſeinen Jüngern dar; die Vorhalle der Kirche durch eine Reihe von Reliefs den Heiland wunderthätig, lehrend, tröſtend auf eine göttliche Weiſe. Wenn man in die Kirche hineintritt, ſieht man auf beiden Seiten die Apoſtel, klaſſiſche erhabene Meiſterwerke. Ich finde mich verpflichtet, eine keineswegs allgemein bekannte Anekdote aus Thorwaldſens Künſtlerleben hier zu erwähnen. Der Baumeiſter, deſſen Werk durch den großen Bildhauer erſt ſeine rechte Bedeutung erhalten hat, baute Niſchen für Statuen der Apoſtel; aber es war keineswegs Thorwaldſens Abſicht, daß dieſe auf eine ſolche Weiſe halb verborgen zurücktreten ſollten; er wollte ſie frei hinſtellen, daß ſie die ganze Kirche durch ihre Geſtalten verherrlichten. Man hatte

ihm genau das Maaß der Niſchen zugeſandt, durch welche ſie ihrer Größe nach kleiner, durch ihre Umgebung gedrückt erſcheinen würden. Thorwaldſen ließ ſich in keinen Streit ein: als aber die Statuen nach Kopenhagen kamen, entdeckte man mit Schrecken, daß ſie größer waren, als die Niſchen; man war genöthigt, dieſe wieder auszufüllen und die Statuen frei hinzuſtellen. „Mein Werk iſt, ſagte er, nach allen Seiten hin künſtleriſch ausgearbeitet, und will ſo ſich darſtellen.“ Keiner, der hereintritt, kann leugnen, daß dadurch die ganze Kirche ihre eigenthümliche hohe gedankenvolle Bedeutung erhält, und durch ihre große, klare Einfachheit uns auf göttliche Weiſe anſpricht. Es iſt der Friede, die Ruhe des in ſich abgeſchloſſenen Chriſtenthums, welches uns umfängt. So gebietet der große Künſtler, und man muß ſich ſeinen Befehlen fügen.— Vor dem Altare ſehen wir einen Engel, der das Taufbecken hält, mit bewundernswürdiger Zartheit ausgeführt, und ſtatt Altarbild ſchwebt vorgebeugt der ſegnende Heiland, deſſen Erhabenheit, ſtrafender Ernſt und göttliche Milde oft bewundert worden. Hinter dem Altare läuft unter dem elliptiſchen Gewölbe in einem Halbkreiſe eine Reihe von Reliefs, welche die

Hauptmomente der Leidensgeſchichte tief, klar und einfach darſtellen. In dieſen Zauberkreis verſetzt, trägt der Heiland das Ganze. Allerdings überraſcht uns zuerſt die leidenſchaftsloſe Ruhe der Plaſtik, aber wenn wir uns der Betrachtung hingeben, iſt es, als rührten ſich die Statuen, und ein heiliger, verſöhnender und erwärmender Friede umfängt, trägt, tröſtet uns, daß wir, obgleich in den Armen des kalten Marmors, in denen der warmen, zarten, göttlichen Liebe zu ruhen wähnen. Nie ſah die Geſchichte ein ähnliches, nicht einmal von Ferne geahndetes, noch weniger gedachtes und ausgeführtes Werk.

Ich glaube hier die treue Freundin des großen Künſtlers noch einmal nennen zu müſſen, die in den letzten Tagen ſeines Lebens eine ſo bedeutende Rolle ſpielte: die Baroneſſe Stampe. Thorwaldſen war eine innerlich fortdauernd thätige, aber äußerlich ruhige, faſt träge Natur. Die ganze Familie, Mann und Kinder ſowohl als Frau, hatten ſich ihm ſeit ſeiner glanzvollen Zurückkunft ganz gewidmet, aber die Frau ward dem Greiſe am wichtigſten, denn er bedurfte einer weiblichen Pflegerin, die den Schwerbeweglichen in Thätigkeit ſetzte. Er brachte nun meiſt die Sommermonate

auf dem reizend gelegenen Gute Nyſöe bei der Baronin Stampe zu. Hier hatte man ihm eine Werkſtätte nach ſeiner Angabe gebaut, und die Baroneſſe bewog ihn, ſeine eigene Statue in die Mitte derſelben zu ſtellen. Er war dort der Mittelpunkt der ganzen Familie; das tägliche Leben derſelben ſchien nur ſeinetwegen da, man lauerte auf ſeine Wünſche, und ſie waren oft früher erfüllt, als ausgeſprochen. Aus der elf Meilen entfernten Hauptſtadt verſammelten ſich die bedeutendſten Gelehrten, und zum erſten Male lernte der Greis die Reize eines ihm ganz geweihten Familienlebens kennen. Es iſt begreiflich, daß eine ſolche Hingebung, eine ſolche nie ruhende Thätigkeit ſeiner Freundin von Fremden nicht immer richtig geſchätzt wurde. Während er ſeine größeren Arbeiten vollbrachte, ſaß er des Morgens auf ſeinem Sopha; Gruppen plaſtiſcher Bildwerke, großartige Statuen ſchwebten wie gedacht ſo fertig vor ſeiner Seele. Während dieſer Zeit war die Baroneſſe in ſeiner Werkſtätte thätig. Sie ordnete dort Alles; der Thon, geknetet, lag zur Hand; Alles, was ihm die Arbeit erleichtern konnte, wurde ſorgfältig vorbereitet, jede ſtörende Beſchäftigung entfernt. Dann erſchien die Freundin in ſeiner

Stube. „Thorwaldſen, ſagte ſie, Alles iſt fertig,“ und ſie führte ihn an ſeine Arbeit. Die bildende Hand erzeugte die großartigſten Geſtalten mit derſelben Leichtigkeit, mit welcher die träumende Seele in dem bequemen Sopha Gedanken ſchuf. Der Tadel, der zuweilen über ſeine Freundin laut ward, rührte wohl meiſt daher, daß er ſich ihr ſo ganz hingab, und es bequem fand, zum erſten Male in ſeinem Leben ein Gegenſtand der ſorgfältigen Pflege einer Familie zu ſein. Aber ſelbſt wo dieſer Tadel am lauteſten ward, wagte man nicht zu leugnen, daß der bewunderungswürdige Fleiß des alten Künſtlers ohne jene beſtändig reizende Pflege kaum ſtattgefunden hätte, und daß die künſtleriſche Welt der Baroneſſe eine Menge ſeiner bedeutenden Werke zu verdanken hat. Wird dieſes ſelbſt von den Tadelnden zugeſtanden, wie ganz verſchwindet dann bei uns die Bedeutung der Vorwürfe, die ihr gemacht werden.

Je älter er ward, deſto mehr wuchs ſeine Sehnſucht nach ſeinem Vaterlande; wie ganz er für dieſes lebte, ſelbſt in Rom ſich nach dieſem verſetzt glaubte, das beweiſt ja auf die entſchiedenſte Weiſe ſein großes fürſtliches Geſchenk. Hier wollte er verewigt

ſein, und Rom ſah ſich der Schätze beraubt, die aus dieſem künſtleriſchen Mittelpunkte der Welt entſprungen waren, damit ſie im hohen Norden ihm ein unvergängliches Denkmal ſtiften ſollten. Es war freilich wohl nicht zu leugnen, daß ſein Leben in den letzten Jahren unruhig zwiſchen ſeiner doppelten Heimat ſchwankte. In Rom ſehnte er ſich nach Kopenhagen, und in Kopenhagen nach Rom. Thorwaldſen verließ nach einem Aufenthalte von einigen Jahren Kopenhagen von der Familie des Barons begleitet; allenthalben, wo er hinzog, traten ihm die Fürſten huldigend entgegen, die Städte erhoben ſich und jauchzten ihm zu, und nie hat die Geſchichte einen ähnlichen Triumphzug eines Künſtlers gefeiert. Ich ſah ihn in Berlin wieder und hatte das große Glück, mit ihm herrliche Stunden an der Seite meines Königs zuzubringen. Da ward es aber zugleich klar, wie wenig man ihn und ſeine Anhänglichkeit an ſein Vaterland kannte. Alle Künſtler jauchzten, die Furcht, daß er ſich im Norden vergraben werde, war verſchwunden, und doch ward die allgemeine Hoffnung getäuſcht. Die Familie des Barons blieb in Rom und verſammelte Künſtler und Reiſende um ſich, Thorwaldſen war ſtets in ihrer

Mitte. Als jene Rom verließ, ſagte man: „Jetzt iſt der alte Meiſter von den Zauberfeſſeln des düſter lockenden Nordens befreit.“ Als die Baroneſſe durch München reiſte, äußerte ſich der König von Baiern im Sinne aller Künſtler: „Jetzt, ſagte er, da Sie Rom verlaſſen haben, wird Thorwaldſen wohl bleiben, wo doch ſeine eigentliche Heimat iſt.“ Und ſie wagte zu antworten: „Da wir Rom verlaſſen haben, wird er nicht ruhen, bis er wieder bei uns iſt.“ Es iſt allgemein bekannt, daß ſie Recht behielt. Der Greis verbarg ſeine Abſicht vor ſeinen römiſchen Freunden und eilte mit großer Kühnheit in ſeinem 71ſten Jahre ſchnell, ſo viel wie möglich verborgen, unbegleitet durch Europa. Ein gnädiges Schreiben von dem Könige von Dänemark theilte mir die Nachricht mit, wie ſehr er durch die unerwartete Kunde, daß Thorwaldſen in Seeland, wenige Meilen von Kopenhagen, erſchienen war, überraſcht wurde. So zeigte es ſich, daß dieſer große Künſtler zwar in Rom ſich ausgebildet, daß er für die Welt gearbeitet, aber daß ſein innerſtes Daſein ganz und durchaus ſeinem Vaterlande angehörte, daß er für dieſes gelebt hat. Es iſt bekannt, daß er, man möchte ſagen, wie ein Geiſt, ſtill und ſchmerzlos ent-

wich, nicht krankhaft und widerſtrebend durch den Tod fortgeriſſen wurde.

Der Schauplatz veränderte ſich in Kopenhagen plötzlich. Skandinaviens Naturforſcher waren zum zweiten Male dort verſammelt, — zum erſten Male hatte die Verſammlung in Gothenburg ſtattgefunden — und ich ward in einen ganz andern Kreis von Menſchen, in eine ganz andere Beſchäftigung verſetzt. Nur einmal habe ich einer ähnlichen Verſammlung in Deutſchland beigewohnt, 1827 in Berlin, wo ich mehrere meiner alten ſkandinaviſchen Freunde zu treffen hoffte und wirklich traf.

Meine Studien gehören der Einſamkeit, und ich ſuche eben, wenn ich mich mit dieſen beſchäftigen will, und zwar durch eine Nothwendigkeit meiner Natur gezwungen, den Lärm des Marktes und den ſchnellen bunten Wechſel der Gegenſtände zu umgehen; denn immer bin ich dann wie in eine eigene Welt verſetzt, in welcher nichts Einzelnes eine Bedeutung hat, es iſt die Totalität, die mir vorſchwebt, und mein ganzes

Daſein in Anſpruch nimmt. Hier ſtürzte ich nun aus einer verwirrenden Mannigfaltigkeit in eine andere; aber die wenigen Tage waren mir dennoch äußerſt lehrreich. Die drei ſkandinaviſchen Reiche haben drei Naturforſcher als Repräſentanten; alle drei mit entſchiedener europäiſcher Celebrität. Oerſted in Dänemark, Berzelius in Schweden, Hanſtein in Norwegen. Sie waren alle drei in Kopenhagen. Ich nahm an den meiſten Sitzungen Theil und eine jede bot mir etwas Lehrreiches und Intereſſantes. Die erſte öffentliche Sitzung ward durch Oerſted eröffnet, und ich hielt einen Vortrag über das Verhältniß der Naturphiloſophie zur allgemeinen Naturwiſſenſchaft. Ich ſuchte darzuthun, daß jene eine eigenthümliche Wiſſenſchaft ſei, die aus ſich ſelber beurtheilt werden müſſe, die Naturforſcher in ihrer Beſchäftigung nicht ſtöre, da ſie von anderen Principien ausgehend, einen eigenen Zweck zu erreichen ſuche. Dänemarks Geognoſie, die mich 37 Jahre früher nach dem damaligen Stande der Wiſſenſchaft beſchäftigt hatte, war in die Hände eines geſchickten Mannes (Forchhammer) gekommen, und hatte freilich ein anderes reicheres Anſehen gewonnen. Ich kannte zwar ſeine Unterſuchungen, er hatte

die Güte mir ſeine Aufſätze mitzutheilen, doch erfuhr ich jetzt manches Neue, und ſeine Vorträge hatten für mich ein groſzes Intereſſe.

In dem botaniſchen Garten vermiſzte ich meinen alten Freund, den verdienſtvollen Botaniker Hornemann, meinen Reiſegefährten, als ich zuerſt tiefer in Deutſchland eindrang. Er war kurz vorher vom Schlage getroffen und litt an den Folgen. Als ich ihn beſuchte, (er war doch ſo weit hergeſtellt, daſz er mich und meine Familie einen Abend bei ſich ſehen konnte), erſchrak ich zwar bei dem erſten Anblicke, doch ward mir hier zuerſt Etwas klar, was ich freilich oft erlebt hatte, doch ohne daſz es zum beſtimmten Bewuſztſein gekommen war. Es iſt einem Jeden bekannt, daſz man oft alte Freunde, die man lange nicht geſehen hat, im Traume ſo wieder ſieht, wie man ſie verlieſz, um viele Jahre jünger. Etwas von dieſem bleibt nun zwar zurück, wenn wir ſie in der Wirklichkeit wiederſehen. Da man aber das frühere Bild, wie ſehr es in den Hintergrund gedrängt ſein mag, ſo bei ſich trägt, wie es im Traume erſcheint, ſo iſt man freilich zuerſt von der Verſchiedenheit überraſcht, allmälig aber wird die jugendliche Geſtalt mächtig. Es iſt dann recht ſeltſam, mit welcher

Gewalt die Erinnerung ſich über alle Züge verbreitet, ſie verjüngt und belebt. Ein alter Freund erſcheint dann immer jugendlicher, als er wirklich iſt, und man geräth eben ſo ſehr in Verwunderung über die Verſchiedenheit zwiſchen dem Eindrucke bei dem erſten Begegnen, der uns in Schrecken ſetzte, und dem ſpätern, durch die Erinnerung verjüngten. Jenen iſt man nicht im Stande, wieder hervorzurufen.

Der Abend, den wir in ſeiner liebenswürdigen Familie zubrachten, iſt mir unvergeßlich. Ich ſah ihn nicht wieder; zwei Jahre ſpäter ſtarb er.

In den botaniſchen Sectionen hörte ich die Vorträge mehrerer jungen Männer und ſah, mit welchem Eifer und Erfolg die Botanik in Dänemark getrieben wird. Auch Schouw, obgleich Präſes der Ständeverſammlung in Roeskilde, die ſich in wenigen Tagen verſammeln ſollte, trat mit bedeutenden Beobachtungen hervor. Der berühmte ſchwediſche Botaniker Friis war da und ließ ſich ſeiner würdig vernehmen.

In der zoologiſchen Section überraſchte mich ein gleicher Reichthum. Sie ward durch Eſtrich geleitet, und der auch auswärts bekannte Zoolog Bock trat mit wichtigen Bemerkungen hervor. Ich freute mich

ungemein, den berühmten Zoologen Nielſen aus Lund kennen zu lernen. Ueberhaupt war ich in der That erſtaunt über die Menge beobachtender Talente, die ſich entwickelt hatten, und in den vier ſeitdem verfloſſenen Jahren ſind mehrere, damals noch junge, herangereift. Umgeben von den reichen Sammlungen, durch ihn geordnet und bereichert, fand ich Reinhardt, deſſen Bekanntſchaft ich 40 Jahre früher in Freiberg gemacht hatte. Seine Verdienſte um die däniſche Zoologie ſind bekannt.

Die experimentirende Phyſik erſchien ebenſo bedeutungsvoll repräſentirt. Hier lernte ich die ſchönen Erfolge eines techniſchen Inſtituts kennen, deſſen Eleven ſich durch eine ſtreng wiſſenſchaftliche Bildung ſelbſt neben denen in England, Frankreich und Deutſchland auszeichneten. Oerſted hat das Verdienſt, dieſes Inſtitut begründet zu haben. Einer der Eleven deſſelben trat mit einem Vortrage hervor, der durch ſeine wiſſenſchaftliche Bedeutung und Scharfſinn überraſchte. Oerſted ſelbſt zeigte Experimente von ſehr großem Werthe. Graf Wrede, der zur vertrauten Umgebung des jetzigen Königs von Schweden gehörte und Berzelius begleitete, zeichnete ſich durch den Vortrag ſehr

wichtiger, ſtreng mathematiſch-phyſicaliſcher Beobachtungen aus, und ich machte die angenehme Erfahrung, daß die naturwiſſenſchaftliche Bildung im Norden weniger auf die Schule beſchränkt iſt, als in Deutſchland. In der That, nach dem, was ich in dieſen wenigen Tagen großer Zerſtreuung erfuhr, überzeugte ich mich von dem wunderbaren Gedeihen dieſer Studien. Kopenhagen kann in dieſer Rückſicht ſich verhältnißmäßig mit einer jeden Stadt in Europa meſſen.

Der König, der ſich ſelbſt mit einigen Zweigen der Naturforſchung beſchäftigte, beſonders mit der Mineralogie, zeichnete die Verſammlung auf jede Weiſe aus. Ein glänzendes Mittagsmahl ward in einem Jagdſchloß in dem reizenden Thiergarten in der Nähe von Kopenhagen veranſtaltet, das königliche Dampfboot zur Verfügung der Naturforſcher geſtellt. Mehrere erſchienen am Hofe; Berzelius war höchſt liebenswürdig.

Die nordiſche Reiſe war überreich und wohl geeignet, einen alten Mann zu erheitern. Ich hatte den Entſchluß gefaßt, meinen Aufenthalt in Norden zu

benutzen, um meine Familie mit den dortigen Verwandten und mit den reizenden Gegenden von Chriſtiania bekannt zu machen. Mein Neffe, von ſeinem ſiebenten Jahre an in meinem Hauſe erzogen, der mich ſechzehn Jahre früher als Knabe auf meiner ſkandinaviſchen Reiſe begleitete, lebt jetzt dort als geachteter Arzt, verheirathet. Welche Freude für uns, ihn nun ſo wiederzuſehen! Profeſſor Holſt, ſein Schwager, hatte ihn beſonders beſtimmt, ſich nach Norwegen zu begeben. Von ihm auf jede Weiſe gefördert, ward er auch auf eine ſo wunderſame Weiſe durch das Glück unterſtützt, daß er ſchnell in eine günſtige Stellung kam. Er hatte zwar in Breslau und Berlin ſeine Univerſitätsſtudien abgeſchloſſen, aber die Zukunft eines jungen Arztes war in Preußen keineswegs heiter, und als fünf Jahre nachher, nachdem er die Berliner Univerſität verlaſſen, eine in Norwegen erworbene Summe ihn in den Stand ſetzte, eine Reiſe nach Wien zu machen, auf welcher er uns in Berlin beſuchte, ward er nicht wenig von ſeinen Freunden beneidet, die hier noch immer einer unſichern Zukunft entgegen ſahen.

In einem Gaſthofe mit uns in Kopenhagen wohnte einer von Hamburgs ausgezeichneten Aerzten, Dr.

Chaufepié; wir beſchloſſen, zuſammen zu reiſen und wurden von Holſt begleitet. Auf dem Dampfboote wurden wir ſchon mit Freuden aufgenommen. Der Capitain war ein königlich norwegiſcher Marine=Offizier, ein Jugendfreund meines Schweſterſohnes Hagerup; der ein ganzes Jahr, nachdem er ſchon Offizier war, als deutſcher Student in Breslau zugebracht hatte. Der Capitain ſprach viel von ſeinem Freunde, war voll von ſeinem Lobe, und wenn meine Frau nicht unglücklicherweiſe fortdauernd und ſehr heftig von der Seekrankheit angegriffen geweſen wäre, die noch durch das ſtürmiſche Wetter vermehrt wurde, ſo hätten wir die Reiſe eine ſehr angenehme und glückliche nennen müſſen.

Aber die Seekrankheit und ihre Folgen verſchwinden ſchon mit dem Anblicke des Landes. An der Südſpitze von Norwegen iſt eine Küſtenfeſtung, Friedrichsvärn, und daſelbſt die Bildungsanſtalt für die Marine. Mein Neffe Hagerup, nachdem er in Verbindung mit Aubert und Munk an der Küſtenvermeſſung der Nordlande drei Jahre lang gearbeitet hatte — drei Seekartenblätter waren ſchon erſchienen — war jetzt bei der Seekadettenakademie angeſtellt, aber den Sommer

brachte er im Cattegat und in der Nordſee zu. Auch er war verheirathet und hatte ſchon mehrere Kinder, aber ich erwartete kaum, ihn zu ſehen; er trieb ſich in der Nordſee herum, um Verſuche mit einem Schooner von nordamerikaniſcher Bauart anzuſtellen. Er mußte mit dieſem Fahrzeuge in Sturm und Ungewitter manövriren. Er hatte, da er Seemann mit Leib und Seele war, in Breslau mit Enthuſiasmus die Cooperſchen Romane geleſen; dieſer kokettirt bekanntlich mit den Schoonern, die wie die Heldinnen ſeiner Darſtellungen, als reizende Amazonen und Gegenſtände der leidenſchaftlichſten Liebe erſcheinen. Die jugendliche Erinnerung machte es meinem Neffen vielleicht nicht unangenehm, ſich ſelbſt als Commandeur eines Schooners im ſtürmiſchen Meere zu finden. Auch auf die Marinebehörde ſchienen die Romane einen Einfluß gehabt zu haben. Er aber war beſonnener geworden, ſein Bericht fiel nicht zum Vortheil dieſer Meerweiber aus, und die Schooner wurden in der norwegiſchen Marine nicht eingeführt.

Als wir uns jetzt der Küſte bei Friedrichsvärn näherten, war das Wetter durch den Schutz des Landes ruhiger geworden. Es war am frühen Morgen, die

Sonne ſchien hell, meine Familie ſah zum erſten Male die rauhen Felſen an der Meeresküſte, und wurde im höchſten Grade überraſcht. Die Mannſchaft gerieth in Bewegung, der freundliche Capitain ſchickte die Matroſen in die Maſten hinauf, um zu entdecken, ob Hagerups Schooner vielleicht in dem Hafen läge. Lange blieben ſie zweifelhaft, endlich erſcholl die fröhliche Nachricht, daß er da ſei. Der freundliche Capitain Fries jubelte, als wäre ihm das unerwartete und erfreuliche Ereigniß ſo wichtig wie uns. Wir wurden auf der ganzen Reiſe durch ſeine Sorgfalt als die Hauptperſonen des Schiffes betrachtet. Als wir nun bei dem heiterſten Wetter zwiſchen den Felſen in den Hafen einliefen, war ſchon Alles in Bewegung. Schiffe von verſchiedener Größe lagen vor uns, Böte mit Waaren ruderten zwiſchen der Küſte und den Schiffen. Der Schooner mit ſeinen zwei ſchiefſtehenden zierlich gebauten Maſten und ſchlankem Bau nahm ſich in der That höchſt anmuthig aus. Kaum hatten wir angelegt, da erſchien eine ſchöne Schaluppe, kunſtmäßig gerudert, hinten entdeckten wir eine Dame, mehrere Kinder und einen Seeoffizier. Sie beſtiegen unſer Dampfſchiff; ich ſah

Hagerup — er ſtürzte in unſere Arme, ich war unbeſchreiblich glücklich. Seine Frau, ſeine Kinder lernten wir jetzt erſt kennen; aber wir konnten uns nur begrüßen. Das zweite Dampfſchiff, welches uns durch den reizenden, achtzehn Meilen langen Chriſtianer Meerbuſen bringen ſollte, war ſchon zur Abfahrt bereit, die Glocke läutete, wir mußten eilen, unſere Sachen an Bord zu bringen, und die Reiſe ging weiter. Schon hier war das Schiff gedrängt voll Reiſende, die aus den ſüdlichen und weſtlichen Seeſtädten angekommen waren und nach Chriſtiania wollten. Die Seefahrt zwiſchen den reizendſten Gebirgsufern dauerte einen ganzen Tag, und wäre noch angenehmer geweſen, wenn nicht das Gedränge der vielen Reiſenden, die in beſtändiger lärmender Bewegung waren, uns geſtört hätte. Das Dampfſchiff legte rechts und links an, um Paſſagiere abzuſetzen und aufzunehmen. In Moß erſchien mein Neffe, der uns entgegengereiſt war. Wir betrachten ihn als unſern Sohn, er iſt meiner Tochter ein treuer Bruder. Gegen Abend legten wir bei Chriſtiania an. Der Hafen war voll Schiffe, die Stadt mit ihrer reizenden Umgebung erhob ſich vor uns, Alles war zu unſerm Empfange bereit, ein be-

quem und zierlich eingerichteter Gaſthof nahm unſere freundliche Begleitung, den Dr. Chaufepié mit ſeiner Familie und uns auf.

Hier lebten wir nun wie in Kopenhagen mit den bedeutendſten Männern des Landes, aber wie verſchieden! Dort am Hofe von König und Königin ausgezeichnet, umgeben von Miniſtern und hohen Hofbeamten; der Hof ſelbſt durch die größte Feierlichkeit, aus dem gewöhnlichen Daſein herausgetreten und geſteigert: — hier waren viele von den bedeutendſten Männern des Landes meine alten Freunde, ein engvertrauliches Daſein verband uns, jugendliche Erinnerungen beſchäftigten uns, Freunde und Verwandte, wie die Herrſchaft des Staates, gehörten zu einem gemeinſchaftlichen Kreiſe. Mein theurer Freund, Staatsrath Krog, der Schwiegervater meines Neffen, vertrat zu der Zeit die Stelle des Statthalters. Der in der norwegiſchen Geſchichte ſo bedeutende Swerdrug begrüßte mich auf eine edle Weiſe. Herr Bull, Präſident des höchſten Gerichts, erinnerte mich an die frohe Zeit, die ich mit Oehlenſchläger und ihm zuſammen verlebte. Generalconſul Gjerlev verſetzte mich in meine Schulzeit.

Zwar darf ich nicht behaupten, daß das Bild des Landes, wie es mir jetzt entgegentrat, das vollkommen wahre genannt werden konnte. Wie wir Freunde, die nach langer Abweſenheit in unſer Haus treten und eine kurze Zeit bei uns verweilen, nicht mit unſeren Sorgen und Unbequemlichkeiten beläſtigen, lieber die angenehme heitere Seite unſeres Daſeins mit Liebe hervorheben: ſo mußten wir eine ähnliche Mittheilung bei der vertraulichen Art derſelben hier erwarten. Aber bekannt war es, wie ſchnell das Land ſich in wenigen Jahren gehoben hatte. Freilich war ein Hauptzweig des norwegiſchen Handels, der Holzhandel, bedeutend geſunken; Privatperſonen von einem ſo großen Vermögen, wie in früheren Zeiten, fand man nicht mehr: aber ein allgemeiner gemäßigter Wohlſtand herrſchte allenthalben; den Staat konnte man nach der Entdeckung und dem Betriebe der neuen Silbergruben in Kongsberg, und bei der vielleicht zu genauen Oekonomie der Regierung und des Storthings, verglichen mit anderen europäiſchen Staaten, reich nennen. Der König war, obgleich man einige Forderungen, die mehr den Stolz und die Selbſtändigkeit des Volkes, als ſeine Wohlfahrt betrafen, nicht erfüllt ſah, dennoch

beliebt, und im Ganzen fand man ſich glücklich und zufrieden. Ich kann die ſchönen Tage, die wir hier zubrachten, nicht ausführlich behandeln, ſie verfloſſen ſchnell und heiter. Die Studirenden begrüßten mich mit einem Fackelzuge. Freundſchaft und Liebe umgaben mich, nur eine ſchmerzliche Empfindung warf einen Schatten über dieſe anmuthige Zeit. Einer meiner treueſten Jugendfreunde, Norwegens Statthalter, Graf Wedel-Jarlsberg, erſchien in Berlin. Es war den Tag vor meiner Abreiſe. Die Stuben waren mit den für die Reiſe beſtimmten Gepäcke gefüllt, als der alte Herr mit gichtiſch geſchwollenen Füßen ſich mühſam in meine Wohnung durch den Bedienten hereinführen ließ. Er war auf einer Reiſe nach Wiesbaden begriffen, und hoffte viel von dieſem Bade. So ſehr nun auch die Art, wie er erſchien, uns in Schrecken ſetzte, ſo war doch Alles vergeſſen, als er ſich auf das Sopha niedergelaſſen hatte; ſo wie er da ſaß, glaubte ich durchaus den jugendlichen Freund wieder zu ſehen. Der charakterſtarke, geiſtreiche, für Norden auf immer geſchichtlich bedeutende Mann, der eine ſo großartige Zeit durchlebt, ja geleitet hatte, trat mir noch mit jugendlich friſchen Zügen, mit den feurigen

Augen, die Entſchiedenheit mit Milde, Güte und Treue verbanden, entgegen. Wir waren allein, wir ſchwelgten in den Erinnerungen früherer Tage; ich fand mich reich und gehoben durch einen Freund wie dieſen. Leider erfuhr ich, daß ich ſeine Gemahlin nicht in Chriſtiania treffen würde, ſie war ebenfalls nach einem Bade (Loka=Brunn) in Schweden gereiſt. Ich habe eine Neigung, die ich nicht leicht unterdrücken kann — wie Menſchen, die ich lieb habe, wohnen, eingerichtet ſind, muß ich wiſſen, ihre Umgebung muß ich kennen; ſo forderte ich meinen Freund auf, Anſtalten zu treffen, damit ich ſein Schloß Jarlsberg, welches ſeit meiner letzten Anweſenheit in Norwegen von ihm gebaut und fertig geworden war, ſehen könnte. Ebenſo war es mir ein, wenn auch ſchmerzliches Vergnügen, Bogſta, ſeine reizende Landſtelle, wenige Meilen von Chriſtiania, wo ich bei ſeinem Schwiegervater und mit ſeiner trefflichen Gemahlin angenehme Tage zugebracht hatte, wieder zu ſehen. Er verſprach meine Wünſche zu erfüllen, und hat Wort gehalten. Wir blieben bis tief in die Nacht ſitzen. Ich ſah ihn nie wieder; er ſtarb im Bade den 26. Auguſt 1840. Ich habe ſeine Büſte von Mikkelſen, dem Sohne eines

Bauern in Bärdalen, einem Schüler von Thorwaldſen und hier wie in Schweden ſehr geſchätzten Bildhauer, geſehen. Dieſe Büſte iſt in Berlin in Zink gegoſſen von dem hier ausgezeichneten Zinkgießer Geis; ob aber dieſes leicht oxydirbare Metall dem rauhen Klima im Norden, aufgeſtellt auf einer freien Höhe, Trotz bieten wird, iſt leider ſehr zu bezweifeln.

Die imponirende Gegend von Krogkleven, die ich von meiner frühern Reiſe kannte, war, als L. v. Buch ſie in den erſten Jahren des Jahrhunderts beſchrieb, kaum weiter als in Chriſtianiaſtift bekannt. Jetzt, da ſo viele Reiſende Norwegen beſuchen, wird dieſe Stelle von allen bewundert, und iſt in England allgemein bekannt; im nördlichen Deutſchland wird ſie faſt wie die bewunderten Harzgegenden genannt. Als wir uns von unſeren theuern Freunden, ich von meinem Vaterlande, wahrſcheinlich zum letzten Male, trennen mußten, hatte eine Geſellſchaft von Verwandten und Freunden beſchloſſen, uns bis dorthin zu begleiten. Die Gegend links von der kühnen Bergkluft war, ſeit ich ſie im Jahre 1814 bereiſte, bekannter, wenn auch nicht zugänglicher geworden. Man hatte den König von Schweden bei ſeinem letzten Beſuche

in Norwegen nach der höchſten Spitze des Gebirges geführt, wo man eine der großartigſten Ausſichten genießt. Vor unſeren Füßen lag das fruchtbare Thal Ringerige mit dem großen Landſee Tyri-Waag, ein erweiterter Fluß, wie die meiſten norwegiſchen Landſeen. Zwar iſt dieſes weite Thal ſelbſt durch und durch gebirgig, aber die verhältnißmäßig kleinen Erhöhungen nimmt man oben kaum wahr; man glaubt eine völlige Fläche zu überſehen, voll üppiger Aecker, ſtark bewohnt, mit freundlichen Häuſern, die zerſtreut umher liegen, bedeckt. Wo der See ſich wieder verengert, wird das Thal durchſtrömt von einem der reizendſten und zugleich mächtigſten Flüſſe Norwegens, ja wir dürfen kühn ſagen, Europas, durch Drammens Fluß, der ſich im Innern des Landes durch eine Menge brauſender Katarakten, bei Modum durch den kühnen Waſſerfall auszeichnet, und dann ruhiger forteilend ſich in den Chriſtianiaer Fjord ergießt. Das üppige Thal iſt von hohen kühnen Gebirgen, die ſich übereinander thürmen, rings umgeben; in der Ferne entdeckt man den kühnen Gauſta in Tellemarken; aber der Weg von der Landſtraße und von dem kleinen Blockhauſe aus zu dieſer reizenden Stelle iſt für nord-

deutſche Frauen äußerſt beſchwerlich. Dieſes Blockhaus iſt nahe an der Landſtraße, wo die rieſenhafte Bergſpalte ſich ſteil in das Thal hinabſtürzt, für die Reiſenden angelegt. Von da ſteigt man durch vollkommen wilde Gebirge über mächtige rauhe Steinmaſſen, die roh und, wie es ſcheint, unzugänglich übereinander gewälzt ſind, nach der Höhe fortſchreitend. Allenthalben rieſeln die Bäche, oft ſtürzen wilde Waſſermaſſen uns ſchäumend entgegen, oft ſteigen die Höhen ſteil empor; ein Paar Stunden braucht man, um den Gipfel zu erreichen. Eine Menge Pferde waren zuſammengetrieben, um die Geſellſchaft fortzubringen; mit Frauenſätteln für die Frauen. Alle bedienten ſich der Pferde, nur meine Frau entſchloß ſich zu gehen; ſie ward von Allen bewundert, denn ſie ſetzte es durch. Obgleich nun dieſe Beſteigung des Berges mit Beſchwerden verbunden war, die den deutſchen Damen bis dahin völlig unbekannt waren, erſchienen ſie dennoch anziehend. Die fremde, ergreifende Gebirgsnatur, die wilde Umgebung, die Alpenvegetation in ihrer bis jetzt völlig unbekannten Form, hier und da ein Blick durch die Bäume nach dem fruchtbaren Thale und den fer=

nen grauen Gebirgen, die reitenden Herren und Frauen, Voreilende, die hoch über uns, den Nachbleibenden, erſchienen, die Pferde hier ſtrauchelnd, dort mühſam kletternd, boten Erſcheinungen dar, wie die deutſchen Frauen ſie nur in dem bequemen Sopha ſitzend, aus den Erzählungen der Reiſenden oder aus dichteriſchen Darſtellungen kannten, und wohl nie auf andere Weiſe kennen zu lernen erwarteten.

Auf der Spitze, dicht an einem Abhange, ließen wir uns nieder; wir brachten eine lange Zeit hier zu. Das Ueberraſchende der großartigen Umgebung riß uns hin, der junge Dr. Skjött, der Schwager meines Pflegeſohns, den ich ſchon bei ſeinem früheren Aufenthalte in Berlin ſehr lieb gewonnen hatte, blies das Waldhorn, was in dieſer Umgebung einen ergreifenden Eindruck machte. An die Beſchwerden des Rückzuges dachte keiner, obgleich ſie bedenklicher waren als die des Aufſteigens. Doch gelangten wir alle, zwar erſchöpft, aber ſicher in dem Blockhauſe an, und das rauhe Gebirge lag wie ein dunkles Geheimniß hinter uns. Frauen und Männer ordneten nun ihren Anzug, und da wir uns wieder wechſelſeitig begrüßten, erſtaunten wir nicht wenig, als wir eine glänzende Tafel

vor uns ſahen. Eine Mahlzeit ward aufgetragen, ſo einladend, als ſäßen wir in den prachtvollen Sälen eines reichen Hauſes. Die ſchönen Weine waren in Ueberfluß da, der erheiternde Champagner ſteigerte die Fröhlichkeit, Alles war voll Jubel. Dr. Skjött war jetzt unſer Wirth. Es iſt merkwürdig, wie man ſich über den nächſten Augenblick der Trennung bei einem ſolchen fröhlichen Mahle zu täuſchen vermag. Wir trennten uns. Dr. Chaufépié, ſeine Frau und Pflegetochter, mein Neffe und ſeine Frau, und ihr jüngerer Bruder, ein echter Norweger, Hakon Krog, entſchloſſen ſich, uns durch das Land bis zur Südſpitze von Norwegen, wo wir meinen Neffen Hagerup, aber leider auch das trennende Dampfſchiff erwarteten, zu begleiten.

Auf eine angenehme Weiſe erhielt ich eine ſpätere Nachricht von dieſer Geſellſchaft. Mein Freund und College, Europa's berühmter Geograph, Ritter, war wenige Tage nach meiner Abreiſe nach Chriſtiania gekommen. Als er nach Krogkleven kam, war noch die prachtvolle Mahlzeit und die glänzende Geſellſchaft ein Gegenſtand des lebhafteſten Geſprächs in der ganzen Gegend. Ich erſchien dadurch unter meinen Lands-

leuten auf eine ausgezeichnete Weiſe, und in der Erzählung ſeiner Reiſe, die er in der hieſigen geographiſchen Geſellſchaft vortrug, glaubte er dieſen kleinen, Umſtand erwähnen zu müſſen. Ich erzähle dies nur, weil ein romanhaftes Geheimniß dahinter verborgen lag. Dr. Skjött war ein junger Witwer, und lebte ganz für das hinterlaſſene Kind ſeiner Frau, die vor zwei Jahren geſtorben war. Ich merkte wohl während der Mahlzeit, daß der junge Mann ungewöhnlich aufgeregt war. Und als nun die Stunde der Trennung herannahte, hatte er gewußt, die reizende Pflegetochter unſeres Freundes, des Dr. Chaufépié, einen Augenblick allein zu ſprechen, und auf die leidenſchaftlichſte Weiſe ihr ſeine Liebe erklärt. Gleich darauf erfolgte die Trennung. Die Tochter vertraute nun ihrer geliebten Pflegemutter, einer Frau, ſo ganz von Liebe und Güte durchdrungen, wie ich wenige Frauen gekannt habe, Alles an. Sie erſchrak ſehr; die Zeit der Bekanntſchaft war zu kurz, das fremde Land und die Entfernung, in welcher das Mädchen leben ſollte, wenn der Antrag angenommen wurde, war bedenklich: und doch war der junge Mann ſo redlich und treu, ſeine Verhältniſſe erſchienen ſo gün-

ſtig, daß man einen entſchiedenen Abſchlag nicht wagte. Ich erfuhr nichts von dieſer Sache, aber die Frauen vertrauten es ſich unter einander. So lag hinter dieſer liebevollen Aeußerung der Zuneigung zu uns, doch auch ein tieferes, lieblicheres Geheimniß verborgen. Ein Jahr darauf fand in Hamburg die Hochzeit ſtatt.

Obgleich ich dieſe letzte bedeutende Reiſe am Schluſſe des nur zu weitläufig gewordenen Werkes möglichſt kurz berühren will, kann ich doch ein Ereigniß nicht mit Stillſchweigen übergehen, weil es mich in der That gerührt hat. Ich hatte von Chriſtiania aus nach Jarlsberg, wo der verheirathete älteſte Sohn des Grafen Wedel-Jarlsberg wohnte, meine Ankunft mit meiner etwas ſtarken Begleitung angezeigt. Das Schloß liegt auf der Südſpitze des Landes, ſechzehn bis achtzehn Meilen von Chriſtiania entfernt. Als mein Brief ankam, war der Graf eben nach dieſer Stadt abgereiſt, um einen kranken Bruder zu beſuchen. Die Gräfin ſandte eilig den Brief nach Chriſtiania; der Graf verließ augenblicklich die Stadt, und war eben, als wir ankamen, von der Reiſe zurückgekehrt. Mit echt norwegiſcher Gaſtfreundſchaft wurden wir alle hier aufgenommen, und ich geſtehe, daß ich die Kürze des Auf-

enthalts, als wir den folgenden Morgen früh Jarlsberg wieder verlaſſen mußten, ſehr bedauerte.

In Friedrichsvärn, wo mein Neffe, der uns zuerſt in Norwegen begrüßt hatte, uns erwartete, verlebten wir ein Paar Stunden ſehr froh; worauf dann die ſchwere Trennung erfolgte. Zwei Schweſtern von Hagerup hatten eine lange Reiſe gemacht, um uns noch zu begrüßen. Sie kamen leider erſt in dem Augenblicke an, als wir das Haus verließen, um das Dampfſchiff zu beſteigen. Dieſes dem rohen Mechanismus geopferte Leben der neuern Zeit ſtellt doch auf eine ſchneidende Weiſe Verhältniſſe dar, die in allen Richtungen, ſelbſt in den bedeutendſten, immer entſchiedener und drohender hervortreten.

Vierzehn Tage waren kaum vergangen, und wir waren, nachdem wir uns ſchon in Gothenburg von der uns ſehr theuer gewordenen Familie Chauſépié getrennt hatten, wieder in Kopenhagen, wo ſich freilich Alles geändert hatte. Hier war es jetzt ganz ſtill. Das Königliche Paar hatte die Reſidenz verlaſſen, um nach der Krönung die Reiſe durch das Land zu machen. Ich hatte die gnädige Aufforderung erhalten, ihre Ankunft in Altona zu erwarten. Wir

verlebten noch einige frohe Tage mit Verwandten und Freunden in Kopenhagen.

Von Thorwaldſen begleitet, wurden wir jetzt in eine idylliſche Gegend verſetzt, in welcher der Kunſt eine ſtille Stätte geweiht war, nach dem Gute des Barons Stampe, wo uns auf die anmuthigſte Weiſe ein wichtiger Moment aus den letzten Lebensjahren des Künſtlers aufgeſchloſſen wurde. Hier war es mir nun auch vergönnt, in einer liebenswürdigen Familie ruhige Tage mit meinen Freunden Oehlenſchläger, Grundwig und dem mir ſo theuern Sibbern zuzubringen.

Von Nyſöe zurückgekehrt, reiſten wir nach Helſingör, jenem Aufenthalte meiner Kindheit. Wir blieben nur einen Tag dort, ohne einen Menſchen zu ſehen. Das elterliche Haus, welches ſechzig Jahre früher mich als Kind aufnahm, war nicht mehr; es war in ein modernes Bad verwandelt. Mir war es angenehm, dieſe Stunden der wunderbarſten Erinnerung in ſtiller Familien-Einſamkeit zu verleben.

Wir eilten nun ohne Aufenthalt durch Kopenhagen nach Roeskilde, wo die Stände ſich verſammelt hatten, und wo wir auch die Baroneſſe Stampe und Thorwaldſen trafen.

Wer ſich meines Knabenlebens in Roeskilde noch erinnert, der weiß wie bedeutend die Zeit war, die ich hier von 1785—1787 zubrachte. Sie enthielt in der That die ſchon erkennbaren Keime der Entwickelung. Jetzt beſuchte ich dieſe Stätte wieder. Der Gaſthof, in welchem wir abſtiegen, hatte noch, wie 55 Jahre früher, den beſten Ruf, war noch nach dem alten, dem ganzen Lande bekannten Namen, der Wirthin, der Madame Roſted, benannt; ja die alte, einfache Form war kaum verändert. Ich bewohnte mit meiner Familie die Stuben, die mir als Kind ſchon bekannt waren. Meinen alten Freund Biſchof Mynſter fand ich als Mitglied der Ständeverſammlung; Derſted war königlicher Commiſſarius, Dänemarks berühmter Naturforſcher Schouw war der Präſident. Die feierliche Art, mit welcher man den großen bewunderten Künſtler aufnahm, ſollte auch auf mich übertragen werden.

Den Morgen nach unſerer Ankunft wurde die alte, jetzt wieder im alterthümlichen Sinne reſtaurirte Domkirche, die Pflegerin meiner einſamen dichteriſchen und geſchichtlichen Phantaſie, uns eröffnet. Ein meiſterhafter Orgelſpieler ließ ſich hören. An Thorwaldſens

Seite ſah ich nun, höchſt wahrſcheinlich zum letzten Male in meinem Leben, die königliche Grabſtätte mit ihren Marmor-Monumenten, die Stätte zugleich, wo das herrliche Erzeugniß des hohen Alters des Künſtlers, die Statue Chriſtians IV., ihren Platz erhalten ſollte. Ich hatte Wochen hindurch, täglich umgeben von den größten Meiſterſtücken der neueren Kunſt, gelebt, und erſchrak, als ich den großen Abſtand zwiſchen dieſen und den ältern Bildwerken der Kirche wahrnahm, und die Umgebung, in welche eines der letzten bewundernswürdigen Erzeugniſſe meines Freundes verſetzt werden ſollte.

Die Stände hatten ein feſtliches Mahl veranſtaltet, an welchem ausnahmsweiſe auch Frauen Theil nehmen durften. Neben Thorwaldſen ward auch ich begrüßt.

Die höchſt anmuthige, fruchtbare, feuchte, quell- und waldreiche Gegend, die faſt wild, hier und da ſumpfig, unter einer üppigen, vegetativen Decke die letzten Spuren der Ruinen der alten mächtigen Reſidenz verbarg, in welcher mein träumeriſches Naturleben wild und üppig wucherte, wie die Vegetation, im innigen Bunde mit dieſer, ſollte mich wieder auf-

nehmen unter ganz andern Verhältniſſen, die mir doch auch höchſt bedeutungsvoll erſchienen. Die Gegend hatte ſich in einen freundlichen Park verwandelt, bequeme Gänge führten nach allen Richtungen. Die Quellen, die ſich vor länger als einem halben Jahrhundert in den Sümpfen verliefen, nicht ſelten die Gegend auf einzelne Strecken faſt unzugänglich machten, rieſelten jetzt reinlich und klar neben den trocknen Wegen zwiſchen dem dichten Gebüſch, umgeben von hohen Bäumen. Freundlich eröffneten ſich hier und da reiche Ausſichten nach der fruchtbaren, anmuthigen, mit Dörfern beſäeten Gegend, und nach den klaren, blauen Wogen des Meerbuſens. Mich überwältigte dieſer Anblick. Die Gegend war mir ein Theil meines innern Daſeins. Wie eine rohe Natur wucherte hier Alles, jeder Keim des innern phantaſtiſchen Lebens, üppig, reich, aber auch urſprünglich, wie es friſch und unmittelbar einer geſunden Natur entquoll. Dieſe einſame, verborgene, unzugängliche Region eines eigenthümlichen, menſchlichen Daſeins ſollte auch geordnet, verſtändlich in ſeiner urſprünglichen Friſche verharren, aber aufgeſchloſſen werden in ſich und für die Welt. Es befiel mich eine drückende Angſt, als

ich dieſe Betrachtung anſtellte. Neben mir ging noch immer in ſtolzer Ruhe der Mann, der eine beſtimmte Aufgabe auf die großartigſte Weiſe gelöſt hatte, deſſen Werke bleibende Monumente für die Welt waren, anerkannt von der ganzen Zeit. Es war nicht möglich, von einem ſtrengeren Mahner begleitet zu werden.

Die Aebtiſſin des Kloſters, Gräfin Lüttichau, hatte das Verdienſt, dieſe freundliche Gegend für die Stadt gewonnen zu haben. Wenige Städte haben eine ähnliche. Dieſe Dame war die Schweſter des Grafen v. Lüttichau, mit dem ich während meines Aufenthalts in Breslau in freundlichen Verhältniſſen lebte und der ſchon früher genannt iſt.

Die Zeit der Trennung nahte heran, die großen öffentlichen Verhältniſſe von König, Volk und Land, die mit meinem engern freundſchaftlichen, mit meinem eigenthümlichen innern Leben, mit meinen theuerſten Erinnerungen in eine ſo nahe freundliche, ja ich darf ſagen vertrauliche Verbindung getreten waren, ſchloſſen hinter mir ab, und als wir drei auf gewohnte Weiſe, wie auf den deutſchen Chauſſeen, umfangen von freundlichen Gegenden, fortrollten, war mir ſeltſam zu Muthe. Wie ein Fragment aus dem großen

vaterländiſchen Epos, erſchien mir das anmuthige Soröe. Es knüpften ſich wunderbare, früher nicht erfüllte Wünſche an dieſen Aufenthalt. Ich habe hier theure Freunde, Hauch und Ingemann, als Dichter auch in Deutſchland bekannt, und Hjorth, den geſchätzten Philoſophen, meinen lieben Freund.

Eilig ging nun die Reiſe weiter zu unſeren Verwandten über den großen Belt nach Fühnen, durch Gegenden, die zu den anmuthigſten gehören. Ich beſuchte einen meiner älteſten Freunde, Laub in Frörup, der in meiner Jugend einen großen Einfluß auf mich gehabt hat. Er war Prediger des Orts, jetzt mein Verwandter, denn mein Neffe Zeuthen hatte ſeine Tochter geheirathet. Bei ihm lebte ſeine ehrwürdige Schweſter, die ſich durch Geiſt und Bildung aus- auszeichnete.

Auch bei dem ſiebzigjährigen Schwager und ſeiner Frau, meiner Schweſter, brachten wir einige herrliche Tage zu, und ich kann nicht unterlaſſen, einer Feier kurz zu erwähnen, die dazu dienen kann, das ſchöne Familienleben in ſeiner langen Dauer und ſeinem Glücke zu bezeichnen. Zwei Töchter wurden an demſelben Tage getraut. Jetzt in dieſem Sommer 1844

wurde die ſilberne Hochzeit beider im elterlichen Hauſe gefeiert. Die Familie verſammelte ſich da, ſiebzehn Kinder und Enkel umringten das alte patriarchaliſche Ehepaar.

Wir kamen gerade zur rechten Zeit in Hamburg an, als das Königliche Paar feierlich empfangen werden ſollte. Es lag den Hamburgern etwas daran, den König von Dänemark zu gewinnen. Er ward von ſeinen reichen Unterthanen in Altona, den Herren Conferenzräthen Bauer und Donner, und von dem Hamburger Senator und Beſitzer Flottbeks, Herrn Jeniſch, mit großer Pracht aufgenommen, und auch in Hamburg feſtlich empfangen, wo mein alter Freund Siveking, den ich zu meiner Freude in Kopenhagen als Abgeſandten der Stadt Hamburg fand, den Empfang des Königlichen Paares zu veranſtalten hatte. Siveking, welcher das Verhältniß, unter welchem ich mich in Kopenhagen aufgehalten hatte, genau kannte, fand Gelegenheit, den Freund, der ihn in Hamburg beſuchte, als völlig zum königlichen Gefolge gehörig, zu

betrachten. Nun wurden wir wieder in das Hofleben hineingezogen; wir erhielten von neuem Beweiſe der königlichen Huld. Syndikus Siveking gab dem Könige ein ſinniges Feſt in ſeinem Hauſe, bei welchem mit den Senatoren, die Gelehrten und Künſtler der Stadt erſchienen. Er ſelbſt hielt eine Anrede an den fremden Regenten, die ich den beſten der Art, welche ich je gehört habe, gleichzuſtellen wage.

Die Königin legte hier Beweiſe von ihrem religiös wohlthätigen Sinne ab; — meine Frau und Tochter durften ſie begleiten, als ſie in Altona und Hamburg die wohlthätigen Anſtalten mit großem Intereſſe beſah. Vor Allen wurden zwei uns freundſchaftlich geſinnte Perſönlichkeiten zu unſerer Freude durch dieſes königliche Intereſſe gehoben. Es war der Director des rauhen Hauſes, Herr Wichern, und Fräulein Amalie Siveking; welche beide durch die Tiefe chriſtlicher Geſinnung, durch die entſchiedene Aufopferung des ganzen Daſeins, aber auch durch ein bewunderungswürdiges practiſches Geſchick, wodurch ſie ſelbſt den anders Geſinnten Anerkennung abzwingen und ſie beherrſchen, zu den ausgezeichnetſten Perſönlichkeiten, die ich mein langes Leben hindurch das Glück hatte, kennen zu lernen,

gerechnet werden müſſen. Amalie Siveking brachte viele Abende bis nach Mitternacht in unſerm Gaſthofe mit uns zu, und ſie war uns doppelt theuer als Schweſter eines meiner geliebteſten Freunde, Sivekings in London, der ſeine deutſche Geſinnung in einem fremden Lande rein zu erhalten gewußt hat, und mich öfters mit ſeiner liebenswürdigen Frau in Breslau und Berlin durch ſeinen Beſuch beglückte.

Als wir uns nun auf der Gränze von dem uns gewogenen Königlichen Paare, ſo wie von den Freunden trennten, ergriff uns eine tiefe Wehmuth; wir erkannten, daß jetzt eine bedeutende Epoche unſeres Lebens abgeſchloſſen war.

Noch ſollten wir auf dieſer Reiſe, die wunderbar reich war, etwas ſehr Erfreuliches erleben. Eine Schweſter meiner Schwiegermutter war in Lüneburg verheirathet geweſen und vor vielen Jahren geſtorben. Dieſer Zweig unſerer Familie in Hannover war von dem preußiſchen durch Lebensverhältniſſe lange getrennt. Nun bekam ich in Hamburg einen Brief von einem Verwandten, Nolte, welcher in Lüneburg als angeſehener Juriſt lebt. Er wünſchte uns bei ſich zu ſehen. Wir meldeten unſere Ankunft, und glaubten zur Mit=

tagszeit dort einzutreffen, aber die ſchlechten Wege in der Haide hielten uns auf, der Abend fand uns noch auf der Landſtraße. Ungeduldig wurden wir von den müden Pferden in völliger Dunkelheit fortgeſchleppt. Als wir Lüneburg erreichten, mußten wir uns auf den dunkeln fremden Straßen nach der Wohnung des Verwandten erkundigen, und als wir uns dieſer näherten, ſahen wir ein großes Gedränge von Menſchen. „Hier iſt ein Unglück geſchehen,“ äußerte meine Tochter ängſtlich. Ich vermuthete eine Feuersbrunſt, weil mir eine ſtarke Erleuchtung auf der Straße auffiel. Langſam und mit Mühe fuhren wir weiter, und entdeckten einen großen Garten, der durch ein Gitter von der Straße getrennt und mit einer Menge bunter Lampen feſtlich geſchmückt war. Der Wagen hielt ſtill, der Verwandte empfing uns und wir wurden in den Garten geführt, welcher von Gäſten wimmelte. Schon zu Mittag hatte eine große Geſellſchaft uns erwartet.

Auf eine ſo glänzende Weiſe wurden wir von unſeren Verwandten empfangen. Ein Bruder unſeres freundlichen Wirthes, Prediger in dem vormals geſchichtlich merkwürdigen Bardewyk, verſammelte Verwandte und Freunde zu einem feſtlichen Mahle am

zweiten Tage, und am dritten waren wir bei dem jüngſten Bruder, ebenfalls Prediger und Vorſteher eines bedeutenden Erziehungs-Inſtituts. Im Taumel der Geſelligkeit verlebten wir die Tage, deren Feſtlichkeit durch lehrreiche Unterhaltung wohlunterrichteter Männer, durch die geſellige Anmuth der Frauen, durch Betrachtung der Merkwürdigkeiten der geſchichtlich bedeutenden Stadt, am meiſten aber durch die Freundſchaft und Liebe der Verwandten verherrlicht wurde.

Jetzt erſt, nachdem wir Lüneburg verlaſſen hatten, fanden wir uns wieder als gewöhnliche Reiſende, die gelegentlich Verwandte und Freunde vorbeieilend begrüßen, wie meinen Schwager, den Präſidenten von Stelzer in Halberſtadt, die Freunde in Halle, und zuletzt Tieck in Dresden.

Berlin.

Ich kam nach Berlin zurück, und auch hier war lauter Jubel. Wenige Tage nach meiner Rückkunft ſollte der Einzug des Königs in ſeine Hauptſtadt ſtattfinden. Vor faſt vierzig Jahren trat mir Preußen als

ein kriegeriſcher Staat entgegen, und die militäriſche Richtung, die er genommen hatte, preßte mir beinahe das Herz ab. Es war die geiſtige Macht, die mich in dieſes Land lockte, von dieſer erwartete ich ſo Vieles, ſo Großes: aber noch hatte ſie hier keinen irdiſchen Boden gefunden, keine Art nationaler Bedeutung. Die Künſte waren durch die Uniformen repräſentirt, die Poeſie verſtummte den Trommeln gegenüber, und die orientaliſche Zeit, in welcher die geiſtige Freiheit den Stock noch fühlte, lag zu nahe. Die Zukunft, welche die Wachtparade in geiſtige Bewegung ſetzen ſollte, war ſchon da, es ſchien, als ſollte Alles zu Grunde gehen, ja als wäre es ſchon zu Grunde gegangen; aber die blutenden Wunden der harten Züchtigung hatten das Volk nicht getödtet, vielmehr innerlich erſchüttert und ihm neue Kraft gegeben. Als der Bürger Krieger ward, fand der Geiſt Waffen, und durch dieſe einen Boden; er mußte erſt, wenn auch unbeſtimmt und geſtaltlos, heimiſch werden im Lande. Der Stock verſchwand; der ehrenhafte Bürger war ſchon innerlich bewaffnet, bevor er in Reihe und Glied trat. Er verdrängte den elenden, gemietheten Soldaten, es fing an für eine Ehre zu gelten, Krieger zu

ſein, und an die Stelle der bloßen Politik trat das lebendige Volksthum. Da ſah ich, wie das Volk inmitten des Drucks ſich ſammelte, wie es ſich um den geliebten Herrſcher ſchaarte. Ich durfte in die Mitte dieſes neu erwachten Lebens treten, ſeine Sorgen und ſeine Triumphe theilen. Da erhielt ſelbſt jene militäriſche Zucht, die mich früher als eine weſenloſe Form zurückſtieß, ihre Bedeutung.

Da war es, als träte das größte, tiefſte Geheimniß der Geſchichte, die Einheit der ſelbſtändigen Freiheit und der Hingebung, der Treue und des Gehorſams mir entgegen. Dieſer Einheit ergab ich mich, ſie leitete alle meine Gedanken, und wenn ich manchmal — ich will es nicht leugnen — für die Freiheit zitterte, wenn die Großen ſich gegen dieſe zu verſchwören ſchienen, um nur den Gehorſam zu retten, ſo war meine Angſt nicht geringer, wenn dieſer unſicher zu werden anfing und zu ſchwinden ſchien. Es ward mir klar, daß es ein bindendes Glied gab, welches mit Freiheit gehorchte und durch Gehorchen frei ward, das war die Treue, die das Mannigfaltige zur Einheit verband, indem man ſich dem Fürſten vertrauungsvoll unterwarf, und ihn als das innerſte Lebensprincip des Volks

in die Mitte deſſelben hineinzog, indem er ſich dem=ſelben ganz hingab. Die Treue iſt dieſelbe, in dem geringſten ſcheinbaren Knechte, wie in dem Fürſten ſelbſt; was die allumfaſſende Liebe für das ganze Ge=ſchlecht, das iſt die heilige Treue für ein Volk; wo ſie nicht iſt, wo ſie nicht lebt, da herrſcht Unruhe, ewiger Widerſtreit und Unſicherheit, Barbarei und Anarchie; ſelbſt wo das Größte und Kühnſte errungen ſcheint ohne ſie, wird es, wenn es ſich zu geſtalten anfängt, wieder in Frage geſtellt, und ſchwebt unſicher ſchwankend hin und her, in ewig wechſelnder Form. Mehr als ein halbes Jahrhundert hat uns dieſe trau=rige Lehre nahe gerückt.

Eine Bürgerſchaft giebt es nur, wo alle äußere vereinzelte Intereſſen ihre Bedeutung in einer höhern organiſchen Einheit finden, die ſich nicht anders den=ken läßt, als durch wechſelſeitige Hingebung. Wo die Treue in ihrer Wahrheit hervortritt, da verliert die bloß äußere Verpflichtung allen Werth. Jene iſt das organiſch Vereinigende in der Freundſchaft, in der ewigen Liebe, im Staate. Das Herz braucht dem Gehirne nicht Treue zu ſchwören, denn ſie gehören ſich gegenſeitig und urſprünglich zu. Alle große und

tiefe Geiſter haben dieſes geſagt, zu allen heiteren und ſchönen Zeiten, wenn es ihnen vergönnt war, laut zu werden; ja es war zu jeder Zeit das Höchſte und Tiefſte, was die Geſchichte zu verkündigen vermochte; zwar in immer lebendigerer Form, immer tiefer das Leben umfaſſend, ſoll es verkündigt werden, ſoll es das Daſein in ſeiner ewigen Einheit mit dem Geiſte offenbaren, aber etwas Höheres als dieſes vermag keine Zukunft auszuſprechen, es iſt die Offenbarung des Heils, des Gottes, der alſo die Welt geliebt hat, daß er für ſie ſeinen eingebornen Sohn gab.

Die Fenſter in den Straßen, durch welche der König einziehen ſollte, wurden für große Summen vermiethet. Zwei Familien hatten ſich vereinigt, wir nahmen ein Fenſter ein, ich ſah, wie die ganze Bevölkerung in Berlin zuſammenſtrömte; die wenigen Bewaffneten, die ſich ſehen ließen, waren nur da, um Unglück zu verhüten, um das Volk, wo Gefahr drohete, gegen ſich ſelber zu ſchützen. — Mir war dieſe Erſcheinung wohl bedeutend. Es war derſelbe Fürſt, welcher, als ich 20 Jahre früher zuerſt das Glück hatte, ihm

nahe zu treten, alle Polizei zurückwies, während das Volk auf ihn von allen Seiten zudrängte. So habe ich ihn kennen gelernt, ſo iſt er geblieben. Wo er in der Mitte ſeines Volks lebt, da lebt das wechſelſeitige Vertrauen zugleich; er zweifelt nie daran. — Er kennt wohl die Verhältniſſe, wie ſie ſich verworren um ihn her entwickeln, aber die Verwirrung entſpringt nach ſeiner Ueberzeugung nur aus Mißverſtändniſſen. Man muß ſich wechſelſeitig verſtändigen, nicht durch Zorn und Ungeſtüm die Verwirrung ſteigern. — Ich darf es verkündigen, denn ich habe es erlebt. — Eine treue Umgebung hat Mühe gehabt, ihn zu überzeugen, daß man, wie damals bei dem Gedränge, das Volk gegen ſich ſelbſt ſchützen müſſe. Und mir war es, als träten die Krieger, die ich vor 40 Jahren zuerſt bei großen Revüen begrüßte, als das bedeutungsvolle Symbol des preußiſchen Staats, jetzt aus der Mitte der frei ſich bewegenden Bürger zum eigenen Schutze hervor. In der Mitte dieſer Bürger, welche die alten Signaturen ihrer Gewerbe hervorgehoben hatten, erſchien nun das herrliche Königs-Paar, deſſen eheliches Verhältniß ein Muſter für das Land iſt; beide nicht bloß äußerlich, auch geiſtig ſich wechſelſeitig umfaſſend. Es giebt

nichts geſchichtlich Kühnes, was Sie nicht durch Ihn verſteht, nichts natürlich Liebliches, was nicht durch Sie Ihm kund wird. Wir ſahen das hohe Paar, umſpielt von der freien Bürgerſchaft. Was iſt hier — fragte ich mich — das Gebietende? Wer iſt der Anführer dieſer Compagnieen? Worin liegt das Anmuthige dieſer wechſelnden Formen, die ſich in der bunteſten Mannigfaltigkeit gefallen, und die ſtarre Einförmigkeit der Uniformen verdrängt haben? Wer iſt der Commandirende bei dieſer Parade? Der Fürſt, er und ſeine hohe Gemahlin, haben ſich dem Volke vertrauensvoll hingegeben, und wer wird es wagen, an ſeiner Stelle den Gebieter darzuſtellen? Giebt es etwas Anderes, was genannt werden kann, als die wechſelſeitige Hingebung, das gegenſeitige Vertrauen, das Herz, welches in geſunden Pulſen ſchlägt, weil es ſein eigenes Lebensprincip in einem ordnenden organiſirenden Gehirne gefunden hat?

Es iſt bekannt, und wird in der Geſchichte nicht vergeſſen werden, welch' eine bedeutende und reiche Epoche mit dem Jahre 1840 hervortrat; reich, nicht ſowohl an Ereigniſſen, wie an Andeutungen einer viel bedeutenden Zukunft. In den langen Friedensjahren

war die lebendige Nationalität, die ſich in mächtiger Geſinnung ausdrückt, zurückgedrängt worden, und ein zerſtörender, abſtracter Kosmopolitismus, der ſich in neuen Staatsſchöpfungen doctrinärer Art gefiel, war an die Stelle getreten. Eine Gefahr drohende Kriſe, eben aus dieſer die lebendige Geſchichte ermüdenden und erſchlaffenden Richtung, trat mit der Julirevolution in Frankreich hervor; nicht ohne Schuld einer unglücklichen Dynaſtie, die durch eine dreißigjährige Erfahrung noch nicht gelernt hatte, die Zeit zu verſtehen, die ſie zu beherrſchen beſtimmt war. Alle Keime einer doctrinären ſogenannten conſtitutionellen Anarchie, die in Deutſchland ſchlummerten, regten ſich drohend; ein Erzeugniß allſeitiger Verirrungen, allſeitiger Schuld. Funfzehn Jahre waren verfloſſen, ſeit der große Kampf völlig ausgekämpft war. Wer wahrhaft an Deutſchland hing, der hatte gehofft, daß nach einer ſo tiefen Erſchütterung es ſich in ſich, d. h. in ſeiner eigenthümlichen geſchichtlichen Entwickelung, zuſammenfaſſen und geſtalten würde; daß es begreifen würde, wie es eine eigene tiefe Aufgabe zu löſen hatte, nicht eine fremde. Aber eben als ich erwartete, daß das Deutſchland, welches ſeine Vergangenheit begriff, welches mich von

meiner frühen Jugend an angezogen, für welches ich gelebt, gedacht, geſtritten hatte, wieder aufleben ſollte, ſah ich mit tiefen Kummer, wie es nicht der inhalts-ſchweren Vergangenheit und den Keimen der feſten Treue des wechſelſeitigen Vertrauens, der religiöſen Liebe ſich zuwandte, vielmehr den ſchwankenden Meinungen der Zeit und den leeren Verirrungen eines feindlichen Volkes, welches, wie es früher mit ſeinen Waffen, ſo jetzt mit ſeinen Meinungen uns zu unterdrücken ſtrebte. Zehn Jahre vergingen in dieſer ſtets wachſenden Furcht. Alles, was durch den herrſchenden Ton in der Literatur, und dieſe unterſtützend, in den Gemüthern drohend ſchlummerte, regte ſich immer mehr; meine ganze Hoffnung ruhte in dem, was ich von einem Fürſten erwartete, dem nahe zu treten mir vergönnt war. Ich ſah es ein, daß der rechte Krieg gegen Frankreich, derjenige, — durch welchen es innerlich überwunden werden ſollte, damit Deutſchland in friſcher Eigenthümlichkeit innerlich aus einer Vergangenheit, nicht bloß äußerlich aus fliegenden Gedanken des Tages ſich erhebe und die Stellung als leitendes Princip für das Feſtland einnehme, die ihm gebühre, — an die fürſtliche Perſönlichkeit geknüpft war, der ich Treue

geſchworen hatte. Deutſchland iſt — das war meine durch ein langes Leben tief begründete Ueberzeugung — berufen, alle cultivirte Völker des Feſtlandes zu befreien, nicht dadurch, daß es ſeine Eigenthümlichkeit fremden Völkern aufzudringen ſuchte, vielmehr dadurch, daß es ein jedes Volk nach ſich ſelbſt und nach ſeiner beſonderen Geſchichte hinwies. Nur ſo konnte ein tieferes Verſtändniß möglich werden, und Völker, zu eigener Perſönlichkeit heranwachſend, jenes wechſelſeitige Geſpräch anfangen, welches die Mißverſtändniſſe der Zeit löſen wird, und auf deſſen Herannahen alle tiefere Geiſter der Zeit warten. So wie in Europa Deutſchland, ſo trat in Deutſchland mir Preußen entgegen, als dasjenige Land, welches als der befreiende Mittelpunkt hervortreten ſollte. In der ganzen Geſchichte dieſes Staates ruheten alle Keime einer neuen Entwickelung. Der große Kurfürſt, der recht eigentlich die preußiſche Monarchie begründete, war berufen, dieſe zu beleben; er blieb dem deutſchen Sinne treu, als jene bedeutende chaotiſche Miſchung von Anarchie einer Volksmaſſe, Abſolutismus des Hofes, Unglaube und verfolgender barbariſcher Fanatismus, betrügeriſche Diplomatik, und von dieſer unterſtützte,

zerſtörende Waffenthat, ſich in Paris erhob, das ganze Feſtland betäubte, durch die Fronde ihren gährenden Mittelpunkt erreichte, und ſchwankend zwiſchen Anarchie und Despotismus die giftige Blüthe durch die Epoche Ludwigs XIV. zuerſt, dann in tief erſchütternder Form durch die Revolution und Napoleon aufſchloß. Es war die Epoche, die an die Stelle eines Papſtes einen chriſtlichen Kalifen ſetzen ſollte, damit man einſehe, wie ſelbſt eine nichtige Aftergeburt der Geſchichte doch nur durch einen tiefern, der Sinnlichkeit unterliegenden Grund, einen vorübergehenden Glanz erhalten konnte. Dieſer Abſolutismus, der Paris an die Stelle des in ſich geſunkenen Roms verſetzte, erzeugte die Revolution und mit dieſer ſeinen eigenen Untergang. Aber die innere, betäubende Herrſchaft, die in der auflöſenden Gährung ruhete, hatte eine peſtartige Krankheit über das ganze Feſtland erzeugt; die Religion, die ſittliche Geſinnung, die Sprache war angeſteckt, und dieſe Peſt herrſcht in Europa noch. Frankreich ſoll nicht bloß äußerlich, ſondern innerlich überwunden werden. Nur wenn wir geheilt ſind, wird das Deutſchland entſtehen, dem ich mich geweiht habe, und was mir Schelling war in meiner Jugend in wiſ=

ſenſchaftlicher, das ward mir in geſchichtlicher Rückſicht die fürſtliche Perſon, an welche ich mich anſchloß in meinem Alter. Er beſtieg den Thron; im Lager erzogen, mußte er als Kind noch mit ſeinem Vater nach den äußerſten Grenzen des Reiches fliehen; er erlebte in früher Jugend den großen, ſiegreichen Kampf in der Mitte der Kämpfenden; ſein ganzes Kindesleben und ſeine jugendlichen Jahre haben es ihn gelehrt, wie die rettungsloſeſte Lage eine Verheißung in ſich einſchließt, wenn ſie ein göttliches Recht feſthält. Er trat jetzt hervor. Wie er öffentlich erſchien, in der alten Hauptſtadt des Königreichs, wie er aus der Mitte des erwachten bürgerlichen Bewußtſeins emporſtieg, Preußen als das eigene, ihm von Gott angewieſene Reich zu beherrſchen, iſt uns Allen in friſchem Andenken. Eben in dieſer Zeit zeigten ſich politiſche Verhältniſſe, die uns mit dem wichtigſten Kampfe, den wir noch zu beſtehen haben, bedrohten. Wer war es, der damals das deutſche nationale Bewußtſein im innern, mächtigen Mittelpunkte vereinigte, daß es laut ward und die lange vermißte Sprache ſich wiederfand? Er war es. Welche bedeutende Stellung Preußen damals einnahm, iſt einem Jeden bekannt.

Am Rhein ruhte ein altes Denkmal deutſcher Größe, in ſeiner Art das koloſſalſte und zugleich das kunſtreichſte, welches die ganze Geſchichte des Geſchlechts jemals ſah. Als Deutſchland ſeine eigentliche geſchichtliche Bedeutung zu verkennen anfing, erlahmten die Hände, verſtummte der kunſtreiche Geiſt, und unvollendet liegt das große Werk da. Aber es hat ſeinen kühnen, die Zeit beherrſchenden Sinn für alle Zeiten ausgeſprochen. Wir ſollen den Bau aufnehmen und erneuern, nicht ſo wie er durch die Erlahmung der Zeit ſtockte, aber im friſch erneuerten Sinne. Was ein erkranktes Leben erfriſchen will, muß ſelbſt lebendig ſein; es ſoll nicht bloß ſich paſſiv hingeben, es ſoll die alte, in ſich erkrankte Zeit über ſich ſelbſt aufklären, daß ſie neu erſtehe. Das wirklich Belebende einer neuen Zeit iſt nur conſervativ, indem es zugleich progreſſiv iſt.

Hier nun an dieſem Gebäude, als an dem unvergänglichen Symbole für ganz Deutſchland, trat der Fürſt hervor; nicht bloß von den vielen Tauſenden, die, hingeriſſen ſeine Worte hörten, ward er vernommen; was von geſchichtlich deutlicher Erinnerung tief ſchlummernd in völliger Bewußtloſigkeit verſunken, von den

herumirrenden Begriffen des Tages betäubt, in den Millionen Gemüthern des deutſchen Volkes ruhte, vernahm den Ruf. Seit der Zeit der Kreuzzüge war keine ähnliche Stimme, welche die Geſchichte in ſich erbeben machte, und an der nämlichen Stelle, vernommen. Verwöhnt, weil ich das Glück hatte, ſo viel Großes unmittelbar zu erleben, beweinte ich meine Abweſenheit, wie die von Belle-Alliance.

Die Rede verſtummte, die große Erhebung der Gemüther mit ihnen, Alles verbarg ſich in die Wolken der verwirrenden Gegenwart. Aber wir wiſſen, daß der Tag nahe iſt; und die düſtern verdunkelnden Wolken machen uns nicht irre.

Schluß.

Daß unſere Zeit mehr eine gährende, proviſoriſche mehr auf eine Zukunft, die ſich geſtalten will, als auf eine in ſich ruhende, abgeſchloſſene, bleibende Geſtaltung hindeutende, in allen ihren mannigfaltigen Richtungen genannt werden muß, iſt eine Anſicht, die ſich

ſo allgemein ausgebildet hat, daß ſie als die herrſchende betrachtet werden kann. Durch ſie wird der Unzufriedene, wie der in ruhiger Zuverſicht für die Zukunft Wirkende in Thätigkeit geſetzt, und wenn im irdiſchen Leben eine ſolche Anſicht zu allen Zeiten da war, ſo drängt ſie ſich doch in unſeren Tagen, da frühere Zeiten bis zu den dunkelſten immer lauter werden und, nachdem ſie vergangen ſind, wieder auferſtehen, um ein Verſtändniß zu finden, welches ſie in ihrem irdiſchen Daſein nicht zu finden wußten, beſonders auf. Eine Betrachtung werde ich, von dieſer Vorausſetzung ausgehend, anſtellen. Sie ſoll in demjenigen, was ich erlebt habe, meine Zukunft darſtellen, wie ſie mir hoffnungsvoll entgegenkommt, und ohne das Gepräge der Subjektivität abzuleugnen, als ein Fortlebendes, Ordnendes zu enthüllen ſuchen; das Fortſchreitende in unſern Tagen, in ſo fern es ein Unſterbliches in ſich enthält, enthüllen, die Gegenwart ihrer wahren Zukunft näher rücken, das zugeſtanden Unfertige demjenigen gegenüberſtellen, was man in übereilender Haſt abſchließend, als ein Fertiges hinſtellen möchte.

Was uns auf eine ſolche Weiſe entgegenkommt,

geht nicht von einem Einzelnen aus, es erſcheint als eine Bewegung des ganzen Geſchlechts, und dadurch als eine That des leitenden liebenden Gottes. Es giebt der Thätigkeit der Zeit im größten wie im kleinſten Kreiſe ihre eigentlichſte Bedeutung. Was wir Segen nennen, erhält ſeine beſeligende Kraft durch eine Betrachtung dieſer Art. Und ziemt ſich das Gebet für den Greis, der ſich dem Grabe nähert und ſich ſeinen nahen Tod nicht verbirgt, daß Gott dasjenige, welchem er wahrhaft nach ſeinem Willen für das Fortſchreiten des Geſchlechts, eben daher durch ſeine Gnade geſtützt, nachſtrebte, beſtätigen und ſegnen möge, ſo wird man es verſtehen und entſchuldigen, wenn ich von Allem mich abwende, was uns in unruhige Bewegung ſetzt und dem unſterblichen Keime einer heilbringenden Zukunft mich zuwende.

Die tüchtige That ziemt ſich für das rüſtige Alter, und nicht für einen jeden in meinem Alter würde ein Entſchluß, wie der meinige zu rechtfertigen ſein; für denjenigen nämlich nicht, der eine bedeutende äußere That in der Gegenwart auf beſtimmte Weiſe zu vollenden berufen iſt. Auch ich habe unfertig, wie alle

meine Werke vorliegen, über Manches noch Rechenſchaft abzulegen und bitte Gott, daß er mir Zeit und Kräfte gönne, damit es, wenn auch unvollkommen, gelinge. Derjenige, an welchen Gott meine Hoffnung für eine größere Zukunft am engſten angeſchloſſen hat, mein König, dem ich vertraue, muß ganz für die Gegenwart thätig ſein. Aber was ich in der Gegenwart ſuchte, deutete von jeher betrachtend auf eine Zukunft und wandte ſich dieſer zu. Ich ſuchte Deutſchland; ich fand es dem drohendſten Untergange hoffnungslos preisgegeben und lebte mit aller Macht meiner Gegenwart nur für ſeine Zukunft. Ich ſehe es jetzt in der Verwirrung der Zeit, innerlich von dieſer ergriffen, und dennoch beſtimmt, eine große Zukunft zu erringen. Ich ſah, wie in früheren Zeiten diejenigen äußeren Verhältniſſe, die Deutſchland mit dem Untergange drohten, auch mein kleineres Vaterland ergriffen und ſeiner Zerſtörung entgegen zu führen ſchienen, es jetzt wieder und zwar auf eine bedenkliche Weiſe in den Kampf verwirrender Meinungen hineinriſſen. Hier wie dort knüpfen ſich meine Hoffnungen an die Geſinnungen fürſtlicher Perſonen.

Was uns daher hier beſchäftigen ſoll, iſt der erwachte Sinn, der ſich zur geſchichtlichen Geſinnung ſteigert, und ohne daß man ſagen kann, daß dieſe die Macht durch irgend eine Perſon erhielt, Wurzel faßte in der Geſchichte und unſere Zeit unterſcheidet von einer vergangenen.

Ich fange mit demjenigen an, was, wenn gleich nur beſondere, wenn man ſie ſo nennen will, engere Verhältniſſe ergreifend, doch eine höhere ſittliche Bedeutung hat. Daß das Chriſtenthum die Sclaverei des Alterthums vernichtete, wird allgemein zugeſtanden, und dennoch erzeugte ſie ſich wieder und zwar in der furchtbarſten Geſtalt, wie die Religionsverfolgung den grauſamſten Haß aus der Quelle der Liebe ſchöpfte.

Unſerer Zeit iſt es erſt gelungen, auf immer den Sclavenhandel als ein Verbrechen in den geſchichtlichen Codex des Geſchlechts hineinzutragen. Ich nenne dieſe Bewegung der Geſchichte zuerſt, weil ſie der Zeit nach die erſte war, die auf einen rein ſittlichen Moment gegründet hervortrat, weil ſie die Geſammtmaſſe der Cultur in ihrem Gegenſatze gegen die Völker, die wir, um einen Ausdruck der Alten zu brauchen, die barbariſche Menſchenmaſſe nennen können, umfaßte, weil

ſie zuerſt das geſammte Geſchlecht in derſelben Alles erlöſenden Geſchichte Gottes aufzunehmen anfing, dann aber auch, weil dieſe erſte Morgenröthe eines beſſern geſchichtlichen Sinnes in meinem Vaterlande hell wurde. Und ich geſtehe, daß ich mit beſonderer Freude die Aeußerung des verſtändigen, beſonnenen, durch ſeine Geſinnung hochgeſchätzten, wie durch ſein Geſchick bewunderungswürdigen Robert Peel vernahm, als er in einer ſchönen Rede, in einem bedeutenden Momente gehalten, auf die ſittlich geſchichtliche Macht der geſetz-gebenden Erklärung eines kleinen Staates aufmerkſam machte, die durch ihren ſittlichen Inhalt, ſo wie ſie ausgeſprochen wurde, eine gebietende Gewalt über alle Staaten erhielt! Der Sclavenhandel iſt leider nicht unterdrückt, leider hat er an Grauſamkeit und Scheuß-lichkeit zugenommen, aber nicht angegriffen iſt der Codex, der von jetzt an auf immer in der Geſchichte gebietet. Nord- und Süd-Amerikaner, Spanier und Portugieſen bleiben geſchichtlich als Verbrecher bezeich-net, denn das Geſetz, welches ſie richtet und verdammt, läßt ſich, einmal veröffentlicht, niemals zurücknehmen. Die Engländer gingen weiter, ſie nur konnten es, als ſie die Sclaven freiſprachen. So hat eine neue Epoche

in dem Verhältniß des Geſchlechts begonnen, ohne daß wir irgend einen andern Urſprung zu bezeichnen vermögen, als die durch das Chriſtenthum hervorgerufene innere ſittliche Bewegung des Geſchlechts.

Wir treffen auf eine zweite Epoche, die das Verhältniß der Völker untereinander ſittlich zu ordnen verſpricht: die innere Umänderung diplomatiſcher Grundſätze, wie ſie in der frühern Geſchichte vorherrſchten und im dreißigjährigen Kriege beſonders mächtig waren. Es liegt freilich hier eine nationale Kaſuiſtik ſehr tief, und ſie iſt ſchwer auszurotten. Und wenn das Verhältniß zwiſchen den cultivirten Völkern und den Barbaren als ein verdammungswürdiges, ja verbrecheriſches beurtheilt wird, ſo muß das zwiſchen den cultivirten Völkern ſelbſt, wie es ſich geſtaltete, noch ſtrafwürdiger erſcheinen. Doch iſt es nicht zu leugnen, daß dasjenige, was ſich zuerſt durch die fromme Geſinnung einer heiligen Alliance äußerte und freilich zu wenig aus den damaligen nationalen Verhältniſſen ſelbſt erzeugt wurde, daher auch zu ſehr auf eine ſchwache Perſönlichkeit hinwies, dennoch als eine, wenn auch fruchtloſe, Andeutung einer innern zukünftigen ſittlichen Geſtaltung betrachtet werden muß, die ſich in

der Geſchichte Bahn brechen will, und deren innerſter Keim ſich nicht mehr verdrängen läßt. Fragen wir nun, wie dieſe Stimmen laut wurden in der Geſchichte, wodurch ſie den großen Einfluß gewannen, ſo können wir keine andere Quelle als die (wenn auch nur mittelbar) der chriſtlichen Religioſität, nachweiſen; ſie iſt entſtanden, ohne daß wir einen menſchlichen Urſprung nennen können. Wilberforce ſprach nur eine Geſinnung aus, die ſchon da war, ohne laut geworden zu ſein. Dahingegen treten die Richtungen moderner Bildung einzeln betrachtet, nicht mit der Sicherheit eines Beſtandes hervor, und wenn ſie eine ſolche dennoch erhalten, ſo gründet ſich die Zuverſicht unſerer Hoffnung nicht auf die Form, in welcher ſie erſchienen ſind. Alles, was ordnend iſt in der Geſchichte der Gegenwart, will den Frieden, und zwar durch ein wechſelſeitig ſittliches und redliches Verhältniß der Völker zu einander; und dennoch ruhen die mannigfaltigſten Mißverſtändniſſe allenthalben. Dieſelbe Maſſe, die alle ordnende Vergangenheit verdrängen will, ſucht den zerſtörenden Haß der Völker gegen einander zu nähren. Denn drohend tritt uns als ein Vorzeichen die Zeit der Revolution entgegen, und

dennoch nur als ſchwaches Vorzeichen einer noch mächtigern Zukunft. Alle Momente der Geſchichte wollen in jedem Gemüth wach werden, der ordnende Inſtinkt einer bewußtloſen Treue, die ſich einer höhern Leitung mit Hingebung unterwarf, und eine geſchichtliche Maſſe bildete, entweicht immer mehr, und ein jeder Krieg wird ein bis zur Religion geſteigerter Meinungskrieg mit allen nächtlichen Zeichen des Fanatismus werden. Das Bewußtſein, daß es ſo ſei, das Schrecken vor einer ſolchen zerſtörenden Zukunft, iſt ſelbſt ein geſchichtliches geworden und die europäiſchen Völker ſtehen daher bewaffnet gegen einander mit einer Anſtrengung, welche die Früchte des langen Friedens in ihrer viel verſprechenden Entwickelung zurückhält. Aber eben hier, wo ein dunkles Geſchick droht, tritt eine mächtige Bildung hervor, durch welche die drohende Gefahr abgeleitet zu werden ſcheint. Sie iſt eine Schöpfung der Begeiſterung, von welcher die deutſchen Völker ergriffen wurden, als ihr Untergang nahe ſchien; ſie trat aus einer Geſinnung hervor, die damals alle Gemüther durchdrang und nur ein Geſchöpf eines vorübergehenden Enthuſiasmus zu ſein ſcheint, aber dennoch bleibende Wurzel in der Geſchichte gefaßt hat. Die

Ueberzeugung, daß ein jeder Bürger, der waffenfähig iſt, Krieger ſein müſſe, daß ein eigenthümlicher Beſitz nur zum wahren geiſtigen Eigenthum geſteigert werden könne, wenn er, wie eine geſunde Organiſation, indem er ſich kräftig entwickelt, zugleich einen jeden Angriff abzuwehren vermag, wie er in jenen herrlichen Tagen entſtand, fand eine ordnende Perſönlichkeit, und Scharnhorſt iſt der Wilberforce aller europäiſchen Krieger geworden. Die Entwickelung dieſer für alle Zukunft wichtigen Schöpfung gedeiht am fröhlichſten, wo ſie entſtand, und die Maſſe unſerer gemeinen Krieger hat eine Wiedergeburt erlangt, die denjenigen, der frühere Zeiten kannte und erlebt hat, in Erſtaunen ſetzen muß. Es iſt mir eine Freude, den preußiſchen Soldaten zu begegnen; das mechaniſche gemiethete Geſchöpf der bloßen militairiſchen Parade verſchwindet immer mehr. Diejenigen, die jene Zeit in ihrer Beſchränktheit aufrecht erhalten wollen, anſtatt was damals ſich einſeitig ausbildete, für eine höhere Geſtaltung frei zu gebrauchen, ſind die Unglücklichen; denn ſchon ſeit Jahren erkannte ich den Sinn, der meinen König durchdringt. Er iſt im Lager erzogen, aber in einem Lager, welches von dem Geiſte eines kriegeriſchen Volkes durch-

drungen war. Was damals Alle erhob und begeiſterte, iſt ihm ein inneres bleibendes Lebenselement geworden. Der Soldat iſt nicht mehr ein bezahlter, der den Bürger vertheidigt, ein jeder eigenthümliche Mann vertheidigt ſich ſelbſt. In ihrem edelſten Sinne iſt die alte Aeußerung: pro aris et focis kämpfen, eine volle lebendige Wahrheit geworden. Dadurch iſt nun der Krieg ein inneres Element des Friedens; die zweckmäßigſte, recht eigentlich practiſche Schule der allgemeinen Cultur hat ihren fruchtbarſten Boden gefunden, und eine jede mit Krieg drohende Zeit, auch wenn ſie ohne Kampf verſchwindet, iſt ein, alle Richtungen des Staatslebens erfriſchender Moment. Wir erlebten, wie zur Zeit der Begeiſterung 1813, eine ähnliche Epoche im Jahre 1840. Was ſo in Preußen entſtand, iſt europäiſch geworden. Alle Völker erkennen die Vorzüge der preußiſchen, und wie wir ſie jetzt ſchon nennen dürfen, der deutſchen Bewaffnung, und die größten fremden Staatsmänner ſehen in den Schwierigkeiten, ſie einzuführen in ihrem ganzen Umfange, Schranken des Staatslebens, die ſie tief betrauern.

Wenn nun auch ein Krieg unvermeidlich iſt, ſo iſt dasjenige, was unſere Zuverſicht begründet, was die

Hoffnung feſthält, daß ein ſittliches Moment wechſelſeitiger Anerkennung der Völker, mit dieſem eine immer reifer werdende Verſtändigung, die höhern geiſtigen Keime erhalten und in ihrer Entwickelung fördern wird: die anerkannte Abſicht aller europäiſchen Völker, den Frieden zu erhalten, wo Leidenſchaften der Maſſe den Krieg hervorrufen möchten. Je länger es den Fürſten gelingt, den Ausbruch eines Krieges zu verhindern, deſto weniger gefährlich wird er, denn deſto mächtiger werden die ordnenden Geiſter des Geſchlechts, die den rohen Zuſtand des gegenſeitigen Angriffs beſchwören, und deren immer mehr wachſende Bedeutung für die Zukunft, wie ich ſie inmitten der gährenden Verwirrung der Gegenwart erkenne, jetzt angedeutet werden ſoll.

Da begegnet mir dann zuerſt tröſtend die geiſtige Entwickelung des Erkennens, der Wiſſenſchaft und Kunſt. Die Geſchichte, wenn ſie wahrhaft progreſſiv iſt, ſchreitet in ſcheinbarem Widerſpruche, wie jene büßenden Pilger, die bei jedem Schritt vorwärts einen halben rückwärts thaten, zu ihrem Ziele. Es iſt ihre eigenſte Bedeutung, auch hierin Nachfolgerin des Erlöſers zu ſein, der die ſchlummernden Geiſter der Vorzeit erweckte.

Die Geſchichtsforſchung, wenn ſie die Thatſachen, als ſolche von allen trübenden Verhältniſſen gereinigt, hervorzuheben verſucht, gewinnt eine Zukunft, die den erworbenen Schatz nie wieder verliert. In unſern Tagen, wo ſie bis zu einem Moment gelangt iſt, welcher früher gar nicht benutzt werden konnte, wo ſie ſich auf die früheſte Naturbewegung der Völker und die durch dieſe hervorgerufene Metamorphoſe verwandter Sprachen zurückzieht, und alle ſchwankende Ueberlieferungen durch dieſen ſichern Maaßſtab zu prüfen unternimmt, hat eine Baſe erhalten, die, was ſie mit Sicherheit gewinnt, für alle Zukunft beſitzt. Naturunterſuchungen dieſer Art ſchließen die dunkelſte Vergangenheit auf und werfen ein Licht auf alle ſpätere Zeiten. Wir wiſſen, welchen Werth unſer König auf Forſchungen dieſer Art legt, und wie er den Mann geehrt hat, welcher der Gründer einer neuen Wiſſenſchaft wurde. Die immer weiterſchreitenden unermüdlichen Quellenforſcher entreißen die Geſchichte immer mehr dem unſichern Wechſel ſchwankender ſubjectiver Vorſtellungen, und wenn auch die Arbeiter in dieſem mühſamen Felde der Maſſe der Unterſuchungen nicht ſelten zu unterliegen ſcheinen, ſo läßt ſich doch der

höhere belebende Geiſt nie völlig verdrängen. Wir beſitzen zwar nicht in unſern Tagen Geſchichtsforſcher wie die Alten, die in ihrem Volke eine ſichere Heimat erkannten, und von dieſer aus mit freiem, großartigem, naturſicherem Blicke ſich ſelbſt in die Mitte aller bekannten Völker ſtellten, mit hellem Auge um ſich ſchauten, wie der ſcharf beobachtende Naturforſcher in der Mitte der gegebenen Geſtalten, Alles gelten laſſend und anerkennend, eben weil es da iſt. Wir ſind noch beherrſcht von Berichtigungen, die auf uns einſtrömen, und während die fortdauernde Correctur uns ganz in Anſpruch nimmt, dürfen wir kaum an die Fortſetzung des Textes denken. Wie doch dürfen wir hoffen, daß dieſe uns gelingen ſollte in einer Zeit, in welcher unſere tiefſte Nationalität zugeſtanden keine Gegenwart iſt, ſondern durchaus eine Zukunft, wenn auch eine keimreiche und hoffnungsvolle?

Aber die Wiſſenſchaft, die als ſolche die reinen Thatſachen am ſchärfſten hervorzuheben vermag, — Thatſachen nämlich nenne ich Gegenſtände der Erfahrung, die von allen ſchwankenden Meinungen losgeriſſen, uns und ſelbſt unſer Denken beherrſchen, und eben wenn wir die Herrſchaft unbedingt anerkennen,

uns frei erklären — die Naturwiſſenſchaft iſt mit einer Macht hervorgetreten, die unſer ganzes ſociales Leben geſtaltet hat. Es wäre vollkommen überflüſſig, hier eine Betrachtung anzuſtellen, die auf eine faſt betäubende Art die Gegenwart beſchäftigt; nur eine Seite derſelben gehört hierher und darf nicht unerörtert bleiben.

So wie die Menge der ſcharf erkannten und in ihren Verhältniſſen beſtimmten Thatſachen wächſt, wird auch das Denken durch ſeinen erfahrungsmäßigen Inhalt ſchärfer und in ſich ſicherer. Völker ſind, nachdem ſie einen Blütepunkt erreicht und Zeiten erlebt haben, deren Verluſt ewig betrauert wird, in eine bedaurungswürdige Barbarei zurückgeſunken; es frägt ſich, ob ein Unglück ähnlicher Art für die cultivirten Völker zu befürchten ſteht. Zwar wäre es durchaus voreilig, in dem Aufblühen der naturwiſſenſchaftlichen Studien, in der Virtuoſität der Mechanik, der Chemie z. B., ein Sicherungsmittel gegen eine zukünftige Barbarei zu finden. Man könnte vielmehr ſehr wohl eine Zeit erwarten, in welcher die in dieſer Richtung am meiſten ausgebildeten europäiſchen Völker eine Rolle ſpielen würden, wie Griechenland während der glänzenden Zeit Roms, oder die Byzantiner, während die Ger-

manen ſtiegen. Aber von dieſer Richtung der rohen Technik in ihrer geiſtloſen Virtuoſität iſt hier gar nicht die Rede, obgleich auch ſie eine Bedeutung hat, die nicht überſehen werden darf. Es entſteht vielmehr inmitten dieſer wachſenden Kunſt, ich möchte behaupten wie in der Geſchichte der Erde, nachdem der Kampf der rohen Elemente gemäßigter geworden, eine höhere Bedeutung eigenthümlicher geſchichtlicher Geſtaltung. Je leichter erzeugt, je ſicherer und anmuthiger geſtaltet der Gegenſtand menſchlicher Arbeit erſcheint, deſto mehr nimmt er auch die höheren, ordnenden, organiſirenden Kräfte in Anſpruch, und in ſofern iſt in unſern Tagen eine Erſcheinung hervorgetreten, die, je bewußtloſer ſie ſich gebildet hat, deſto hoffnungsvoller der Betrachtung entgegen tritt. Die Revolution und ihre unglücklichen Früchte entſtanden dadurch, daß man anſtatt ſich der ſchaffenden, die Geſchichte beherrſchenden Thätigkeit hinzugeben, ſich den allgemeinen Reflectionen zuwandte und von dieſen eine nicht bloß ſichere, ſondern ſehr ſchnelle Hülfe erwartete. Nun iſt mehr oder weniger in allen Bürgern durch die wachſende materielle Cultur, durch die Entſtehung neuer Organe, die die Leichtigkeit der Bewegung, die Klarheit der Mit-

theilung und dadurch die Möglichkeit einer wechſelſei-
tigen Verſtändigung entwickeln und fördern, eine ent-
gegengeſetzte Richtung in der Geſchichte wach geworden,
deren Exiſtenz wir wenige Jahre früher kaum geahn-
det hätten.

Es ſind nur 21 Jahre verfloſſen, ſeit Oken die Naturforſcher Deutſchlands zum wechſelſeitigen Verſtändniß verſammelte. Es war eine Volksverſammlung, die ſich der im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts durch Baco veranlaßten ariſtokratiſchen der Academie gegenüber bildete; auch blieb ſie Jahre lang auf die Naturforſcher und auf Deutſchland beſchränkt. Was iſt es nun aber, wodurch dieſe Art der Vereine allmälig europäiſch geworden iſt, ſo mächtig, daß ſie alle bedeutende Beſchäftigung umfaßt, eine jede in ihrer Eigenthümlichkeit feſthält, eine wechſelſeitige Verſtändigung für lebendige Entwickelung innerhalb beſtimmter Grenzen ſucht, und dadurch ſich zu fördern ſtrebt? Sind die Vereine nicht in wenigen Jahren, als Früchte des Friedens, in allen Ländern mächtig geworden? Wer kann ſagen, er ſei der Urheber einer neuen Richtung der Cultur, die offenbar mit wunderbarer Gewalt ſich aus allen Richtungen des ſich in

ſich beſinnenden geſchichtlichen Lebens erzeugt hat? Ich ſcheue mich nicht, es auszuſprechen, daß ich in dieſer Richtung eine geſchichtliche Wiedergeburt des Geſchlechts ſchaue. Die Corporationen früherer Zeiten erzeugten eine innere Zerſplitterung, einen egoiſtiſchen Separatismus, welcher das ganze Staatsleben anſteckte, von dieſem ging die tödtende Selbſtſucht der Innungen, Monopole, Handelsbeſchränkungen aus, und das Staatsleben aller Völker verwickelte ſich in Widerſprüche, die Ketten erzeugten, die immer drückender wurden, daß man nur durch eine gewaltſame That der gefährlichſten Art ſie zu ſprengen vermochte. Jetzt wollen dieſe Corporationen ſich wieder erzeugen, aber in einem höheren geiſtig lebendigen Sinne. Wenn eigenthümlich geiſtige Organe ſich in ſich verſtändigen, dann werden ſie auch ſich untereinander verſtehen. Aber wie dieſe wunderbare Umkehrung der Geſinnung nicht willkürlich entſtanden iſt, ſo kann auch ihre Bildung nicht durch eine äußere Compoſition der Vereine herbeigeführt werden. Die Ordnung der neuerwachten Corporationen bildet ſich offenbar durch eine Bewegung des Geſchlechts, und die lebendig geſtaltenden Momente dieſer Bewegung werden durch eine höhere

Hand geleitet. Noch iſt dieſe Richtung in den erſten Keimen; nur wer nicht ſinnlich in einer engen ſchwankenden Gegenwart, ſondern in der Geſchichte lebt, kann die große Hoffnung feſt halten, die ihm hier als ein bleibendes Gut des Geſchlechts heiter und geſchwängert von einer mächtigen Zukunft entgegentritt. Daher beſchränken ſich dieſe Vereine nicht bloß auf materielle Intereſſen; auch die höchſten ſuchen eine ſichere eigenthümliche Geſtaltung, die freilich allenthalben jetzt noch eine unſichere, unreife genannt werden muß, und ſo betrachtet, ſchwach, ohnmächtig iſt, ſo daß ein jeder Verein für ſich billig mancherlei Tadel unterliegt. Denn noch ſind dieſe Gemüther übertäubt von dem abſtract allgemeinen, jede beſtimmt eigenthümliche Bildung vernichtenden revolutionären Geſchrei, welches immer geſetzwidriger, tobender, widerwärtiger wird, je mehr es ſeinem Untergange entgegen geht. Es iſt doch auffallend, wie die revolutionäre, die abſolut einſeitig kosmopolitiſche Richtung in ihrem Fortgange ſich ergriffen ſieht von einer Thätigkeit, die in jeder ſondernden Form einen beſtimmten Inhalt ſucht.

Bis auf dieſe Stelle habe ich der Betrachtung ihren allgemeinen Charakter nicht nehmen wollen, hier

aber drängt ſich die Nothwendigkeit auf, die Bedingung zu erwägen, unter welcher eine wechſelſeitige Verſtändigung, eine Einheit der noch getrennten Vereine möglich wäre. Die Begünſtigung einer höhern, bleibenden, das menſchliche Geſchlecht liebenden Hand, welche vorausgeſetzt werden muß, wenn, was uns ſo hoffnungsvoll entgegenwinkt, als eine heitere geſchichtliche Wirklichkeit hervortreten ſoll, kann nur durch eine menſchliche Perſönlichkeit, der wir uns vertrauungsvoll hingeben, verwirklicht werden. Welcher bedeutendere Menſch ergreift ſich nicht in Momenten ſeines Lebens, in welchen er auf den harten Widerſpruch zwiſchen dem, was er im beſten Sinne ausführen möchte, und was er nicht zu thun vermag, ſtößt. Der Wohlthätigſte muß mit harter Entſagung ſeine Wohlthat, der an bedeutenden Entwürfen Reichſte ſeine ideenreiche Thätigkeit beſchränken. Wie oft beklagen wir uns, wenn wir eine ſolche Erfahrung machen; wie unfähig ſind wir, das für uns Heilſame, welches in ihr liegt, zu erkennen; denn was in unſerer wohlthätigen Geſinnung echte Liebe, was in unſern ideenreichen Entwürfen Wahrheit iſt, hat ein Daſein, und wir würden uns weniger beklagen, wenn wir die Selbſtſucht

der That hinzugeben, und das Edelſte unſeres eigenen Daſeins auf einen andern mit hingebender Treue zu übertragen vermöchten. Freilich ruft man mir laut entgegen, ſolche Geſtalten ſuchen wir ja alle, und wenn wir glauben ſie gefunden zu haben, ſo tritt uns nur an der Stelle der eigenen eine fremde Selbſtſucht entgegen, die des Reichen, des Adels, des Fürſten. Wer nur bei dieſer Erfahrung die Wahrheit ſucht, der fängt die Prüfung bei ſich ſelber an. Er frägt billig, ob ſeine Selbſtſucht nicht die fremde erzeugt und ſtärkt, ob er die hülfreiche Geſtalt, die nur durch Hingebung zu gewinnen iſt, nicht von ſich ſtößt. In allen beſondern Fällen müſſen wir geſtehen, daß Reichthum, Macht, gebietende Gewalt über die Verhältniſſe, die Bedingungen eines mächtig ordnenden Daſeins ſind; der geiſtig Bedeutende wünſcht dieſe Güter nur, um auf eine ſolche höhere Weiſe thätig ſein zu können. Wenn nun keiner entſagen will, keiner mit Freuden durch einen andern verwirklicht ſieht, was ihm nicht vergönnt iſt, ja wenn keiner, wie ein Jeder es mehr oder minder vermag, durch ein eignes reinigendes Daſein hier die Macht, dort die treue Hingebung zu veredeln ſucht, dann entſteht die wüſte Barbarei des

Communismus unſerer Tage. Ein Jeder will nicht bloß dem abſtracten Rechte, ſondern auch dem Beſitze nach dem Andern gleich ſein. Nicht von innen heraus, — wo jedes Daſein aus einer tiefern Quelle, als die der Sinnlichkeit entſprungen iſt, wo die Verhältniſſe, unter welchen wir geboren ſind, die Bedingungen, unter welchen wir unſere Entwickelung fanden, die Talente, mit welchen wir begabt ſind, uns in ein höheres göttliches Daſein verſetzen — ſondern durch ein ſittlich zwingendes äußeres Verhältniß ſoll eine Compoſition entſtehen, eine mechaniſche Gleichmäßigkeit, durch welche keiner ſich mächtig zu entwickeln vermag, ein Jeder, was er iſt, nur auf negative Weiſe, durch die Beſchränkung aller übrigen wird. Da will keiner es einſehen, wie die wechſelſeitige gleiche Negation nie ein Lebensprincip werden kann, nicht einmal ein mittelmäßiges, noch viel weniger ein heiteres großartiges Leben zu erzeugen vermag.

Faſſen wir nun dieſe Anſicht und halten ſie feſt, indem wir die Bewegung der ganzen geſchichtlichen Zeit betrachten und in jener ein Fortſchreiten eines lebendigen durch Gott geleiteten Individuums erkennen, dann begreifen wir, wie ein Bewußtſein des geſamm-

ten Geſchlechts, tiefer begründet, als das in verſchiedenen Formen der vorübergehenden Zeiten, die Völker durchdringen muß.

Ein jedes Volk bildet ſich aus dieſer überſinnlichen Quelle, geleitet durch dieſes tiefere Bewußtſein, und Alles was ordnend in der Erſcheinung Geſtalt gewinnt, erhält ſeine Bedeutung durch ſie. Das ſinnliche Bewußtſein iſt von einer ihm fremden Natur ergriffen, es wird von dieſer beherrſcht, und wenn der ordnende Verſtand eine innere Herrſchaft ausübt, ſo vermag dieſe doch die der Natur nicht aufzuheben, und eine fremde Gewalt beharrt im Erkennen. Wir können die Knechtſchaft nicht aufheben, die uns in der Erſcheinung bis in das Innerſte unſeres Daſeins feſſelt. Jenes höhere Bewußtſein, durch welches wir mit dem ganzen Geſchlecht geiſtig verbunden ſind, kennt dieſe Feſſeln nicht, es bewegt ſich unabhängig von den Bedingungen der Zeit, es iſt ganz in jeder Perſönlichkeit, ihr eigentliches Weſen, die Stätte ihrer Freiheit. Dem handelnden Individuum erſcheint es als das innerlich gebietende, jede ſinnliche Bedingung abweiſende Gewiſſen, dem erkennenden, als die ſchaffende Thätigkeit, die allen jenen ſinnlichen Bedingungen, die das Ge-

wiſſen abweiſen ſoll, eine poſitive Bedeutung ertheilt und ſie als göttliche Fügung aufnimmt.

So erhält ein jeder Bürger eine höhere Sanction ſeines Daſeins, und ſeine Berechtigung als lebendiges Mitglied des Staats entſpringt aus dieſer. Alle ſinnlichen Bedingungen ſeines Lebens, die Schranken, innerhalb welcher ſein Beruf ſich bewegt, ſeine Geburt, ſeine Erziehung, Armut wie Reichthum, ſind gegebene Bedingungen, die nur innerhalb der Grenzen des Gewiſſens und des Talents ſich lebendig entwickeln ſollen, aus der inneren Quelle des höhern Bewußtſeins genährt. Man irrt ſich, wenn man glaubt, daß das die Geſchichte ordnende Bewußtſein ein glänzend ausgebildetes Erkennen vorausſetze. Es ruht auch unentwickelt in einem jeden Mitglied des Staates und iſt für den Handelnden die Vernunft des Handelns, für den Erkennenden das Gewiſſen des Denkens.

Aus dieſem Bewußtſein nun treten die Perſönlichkeiten hervor. Die Bedingungen ihres Daſeins ſind von dem Berufe, innerhalb welchem die göttliche Freiheit ſich handelnd äußert, nicht getrennt. Und hier, wo die Perſönlichkeit in ihren Schranken doch zugleich

in ſich ein Unendliches einſchließt; auf dieſem religiöſen Standpunkte, der alle äußere Bedingungen des Daſeins, die benutzt, geleitet, nicht von dem Inneren getrennt werden dürfen, in ſich ſchließt, beruht das Myſterium der unbedingten Hingebung, die durch fromme Geſinnung eine jede, auch die geringſte Perſönlichkeit, aus einem Knechte der Natur in ein Kind Gottes verwandelt. Hier allein erkennen wir die Bedeutung des Herrſchers, und wiſſen, daß er nur als aus göttlicher Gnade entſtanden, begriffen werden kann. Der trennende, ſinnliche Verſtand ſieht in ihm nur Einen aus den Vielen, und ſelbſt der König wird nur als eine Geburt der Majorität willkürlich geſetzt und begriffen, wie das Univerſum aus der Unendlichkeit der geiſtloſen Zahl. Dieſe iſt herrſchend in Frankreich, und würde ſchon jetzt neben der Virtuoſität der Mathematik und der exacten Auffaſſung des Sinnlichen dasjenige völlig ausgebildet haben, was mir die Barbarei der Uebercultur iſt, wenn nicht alle, auch die tiefſten Momente der Geſchichte, in einem jeden Volke ſchlummerten. Dieſe Virtuoſität, die nichts Schöpferiſches in ſich hat, bildet die techniſche, wie politiſche Gewalt des Volkes, und den Liberalismus, für welchen der

Verſtand alles iſt, der nur ein willkürlich auf der Oberfläche des Daſeins Spielendes erſchaffen, den Staat als eine mathematiſche Aufgabe behandeln und löſen will. In dieſer hat die Tiefe des Daſeins als ſolche kein Recht; nur die Form der Löſung, die nie gefunden werden kann, weil das Volk, als ein ſolches, ſein geſchichtliches Daſein nie aufzugeben vermag.

Wie in Frankreich der berechnende Verſtand den inneren Streit unterhält, und für jetzt das Uebergewicht hat, ſo ſind in England die als Natur erſcheinenden Elemente der Geſchichte ſelbſt im Kampfe begriffen; daher tritt hier das poſitive Myſterium der Geſchichte, wie es den Franzoſen abhanden gekommen zu ſein ſcheint, hervor; daher wird hier der Streit durch geſchichtliche Wirklichkeiten unterhalten, die ſich als ſolche anerkennen und nie aufgeben wollen: zwiſchen König und Staat, zwiſchen Adel und Volk, zwiſchen Agricultur und Induſtrie. Daher, wenn wir die geſchichtliche Bedeutung dieſer Völker betrachten wollen, beſitzt Frankreich eine einſeitig ideale, England eine einſeitig reale Gewalt. In Deutſchland will die Einheit beider ſich entwickeln, und der ſinnliche Verſtand eine göttliche Richtung nehmen. Aber eben deswegen

ſehen wir Frankreich wie England in Deutſchland mächtig kämpfen, und die geſchichtliche Verwickelung der Gegenwart iſt hier die größte.

Ich nenne die Religioſität in allen ihren Formen eine geſchichtliche Maſſe, die Subſtanz der Geſchichte, das den Menſchen entgegentretende rein poſitiv Allgemeine, nie ganz zu Verdrängende, im Geſchlecht als ein Ganzes, in einem jeden Volke, ja in einem jeden Menſchen Unverwüſtliche. Die Religioſität bindet ein jedes ſinnliche Daſein unmittelbar an ein überſinnliches, das Denken in einer ſinnlichen Zeit an ein Ewiges. Der reflectirende Verſtand hat ſich von dieſer Quelle alles Daſeins getrennt, und es iſt allgemein anerkannt, welchen mächtigen Sieg er in den letzten Jahrhunderten errungen hat, als es Paris gelang, die frühere Rolle Roms in der Geſchichte zu ſpielen. Von jetzt an war nur von idealen Größen die Rede; man hörte häufiger als ſonſt das Volk nennen. Aber in dieſem Worte lag ſo wenig der Geiſt der Entwicklung, wie die Muſik in dem Holze der Flöte oder in dem Metalle des Waldhorns. Sind wir nicht alle in einer Zeit geboren, in welcher es kaum einem Zweifel unterlag, daß die Literatur das Volk repräſentirte;

das, was nicht durch ſie laut wurde, ein Nichtiges aus dem verſtändigen Calcül Auszuſchließendes ſei? Dieſes iſt der noch herrſchende Hauptirrthum; er ward zuerſt anerkannt in Deutſchland, als die große philoſophiſch-äſthetiſche Kriſe ſich ausbildete; und ſo trat dieſes feindſelige Element der Literatur ſelbſt in dieſe hinein, und iſt nicht mehr von ihr zu trennen. Aber ſie ward zu einſeitig und faſt nur künſtleriſch aufgefaßt. Das Volk, als ſolches, birgt in ſich die geſchichtliche Maſſe, deren Tiefe dem Verſtande ein Räthſel iſt. Der calculirende Verſtand bildet ſich nur für die Gegenwart, in und für welche ſeine Probleme gelten; aus keiner lebendigen Vergangenheit erzeugt, vermag er keine Zukunft zu entwickeln.

Wie überzeugt waren wir alle, als wir den Aberglauben weichen, den Fanatismus unterliegen, Vorurtheile beſiegt, fliehen ſahen, daß nun auf immer jener Feind des klaren Verſtandes überwunden und aus der Geſchichte verdrängt ſei. Und doch hat es ſich gezeigt, daß er noch da war, und viel mächtiger als wir uns gedacht hatten, ja, daß er in ein Bündniß trat mit einem Geiſte, der ſelbſt die Beſten und Hochbegabteſten an ſich zu ziehen wußte; die Nüchternen

wurden in ſich ungewiß; das Klarſte und Evidenteſte ſchien ohne Inhalt, als durch die philoſophiſche Kriſe im Anfange des Jahrhunderts Alles, was man mit ſo vieler Sicherheit zu beſitzen wähnte, erſchüttert ward. Allerdings durfte man hoffen, daß dieſe Erſchütterung nur eine vorübergehende ſei; denn die Philoſophie ſelbſt erklärte ſich durch mächtige Repräſentanten gegen die religiöſe Bewegung, während die rationaliſtiſche Ausbildung des Verſtandes immer mehr in die Volksmaſſe eindrang, und jene nicht bloß äußere, ſondern auch innere Gleichheit hervorrief, durch welche die tiefere Volksmaſſe von den Bewegungen der Literatur ergriffen, ihrer geſchichtlichen Eigenthümlichkeit entſagte, und mit den Aufgeklärten ebenbürtig wurde. Doch waren die Gemüther von der Sicherheit des bloß ſinnlich begründeten Gebäudes abgeführt, irre geworden, und wie ſeltſam, ja gefährlich verlockend jene unmittelbare Richtung, der ſchwankende Zuſtand auch erſchien, in mannigfach wechſelnder philoſophiſcher, äſthetiſcher, politiſcher Form, ſo ward es doch immer klarer, daß die Kriſe eine wahrhaft geſchichtliche im tiefſten Sinne genannt werden mußte. Dieſe Kriſe, durch Perſönlichkeiten wie Kant, Fichte, und vor Allen

Schelling, durch die Schlegel, Tieck, Novalis, herbeigeführt, aber keineswegs erzeugt, hatte allmälig allen Gedanken des deutſchen Volkes eine andere Richtung gegeben, in welche unwillkürlich und bewußtlos ſelbſt die Gegner hineingeriſſen wurden. Die Sprache ward faſt unmerklich eine andere: in dieſer erkannten die alten Gedanken ſich ſelber nicht mehr; und während dieſe Gährung immer weiter um ſich griff; das innere Frankreich in Deutſchland immer ohnmächtiger wurde; die Erſchütterung der drohenden Unterjochung gegenüber tief genug war, um in Deutſchland eine Ahndung von der beſonderen Eigenthümlichkeit des Volkes zu erwecken, trat die äußere Demüthigung deſſelben immer drohender hervor; ſie erſchien Vielen entſchieden. Aber das Volk erkannte ſein eigenes nationales Weſen, und daß etwas da war, etwas Heiliges, was unbedingt, ja mit Aufopferung des ſinnlichen Daſeins gerettet werden mußte. Zum erſten Male regte ſich das Deutſchland, welches ſeit Jahrhunderten in ſich zerriſſen und zerſplittert war; ſeit dem dreißigjährigen Kriege Frankreich geiſtig unterthan, ſo daß man nach Paris wallfahrtete, wie ſonſt nach Rom; — dieſes Deutſchland hatte nun ein Vaterland gefunden, und

ſich ihm hingegeben. In dieſer Bewegung war der armſelige Unterſchied zwiſchen Literatur und Volk, und der dadurch entſtandene Kampf völlig verſchwunden.

Als nun in Rußland Gott für uns gekämpft hatte, regte ſich das Volk; aber erſt nachdem es ſich echt volksthümlich um ſeinen Fürſten geſchaart hatte, und das große geſchichtliche Wunder unſerer Tage trat hervor. Wir ſcheinen es ſchon vergeſſen zu haben; das Volk kämpfte für ſeine Selbſtändigkeit und ſiegte. Deutſchland war der Mittelpunkt aller europäiſchen Kämpfe, wie im dreißigjährigen Kriege, wo es unterlag. Alle Fürſten Europa's verſammelten ſich in Wien mit den Deutſchen zur gemeinſchaftlichen Berathung; aber der Sieg war zu neu; der Begriff einer echten deutſchen Selbſtändigkeit mußte ſich erſt entwickeln. Franzöſiſche Freiheitsideen herrſchten noch, und waren ſo mächtig, daß ſie ſelbſt von den Fürſten anerkannt werden mußten. Die Länder wurden vertheilt; die Seelen nach der Zahl ausgetheilt; dem Ganzen lag ein Calcül zu Grunde; an die Stelle des Enthuſiasmus war die gemeine Politik getreten. Der Erfolg war vorauszuſehen. Die Trennung zwiſchen Völker und Fürſten, die Trennung zwiſchen Literatur und

Volk trat ganz im franzöſiſchen Sinne wieder hervor. Wie der Enthuſiasmus des Kampfes, verſchwand auch die Erinnerung an die geiſtige Kriſe, mit welcher das Jahrhundert begann. Politiſch, wie der Wiener Congreß, ward nun auch die Literatur. Wiſſenſchaft und Kunſt traten in den Hintergrund, und wurden, wie die ſtillen Gemeinden, als der Proteſtantismus das allgemeine nationale Intereſſe verloren hatte, auf Schulen und Univerſitäten geduldet, von den Fürſten gefürchtet, von dem Volke anerkannt, in ſofern ſie eine politiſche Richtung annahmen. Aber was die geiſtige Kriſe erzeugt hatte, was der Enthuſiasmus des kämpfenden Volkes inhaltsſchwer hervorrief, war nur ſcheinbar verſchwunden; ganz im Stillen wuchs es, von der lauten Literatur nicht geachtet, oder, wo man es wahrnahm, als eine Armſeligkeit gering geſchätzt. Es war das, was ich die geſchichtliche Maſſe genannt habe, die immer einen religiöſen Grund hat. Mit Verwunderung ſah man dieſe Bewegung immer mehr um ſich greifen, immer mächtiger werden, in der Literatur, im Volke, ja manchmal mit Erſtaunen, in dem eigenen Gemüthe. Das göttliche Kind einer göttlichen Zeit erſchien ſchwach, ohnmächtig. Die geſchichtliche Maſſe

iſt zwar im Allgemeinen religiös, aber keineswegs rein. Religiös nenne ich ſie, nicht weil ſie den Kampf ſchlichtet, ſie erregt ihn vielmehr, ingrimmiger, heftiger; deswegen aber nenne ich ſie ſo, weil ſie die Quelle des Kampfes im Ueberſinnlichen ſucht; weil ſie in dem Urſprunge deſſelben das wachgewordene Gewiſſen des Geſchlechtes erkennt. Es iſt Kants größtes, nie genug zu erkennendes Verdienſt, daß er aus der Mitte der Weisheit der Reflection, nach dem überſinnlichen Urſprunge des Gewiſſens hinwies. Was Kant innerhalb der engen Grenzen der reflectirenden Schule that, ward jetzt eine überraſchende, geſchichtliche Thatſache. Die Macht, nach welcher er, als nach einer fremden, nie zu beherrſchenden hinwies, trat als eine geſchichtlich poſitive immer entſchiedener hervor. Der Kampf ward jetzt auch immer heftiger. Der Verſuch, das Chriſtenthum philoſophiſch zu deuten, und ſo für den reflectirenden Verſtand zu gewinnen, galt nicht mehr, ſeit dem die geſchichtliche Maſſe, in ihrer allerdings unbeſtimmten, ja die gefährlichſten Widerſprüche in ſich einſchließenden, poſitiven Macht ſich geregt hatte. Der Kampf ſelbſt nahm einen entſchiedenen, offenſiven Character an; er mußte, was bis jetzt im Dunkeln

ſchlummerte, laut verkündigen. Das Chriſtenthum, mit dieſem das tiefſte, geſchichtliche Element aller chriſtlichen Formen, wird in ſeinem Centrum angegriffen. Es iſt ein Krieg auf Leben und Tod; aber der Sieg iſt nur zu erringen, wenn er redlich durchgekämpft wird, wenn Geiſter mit Geiſtern kämpfen. Soll die ſinnliche Macht die Mittel hergeben, den Kampf zu entſcheiden, ſo hat das Chriſtenthum ſich auf den Standpunkt der Heiden geſtellt, als ſie das keimende Heil verdrängen wollten. Das ſinnlich gewordene Chriſtenthum, in einem Bündniſſe mit irdiſchen Götzen, hat ſeine eignen Waffen verkannt, aber das wahre, mächtige, geiſtige, unterliegt nicht, wohl aber die unſelige Verirrung, ergriffen von ihrem eignen Widerſpruch. Wir kämpfen alle mit inneren Zweifeln; je geiſtig tiefer der Ruf der göttlichen Liebe laut wird, die uns zur Hingebung auffordert, deſto mächtiger tritt die abſolute Selbſtthätigkeit des Denkens hervor, die keine andere Schöpfung erkennen will, als die eigene. Alle tiefe Chriſten haben erfahren, und zwar zu allen Zeiten, daß dieſer Kampf ein unvermeidlicher ſei; ein jeder abgewieſener Zweifel iſt ein doppelt ge=

fährlicher; aber dieſer Streit iſt, zu dieſer gefährlichen Spitze getrieben, nicht ein allgemeiner.

Wo Gemeinden ſich im gemeinſchaftlichen Glauben zuſammen finden, und in ſich beruhigt den Kampf beſchwören, darf der ruhige Friede nicht geſtört werden. Alles, was in den Gemeinden laut wird, muß ihnen eigenthümlich ſein, und der Staat, die ſinnliche Gewalt, hat die Pflicht, ſolche Gemeinden zu ſchützen. Die Stätte der Zweifel, die laut werden müſſen, und eine geſchichtliche Bedeutung erhalten haben, iſt die Wiſſenſchaft; in ihr kämpfen Geiſter. Der Sieg iſt, einmal errungen, entſchieden, und muß endlich erlangt werden. Die Zuverſicht des Sieges ruht in dem Glauben, der an ſich ſelber glaubt; er iſt in ſeinem innerſten Weſen verſchwunden, wenn er an ſeiner Allmacht zweifelt; — dieſes iſt das proteſtantiſche Grundprinzip; das innerſte Weſen des Proteſtantismus. Dadurch nun unterſcheidet ſich das Chriſtenthum unſerer Tage von dem jeder früheren Zeit. Man fordert den Glauben der Gemeinde, den noch nicht entſtandenen, oder innerlich überwundenen Zweifel, von einem jeden Lehrer, und weil der irreligiöſe, berechnende Verſtand in ſeiner leeren Allgemeinheit noch zu mächtig iſt, weil

von ihm eine jede religiöſe Eigenthümlichkeit ſchon als ſolche nicht anerkannt wird, ſo erſcheint dieſe Forderung hier als eine nicht zuläſſige und unpopuläre. Dieſe innerlich in einem Jeden und äußerlich in der Zeit liegende Popularität iſt noch nicht beſiegt; aber die immer mächtiger werdende Volksſtimme waffnet ſich gegen die falſche Popularität. Aber ebenſo gehört zur geſchichtlichen Eigenthümlichkeit unſerer Zeit, neben dieſem Schutze der Gemeinden, die unbedingte Freiheit der wiſſenſchaftlichen Forſchung zu fördern, ja hervorzurufen. Die Stellung des Staates in dieſer Rückſicht iſt noch eine unreife. Es herrſcht, und muß eine Unſicherheit herrſchen, ſo lange die Gemeinden die Sicherheit ihrer eigenthümlichen Geſtaltung, die Philoſophen in leerer Abſtraction, von aller gegebenen Wirklichkeit abſehend, ihre eigene Stellung nicht begreifen. Daß aber unſer König die doppelte Seite der Aufgabe richtig gefaßt hat, gleich entfernt von einer falſchen Union und einer ſectireriſchen Abgeſchloſſenheit, hat mich mit innerer Freude erfüllt, und meine Hoffnung wächſt, wenn ich den mir freundlich geſinnten Miniſter, eine jede falſche Popularität verachtend, ſeinem Könige treu dienend, erkenne. Und in dieſer

Rückſicht verſtehe ich das große Vertrauen, welches der König einem Manne geſchenkt hat, der ſich durch ſeine geſchichtliche Bedeutung, durch ſeine religiöſe Geſinnung, wie durch ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auszeichnet. Es gehört zum reichen Glück meines Lebens, daß ich Bunſen ſchon ſeit mehreren Jahren zu meinen bedeutenden Freunden zählen darf.

Denke man ſich dieſelbe nationale, religiöſe Bewegung, die jetzt im Wachſen iſt, zur Zeit des Wiener Congreſſes. Der dreißigjährige Krieg hatte die Stellung der Proteſtanten gegen die Katholiken zum Nachtheile der erſteren entſchieden. Man ließ ſich die negative Stellung der Proteſtanten, den Katholiken gegenüber, gefallen, und ſchien überzeugt von dem Rechte der letzteren, wenn dieſe mit der Behauptung hervortraten, daß die religiöſe Anerkennung ihrer Gegner eine Vernichtung des Katholizismus ſei; daß, wenn wir Proteſtanten aufhörten ihnen Ketzer zu ſein, die nur geduldet werden könnten, ſo lange Gott die Mittel der Vernichtung den echten Chriſten verſagte, auch der Katholizismus verſchwinden müſſe. Als wenn daſſelbe nicht von den Proteſtanten gälte, wenn dieſe ſich als ſolche in Staaten vereinigten. Wie nun der

Proteſtantismus ſich ſeinem Gegner gegenüber ausbildete, muß hier unberührt bleiben. Daß er aber von Seiten des Staates anderthalb Jahrhunderte hindurch in der negativen Stellung blieb, iſt nur daraus zu erklären, daß man Rom in ſeiner Ohnmacht geringſchätzte. Wenn man den Moment nach dem Kriege benutzt hätte; wenn die damals ſiegenden Proteſtanten, durch welche offenbar der Enthuſiasmus entſtanden war, durch den der Sieg errungen ward, die poſitive Anerkennung gefordert hätten, die allein eine wahre, nicht bloß ſimulirte, wechſelſeitige Verſtändigung möglich machte; wie ganz anders wäre die Stellung der beiden geſchichtlichen Kirchenformen geworden. Aber Rom kannte ſeine Stellung. So lange der friſche proteſtantiſche Enthuſiasmus, der den Krieg erregt, und den ſiegreichen Feind herbeigeführt hatte, noch lebendig war, ſchwieg es. Damals hätte es Zugeſtändniſſe, die es jetzt als völlig unmöglich abweiſt, als ein Glück betrachten und annehmen müſſen. Aber leider die Proteſtanten waren von dem Sieges-Entzücken noch erfüllt, und Fürſten wie Völker ganz von politiſchen Hoffnungen durchdrungen. Englands Kirche hatte eine inſulariſche Form, wie das Land; ſie war

eine Landeskirche im engſten Sinne, mit der Staatsgewalt völlig verſchmolzen, und wer in außereuropäiſchen Ländern gewonnen wurde, ward (die Chineſen ausgenommen) Engländer, wenn er durch die engliſchen Miſſionäre Chriſt wurde. Die Religion war mit der Staatsgewalt verſchmolzen, und beherrſchte das katholiſche Irland, wie ein erobertes Land. Die einſeitige Anerkennung iſt von einer Unterwerfung nicht ſehr verſchieden, und man tröſtete ſich nur mit der geiſtigen Ohnmacht des geiſtigen Herrſchers, mit dem mächtigen Bündniſſe des Proteſtantismus, und mit der ideal herrſchenden Literatur in allen europäiſchen Ländern.

Da trat ein Ereigniß hervor, welches geeignet war mit der ſteigenden Macht des Proteſtantismus die Bekenner deſſelben auf ihre falſche Stellung aufmerkſam zu machen; der Streit nämlich über die gemiſchten Ehen. Der zündende Funke ſchlug wie ein Blitz ein, in ein Verhältniß, welches das engſte perſönliche, zugeſtanden durch die Natur als geiſtige Macht, wie durch die Geſchichte geheiligte, genannt werden mußte; in eine Verbindung, die, man mußte es bekennen, in ihrer Entſtehung und Begründung höher lag, als

jede in der Sinnlichkeit ſich ausbildende Staatsgewalt. Man hatte ſchon früher die Einrichtung getroffen, die die zweckmäßigſte ſchien: die Kinder wurden getheilt, die Mädchen in der Religion der Mutter, die Knaben in der des Vaters erzogen; wenn die Eltern gemeinſchaftlich es nicht anders beſchloſſen. Dadurch ward das Staatsgeſetz, als ſolches, aufgehoben, indem es gegeben ward; denn ein Geſetz, der Willkür preisgegeben, iſt keins, und der Zuſtand unterhielt ſich nur, weil der erblaßte Katholicismus im Volke wie die geiſtige Verirrung in der Literatur eine Gleichgültigkeit gegen alle kirchliche Formen erzeugt hatten, und ſelbſt wo ein religiöſer Ernſt der einen Ehehälfte ſtattfand, meiſt ein ſtilles Nachgeben der andern hervorgerufen wurde. Die völlig unnatürliche und aller religiöſen Bildung gefährliche Trennung der Mutter von ihrem Kinde ward geduldet.

Nun fand für die Rheinprovinzen eine neue Verfügung ſtatt: die Religion des Mannes ſollte die religiöſe Erziehung aller Kinder beſtimmen. Aber in den überwiegend katholiſchen Ländern glaubte man in dieſer Verfügung eine proteſtantiſche Propaganda, die auch eine politiſche Bedeutung hatte, wahrzunehmen; denn

die meiſten gemiſchten Ehen fanden zwiſchen den einwandernden proteſtantiſchen Kriegern und Beamten, und den katholiſchen Töchtern des Landes ſtatt. Jetzt ward in dieſen Ländern ein Bündniß Roms mit den Unzufriedenen möglich. Ich will nicht behaupten, daß irgend eine politiſche Abſicht zu Grunde lag; bei dem religiös geſinnten Urheber gewiß nicht; aber wo ein tief bewegtes Volk ſich ihm zur Hülfe darbot, wo die Geſchichte ihm eine große rechtliche Macht gelaſſen hatte, da mußte er ſich verpflichtet fühlen, beide zu benutzen. Es zeigte ſich nun, was man bis jetzt für unglaublich hielt, wie ſchwach die Literatur iſt, wenn ſie ſich von der unergründlichen Subſtanzialität der geſchichtlichen Maſſe zu trennen wagt. Selbſt in Frankreich, wo man ſie ganz überwunden glaubte, ward ſie immer gefährlicher, und man kann einer neuen mächtigen Vendé vielleicht entgegen ſehen, in welcher das Volk ſich unmittelbar für den Papſt, und mittelbar für die vertriebene Dynaſtie bewaffnen wird.

Im proteſtantiſchen Deutſchland iſt aber das Bedürfniß einer innern, allgemeinen Vereinigung auf eine erfreuliche Weiſe hervorgetreten, und zwar ſo, daß das factiſche Reſultat dieſer Vereinigung die po-

ſitive Stellung der Proteſtanten herbeiführen muß, ſo wenig dieſe von den Urhebern beabſichtigt, ja nur gewünſcht wird. Dieſe kämpfen vielmehr für eine ſchon beſiegte und flach gewordene Literatur, und ahnden nicht, welch einen mächtigen Feind ſie zu ihrem Schutze herbeigerufen haben. Ich ſpreche für den Verein, der den äußerlich herabgeſunkenen Zuſtand der proteſtantiſchen Kirche erkennt und abhelfen will; Kirchen bauen, wo dieſe fehlen, vor Allem aber den Lehrſtand der Armut, der Dürftigkeit und damit der Geringſchätzung entreißen. Giebt es ein hoffnungsvolleres Ereigniß, man kann wohl ſagen, ein überraſchenderes als dieſes? — Es entſtand zuerſt aus einem Bündniſſe mit einer flachen Bewegung der Literatur, wie die poſitive Macht des Katholizismus ſich durch ein Bündniß mit der finſtern religiöſen Maſſe erhob; dieſes Bündniß wird aber durch die Macht der göttlichen Zeit ſich ſelber vernichten; es iſt keine geſchichtliche Wahrheit in ihm. Ich bedaure einen Jeden, der ſich aus beſchränkter Religioſität von dem Vereine trennt, ihm fehlt recht eigentlich der Glaube an den Glauben. Alle Streitigkeiten des Proteſtantismus bleiben unerörtert, aber ſie ſind innere geworden, und

alle Proteſtanten bilden ein Individuum, welches mit den eigenen inneren Zweifeln kämpft. Als dieſer Verein um ſich griff, als er eine Volksſache wurde, als viele Tauſende in allen proteſtantiſchen Ländern des Feſtlandes ihm zuſtrömten, da jauchzte ich hoch auf, und eben der unfertige, ungeſchickte Urſprung begründete meine Hoffnung. Nicht ein menſchlich Fertiges ſollte entſtehen, ein Zukünftiges vielmehr, welches wir aus Gottes Hand, nicht von Menſchen erhalten ſollten.

In ihrem Glauben beſchränkte chriſtliche Gemeinden drängten ſich hinzu und wurden abgewieſen; die Theologen eilten herbei mit ihrer Dogmatik und wurden nicht gehört; was ſich regte, war nicht Dieſer oder Jener, es war die göttliche Geſchichte. Wohl erwarte ich eine mächtige Perſönlichkeit; mit dieſer einen Anfang einer Geſchichte der proteſtantiſchen Kirche; aber der Zeiten Fülle iſt noch nicht da. Ich aber lebe im abrahamitiſch geſchichtlichen Glauben; wo das Volk willig Opfer bringt, und wenn dieſe noch ſo gering ſind, da iſt es gewonnen. Wo es in ganzen Ländern ſich erhebt, da iſt es geſchichtlich mächtig und ſeine Zukunft gewiß, denn da iſt die Natur nicht verdrängt,

wohl aber aus der grundloſen Tiefe der Schöpfung zeugungskräftig in die Geſchichte getreten. Da wird der Glaube das Erkennen umarmen; Wiſſenſchaft und Kunſt aus den ewig reichen, verborgenen Quellen des Glaubens ernährt werden und wachſen; die Sprache veredelt, klangvoll aus ihm hervorquellen, und jeder Gedanke immer klarer ſeinen eigentlichen Inhalt, jede Trauer ihre Grenze, jede Freunde ihr verſchönerndes Maaß finden; denn eine jede Perſönlichkeit wird immer mehr in der reinen Hingebung ſelbſtſtändig und in ihrer Gebundenheit frei.

Unſer König hat ſich dieſer Volksbewegung angeſchloſſen, und ſo den Proteſtantismus, ohne ſeine Grenzen als Herrſcher zu übertreten, verkündigt. So ſehe ich in ihm, Wiſſenſchaft und Kunſt, bürgerliche Vereine, die ihre innere tiefe Eigenthümlichkeit begründen wollen, ſich wechſelſeitig nähern und ihre ſichere religiöſe Einheit zugleich verwirklichen. Eine ſolche Einheit der Entwickelung iſt nur durch eine mächtige Perſönlichkeit möglich. Man glaube nicht, daß dieſe hoffnungsvolle Anſicht der Zukunft in mir ſich plötzlich ausgebildet habe; ſie ward das immer innigere, immer mächtigere Element der letzten zwanzig Jahre meines Le-

bens. Es giebt einen nie aufgehenden Reſt des Staatslebens; er wird gebildet, wo die Bedingungen, innerhalb welchen die Staatsordnung ſich bewegt, das perſönliche Daſein nicht in ſelbſterhaltender Thätigkeit zu ſetzen vermögen. Der Staat ſoll dieſen Reſt, ſo weit ſein Kräfte reichen, verkleinern; je mehr es ihm gelingt, deſto glücklicher iſt er zu preiſen; ihn völlig zu verdrängen, vermag er nie.

Auch hier tritt eine ſchöne Zukunft uns entgegen: im Volke regt ſich das Bedürfniß, die Armut zu unterſtützen, dem hülfloſen Alter beizuſtehen, die Kranken zu pflegen. Das Volk iſt in ſich bewegt, die zarteſte Blüte des chriſtlichen Glaubens, die rein menſchliche Liebe, die tiefer liegt, als alle ſinnliche Verfügung, will ſich wieder hervorwagen. Der Formalismus des Staates drohte dieſe Blüte zu erſticken, und als man ſich von Theologen allein ſeine Religion ſo oder ſo einrichten und durch Conſiſtorien zufertigen ließ, als man ſeine eigenſten Geſchäfte durch Collegien adminiſtriren, ja ſeine Vaterlands-Vertheidigung durch gemiethete Heere beſorgen ließ, übergab man auch das Allerinnerſte, das Allerperſönlichſte ruhig und gleichgültig den Armenanſtalten. Das Volk hat immer

entſchiedener den Muth erlangt, ſich ſelbſt zu verthei- digen: das Geſchick in Anſpruch genommen, das eigene Weſen ſeines Geſchäftes zu ergründen, und iſt von dem heiligen Ernſte durchdrungen, der ſeinen Glauben durch geſchichtliche Gemeinden innerlich feſthält. In allen dieſen Regungen der Zeit ſah ich die gemein- ſchaftliche Verſtändigung, die innerſte Einheit der ver- ſchiedenen Bündniſſe mächtig werden in Demjenigen, der ein Verbündeter Aller war.

Und als nun jene rein menſchlichen Vereine thätig wurden, die aus dem liebenden Gemüthe Hülfe boten, die der Staat nicht zu leiſten vermochte, da ſah ich Ihn, von keiner Staatsgewalt unterſtützt, rein per- ſönlich, unter den perſönlich Vereinigten, hervortreten und Alles, was ein gütiges Geſchick dem Fürſten dar- bot, nicht etwa bloß die äußere Stütze der Macht, Geld und Geldeswerth, — dieſe Mittel zu freigebig ge- boten, würden dem Vereine ſeinen eigentlichen Werth rauben, — wohl aber die klare Ueberſicht aller Ver- hältniſſe, die freilich das Vertrauen fordert, welches da vorausgeſetzt werden muß, wo die rein menſchliche Liebe eine Wahrheit iſt, anbieten.

Als der König Deutſchlands Einheit verkündigte, jubelte das ganze Volk; als er ſich mit dem chriſtlichen Vereine öffentlich verband, ward Mancher zweifelhaft, Wenige ſchienen die Bedeutung eines ſolchen Bündniſſes anzuerkennen. Als er ſich dem Bündniſſe der freien menſchlichen Liebe anſchloß, verſtummten Alle; mich aber durchdrang eine unſägliche Freude; jetzt wußte ich, daß die Zukunft, die ich ahnete, meine war; ich hatte ſie Jahre lang kommen ſehen; das Dunkel, welches mich noch umgab, täuſchte mich nicht, und als eine unſelige Thatſache mein ganzes Innere erſchütterte und die nächtliche Gewalt durch eine wunderbare Fügung, dem Königlichen Paare gegenüber, ohnmächtig erſchien, gewann mein Glaube an eine heitere göttliche Leitung, die den König erhalten wird, eine neue Stärke. Auch bei dieſem furchtbaren Ereigniſſe gewann die heitere Anſicht, die ſich ſeit Jahren ausgebildet hatte, eine überraſchende Beſtätigung. Als das drohende Gewitter verſchwunden war, trat der ſchöne Tag der Geſchichte wieder hervor; der König fühlte ſich ein Verbündeter der in Gott geſicherten Geſchichte; geſchützt durch dieſe, nicht durch äußere Vorkehrungen. „Er ruht nach, wie früher, vertrauensvoll in

dem Schooße eines jeden ſeiner Unterthanen," und in mir befeſtigt ſich die Zuverſicht, daß Gott ſein Leben lange erhalten wird, damit, was er zu begründen berufen iſt, Wurzel faſſe, die keine Zeit zu zerſtören vermag.

So bin ich bereit das Leben zu verlaſſen, wie ich früher mein Vaterland verließ. Die um mich herrſchende Verwirrung ſtört mich nicht, und meine jugendliche Hoffnung liegt vor mir; ſie iſt nicht eine abſtracte, von mir getrennte: ſie iſt im vollſten Sinne Meine.

Ende.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

I.

Inhaltsverzeichniß zu Steffens Leben.

Steffens, Vater, I. 5—11. 24—27. 52. 60. 77. 88. 160. 161. 223. 275. 324, in Rendsburg II. 46. III. **333**. **334**. Tod 335, — heftig I. 25. 26. 31. 121, — trotzig I. 30. 35. 208, — freiheitsliebend I. 80. 114. 362. 363. — Aufklärung I. 134. 137. 157, — einſames ſtilles Familienleben I. 34. 50. 204. 206. 214. — Bibliothek I. 10. 99. 215.

— Mutter (vgl. Bang) I. 10. 26. **31**. **35**. 36. 50. 135—138. 144. 145. 154. **155**. 242—246. IX. 268. — Todesſtunde I. 270—273.

— älteſter Bruder I. 12. 24. 28. 88. **199**—**204**. 275. 287. II. 46. 55. III. 334. V. 33. 87. 251. 253.

— Sohn I. 12. 14. IX. 120. 191. 193—195. 250. 263—265. X. 406.

— Tochter (vgl. Prof. Holſt) IX. 191. 193. X. 418.

— zweiter Bruder I. 13. 37. 88. 120. 121. 186. 274. 275. II. 46. 47. 55. IV. 435.

— Steffens jüngſter Bruder, I. 3—5. 7. 13. 14. 275. III. 166. **169**. 203. 337. V. 33. 34. 224. 225. 250. 297. 298. VI. 210—213. 217. VIII. 146.

— älteſte Schweſter (vgl. Hagerup) I. 13. 273. 274. III. 166. 184. 337. IX. 232. 237. 246.

— jüngſte Schweſter (vgl. Zeuthen) I. 12. 24. 274. III. 337. **350**. V. 82—**85**. IX. 274. X. **429**.

— Gemahlin, (vgl. Reichardt und Alberti) erzogen in Hamburg IV. 178. 438. V. 75. Verhältniß zur Luiſe Reichardt VI. 92. Beſuch in Dresden IV. 413. 418. Verlobung 437. Vermählung V. 79. — Reiſe nach Kopenhagen V. 81—84, in Kopenhagen 85—91. 101. 102. **105**—107, — in Halle V. 191 ff. **210**, — in Hamburg V. 229. **271**. 308. 367. 376, — in Halle VI. 1. 125. **127**. 206. Beſuch in Jena und Weimar VI. 239. 252. 257. — in Breslau VI. 320. 323. 324. VII. **19**. 24. 75. 88. 204. 215. 344. VIII. 395. 409. 412. IX. 78. 120. 331. X. 138. 197, gefährliche Krankheit IX. 44. 45. — Reiſe nach Tyrol und Dänemark, ſ. in der chronologiſchen Ueberſicht.

— Tochter V. 164. 229. 300. VIII. 171. 422. 423. X. 77. 138.

Chronologiſche Ueberſicht,

dient zugleich als Nachweis der äußern Lebensereigniſſe, beſonders der Kriegsjahre.

1773. 2. Mai geboren in Stavanger in Norwegen I. 14—16. III. 20.

1776—1779. Aufenthalt in Trondhiem; nur einzelne Erinnerungen I. 19—24.

1779 Dec. gefahrvolle Reiſe durch Norwegen nach Helſingör I. 24—26.

1779—1785 in Helſingör, Beginn der zuſammenhängenden Lebensgeſchichte I. 27—88.
Erziehung und Schulbeſuch 27—49, heftige Schulſcene 39—46. — Zuſammentreffen mit der Königin 54—56, — lebendiges Natur- und Seeleben 57—82. Landleben 82—88.

1785—1787 in Roeskilde I. 88—160. vgl. X. 424—427.
Die reichſte u. friedlichſte Zeit mit allen Keimen der Zukunft I. 95. 126. Schulbeſuch 88—94. Selbſtbeſchäftigung 94—112. Vogelſchießen 112. 113. Verſchwörung der Schüler 114—126. Wochenſchrift 127—129, religiöſer Umgang mit der Mutter 130—160.

1787 in Kopenhagen, das erſte Vierteljahr zerſtreut I. 161—165. 176—183, — erſter Theaterbeſuch 166—175, — wird zugleich mit dem zweiten Bruder durch einen Privatlehrer drei Jahr lang zur Univerſität vorbereitet 183—191, — einſames Familienleben 204—218, — ſelbſtändige Studien beſonders in Naturwiſſenſchaften 219—258.

1788. Phantaſieliebe I. 262—270. — Tod der Mutter 270—273. — Zerſtreuung der Familienglieder 273—275.

1789. Oſtern: Confirmation I. 276. 287—292. — Göthe's Fauſt 292—295, — tritt ſeinem Oheim Bang etwas näher 295—297, — erhält Bücher aus der Suhm'ſchen Bibliothek 298—302, — hört naturwiſſenſchaftliche Vorleſungen, beſonders bei Vahl 303. 309—314, — lebhafte Theilnahme an der franzöſiſchen Revolution 362—365.

1790. Juni: merkwürdiger Sonnenaufgang I. 324—327. (entgegengeſetzt dem Schwindel auf dem Thurm des Tycho Brahe 331. 334. vgl. Traumwelt,) beſchließt die mythiſche Zeit ſeines Lebens 330, — glänzende Prüfung 191—193.

1790 Herbſt bis Herbſt 1791. Univerſität; im Winterhalbjahr Vorbereitung zur ſogenannten philoſophiſchen Prüfung mit großem Fleiße II. 10—26, manudocirt daneben 14, — im zweiten Halbjahr überließ er ſich ſeiner Neigung II. 45. 46, — der Vater nach Rendsburg verſetzt 46.

1791 Herbſt bis Herbſt 1792. Hauslehrer in Odsherred, Krankheit II. 47—55, — eröffnet ſeinem Oheim Bang ſeine Abneigung gegen Theologie und ſeine Liebe für Naturwiſſenſchaft 55—60.

1792 Herbſt bis Frühling 1794, ſehr reiche Zeit II. 61—63.

Literariſches Treiben, lebhafte Theilnahme am Schauſpiel unter Rahbek's Leitung, Luſt des Lebens II. 63—141. — Erſte Liebe 144—151.

Wiſſenſchaftlicher Kreis bei den Brüdern Mynſter II. 151. 152. 158—173. Durch den ältern M. in allen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen gefördert 168. 169, durch den jüngern M. in religiöſer Hinſicht 170—182. Mineralogiſche Beſchäftigung 192—208. Mynſters naturwiſſenſchaftliche Geſellſchaft, jugendlicher Uebermuth 209—121. Philoſophiſche Verhältniſſe 222—238.

Politiſches Treiben II. 239—314. In einen Volksauflauf verwickelt 280—306.

Letzte Tage in Kopenhagen: einſames Leben II. 315—337. Trübe Stimmung 338. 339.

1794 Frühjahr. Reiſe nach Norwegen im Auftrage der Geſellſchaft für Naturgeſchichte II. am Ende und III. 7—121. vgl. II. 63. 238. 239. Hauptbeſtimmung, Mollusken zu ſammeln und die Struktur der Gebirge zu erforſchen III. 17—19. Seereiſe III. 7—38. Reiſegefährten 9. 24. 25. 28. 29. Heftige Krankheit am erſten Tage 7—9. Kurzer Aufenthalt in Helſingör 10—12. Längerer Aufenthalt im norwegiſchen Sirivaag 19—30. Fahrt durch den Felſen-Archipel 31—38.

Aufenthalt in Bergen III. 39—72. — Durch das rohe Leben der Einwohner zurückgeſtoßen 42—48. 53—59. Außerdem durch den geringen Erfolg der geognoſtiſchen Unterſuchung gedrückt 60—64. Geräth ohne ſeine Abſicht in Oppoſition gegen den allgemein verehrten Biſchof Bruun 49—52. 65—71. — Zubereitung zum Molluskenfang 73.

Aufenthalt an der Nordweſtküſte Norwegens im Juli und Auguſt III. 74—109. — Molluskenfang 78. 79. — Einſame glückliche Familie 80—82. — Kirche aus Steinpappe 83—85. — Abenteuer mit dem Kraken 86—89. — Nacht auf einem Boot im freien Meer 90—93. — Bauernhochzeit 94—101. — Gaſtfreiheit der Bauern 105—109.

Zweiter Aufenthalt in Bergen bis 15. Okt. III. 109—121. — Troſtlos über den ungenügenden Erfolg der Reiſe 109—117. Entſchluß nach Deutſchland zu reiſen 118—121. Geduldsprobe 119.

Mitte Okt. bis Mitte Nov. Reiſe von Bergen nach Hamburg III. 122—139. — St. übernimmt Matroſenarbeit 124—126. Beſtimmt durch Seekarten die Gegend, in welcher das durch Sturm verſchlagene Schiff ſich befand 126—129. — Schiffbruch in der Elbmündung, ſtumpfe Todeserwartung, verliert Alles 129—138.

1794 Mitte Nov. bis 1795 Ende Febr. in Hamburg ohne Geld und Beſchäftigung III. 139—167.

Umgang auf zwei Kaufmannsfamilien beſchränkt, auf den gebildeten Madſen 141. 146 und auf den Kaufmann L. 138. 141. 142.

— Neigung zu deſſen Schweſter 144. — Streit mit deſſen Bruder 144—146. — Meldung nach Kopenhagen 147—149. — Verſuche zum Unterhalt ſcheitern 150. 187. 188. Eine Hauslehrerſtelle ausgeſchlagen 243. — Fußreiſe im Schnee mit dem Neufoundländer (vgl. 132. 133.), gemüthliche Tage in Glücksburg 152. 153. Kehrt nach dem Tode deſſelben, verlaſſen, nach Hamburg zurück und lebt in phantaſtiſchen Träumen 154—156. — Schlägt ein Heirathsanerbieten mit L's. Schweſter aus 157—162. — Drückende Noth und Krankheit 163—165. Schreibt an den Vater 166. Gefahr für ſeine Ehre auf der Reiſe nach Rendsburg III. 181—183.

1795 Ende Febr. bis Febr. 1796 in Rendsburg bei ſeinem verſchuldeten Vater, unter böſen Gerüchten III. 167—186. Sehr eifriges Studium mit ſeinem jüngſten Bruder 169—173. Schließt ſich eng an den Vater an, ihn erheiternd 184—186. (vgl. 203. 241. IV. 351. V. 253.) — Seine Sammlungen und Bibliothek in Kopenhagen verbrennen III. 172. — Wird für einen Deſerteur gehalten 174. 175.

1796 Febr. bis Frühjahr 1798 Privatdocent in Kiel III. 186—354.

Kommt nach Kiel zu Fuß mit 5 Rtlr., durch Vahl an Fabricius empfohlen 173. 186—191. — „Hier iſt kein Fuchſenlager." 191. 192. — Ertheilt Unterricht in der Naturgeſchichte 190. 192. — Darf in Folge günſtiger Verhältniſſe 193—195 und einer glänzenden Prüfung vor der Promotion leſen 199—202. — Einfluß von Hensler 203—206. — Seltſame Bekanntſchaft mit Cramer 208. — Angenehmes Verhältniß zu den Studirenden 209—212. — Vorſtand des Ehrengerichts 212—222. — Größerer ſittlicher Ernſt durch ein Tagebuch 223—229. — Vertrauter Umgang mit Mackenſen 230—234 und Köſter 234—239. — Erſte deutſche Schrift 239—241.

1797. 8. Apr. Promotion III. 242. — Beſuch bei den Freunden in Kopenhagen 242—249. 255—257. — Umſchwung in ſeiner ganzen Denkweiſe durch Jacobi und Spinoza 253—255. 258—293. — Geſelliger Umgang, Vorleſung vor Frauen 294—299. — Einſame Wanderung 300—303. — Bekanntſchaft mit Riſt und mehreren jungen Anhängern von Fichte 318—333. — Tod des Vaters 333—337. — Reiſeſtipendium, vertrauter Umgang mit Graf Schimmelmann in Kopenhagen 339—349.

1798 Frühjahr. Reiſe nach Deutſchland mit dem Botaniker Hornemann, von Kopenhagen über die däniſchen Inſeln (gefährliche Ueberfahrt) bis Hamburg III. 349—354 von Hamburg bis Blankenburg IV. 1—8. — Harzreiſe 6—13. — Steffens allein zu Fuß über Stolberg und Erfurt (ſchöne Mädchen) nach Jena 13—20. — Wird durch die Rohheit der Jenaer Studenten abgeſtoßen 22—28.

Geognoſtiſche Reiſe durch den Thüringerwald und die umliegende Gegend IV. 28—65. — Reich an Erfahrungen im Le-

ben und in der Wiſſenſchaft 30. 36. — Seltſame Bekanntſchaft mit dem Herzog von Meiningen 31. 32, wird durch ihn Heim vorgeſtellt 33—35. — Aufenthalt in Ilmenau bei Voigt und in Rudolſtadt 40—44. — Abenteuer mit dem Pferde 44—47. — Literariſche und philoſophiſche Studien im Schwarzathale 48—64.

1798 Herbſt bis Frühjahr 1799 in Jena IV. 65—166.

Jena, St.'s deutſche Geburtsſtadt VII. 4. — Dieſe reiche glückliche Zeit verglichen mit dem Leben in Roeskilde IV. **138. 139.** — Bekanntſchaft mit den Naturforſchern Batſch, Lenz und Büttner IV. 65—74. — Freundſchaft mit Frommann 74. 75. 93. 129, mit A. W. Schlegel, Juſtizrath Hufeland und Gries 82. 96. — Erſte Vorleſung Schellings 75—77. — Fichte's Vorleſung 79. 80. — Ungünſtiges Zuſammentreffen mit Göthe 93—97, ausgeſöhnt, wohnt mehrere Tage bei Göthe in Weimar 99—103. — Erſte Aufführung der Piccolomini von Schiller 107—116. — Erlebt in Jena den neuen Aufſchwung der deutſchen Literatur 119 ff. — Lernt Tieck's Dichtungen kennen 129. — Entwirft eine Bittſchrift für Fichte's Erhaltung bei der Univerſität, wird durch deſſen Abſetzung zu ernſten Betrachtungen veranlaßt 152—164. — Abſchied von Göthe in Weimar 166. 167.

1799 Frühjahr. Reiſe nach Berlin IV. 168—182. — Unangenehmer Auftritt in Halle 170—174. — Lernt dort Reichardt und Reil kennen 178—182.

Einſamer Aufenthalt in Berlin im Mai IV. 182—192. — Reichardt's Gaſtmahl, Bekanntſchaft mit Tieck 192—196. — Uhrverkauf 197—202.

Reiſet mit Möller nach Freiberg 202. 203.

1799 Frühjahr bis Frühjahr 1801 in Freiberg IV. 202—294.

Studirt die Mineralogie unter Werner 205—215. — Umgang mit Charpentier 215—218. — Beſuch der Bergwerke und Beſchäftigung mit dem Bergweſen 218—227. — Innige Freundſchaft mit Möller 274—280. — Umgang mit den andern Fremden 227—233. 249. — Bleibt in Verbindung mit Jena und mit den Fortſchritten der Literatur 227. 251. 257—270. — Arbeitet die „Beiträge u. ſ. w." aus 286—294.

Reitet mit Möller im Auguſt nach Dresden, erregt Aufſehen in der Gemälde-Gallerie 233—243. — Oefterer Aufenthalt daſelbſt 243—247. 250. — Weite Ausflüge von Freiberg in den Sommermonaten 250.

1800 Dec. Fußreiſe mit Möller nach Jena IV. 294. 295. 407. — Lernt Fr. Schlegel kennen 302 ff. 313 und Novalis 320—325. — Neujahrsnacht auf dem Maskenball in Weimar im engen Kreiſe mit Göthe, Schiller und Schelling 408—412.

1801 Frühjahr, begleitet Möller auf der Reiſe nach Paris zu Fuß bis Mainz IV. 326. 330—333. — Läßt auf der Rückfahrt nach Frankfurt aus Geldmangel den Poſtillon für ſich zahlen 334. 335.

— Wird in Bamberg glänzend empfangen 348—362. — Hält zweien Aerzten auf der Fußreiſe von Bamberg über Banz nach Dresden naturphiloſophiſche Vorleſungen 362—368.

Sommer: wohnt in Tharand, iſt faſt täglich in Dresden bei Tieck IV. 380. 381. — Lernt dort Reichardt's Tochter, ſeine ſpätere Gattin, kennen 413. 418. — Viel Umgang mit jungen Künſtlern und Dichtern 381—399. — Sehr reiche Zeit 420. — Schlägt einen Ruf nach England aus 421—423.

180½ Winter in Tharand in ſtiller Einſamkeit mit Vorbereitung auf ſeine Vorleſung in Kopenhagen IV. 424—436.

1802 Frühjahr, ſchmerzlicher Abſchied von Dresden und Jena IV. 436. — Verlobung in Giebichenſtein 437. — Aufenthalt in Hamburg 438.

1802—1804 in Kopenhagen V. 1—111.

Erſte Zeit V. 1—5. — phantaſtiſche Wohnung 18. 19. — Erlangt durch Graf Schimmelmann eine Penſion 6—8. vgl. 60. — Sein Ruf wird durch einen Brief Göthe's vergrößert 9—14. — Beleidigt den Herzog von Auguſtenburg 14—18. — Umgang mit Rahbek und ſeiner Familie 21—24. — Innige Freundſchaft mit Adam Oehlenſchläger 25—29 und durch ihn mit A. S. Oerſted 30. 31. Freundliches Verhältniß zu ſeinem Oheim Bang 32, und inniger Umgang mit ſeinem älteſten und ſeinem jüngſten Bruder 33. 34. — Fühlt ſich doch fremd 35. 36. — Oppoſition der Ultradänen 44—47, durch ſeinen Uebermuth vermehrt 48—50. — Verſpottet die Oppoſition bei einem Schauſpiel 63—65.

Okt. Beginn der Vorleſung über Philoſophie unter großem Aufſehn 51—62. vgl. unten Vorleſung.

1803 Sommer, im Auftrage Schimmelmann's geognoſtiſche Reiſe durch Schonen, Seeland, Holſtein und Meklenburg V. 66—72. — Beſuch in Hamburg 72—75. — Reiſe nach Giebichenſtein 75—79.

4. Sept. Hochzeit in Giebichenſtein V. 79—81. — Reiſe mit der jungen Frau über Berlin (lernt Schleiermacher kennen) und Hamburg und die däniſchen Inſeln nach Kopenbagen 81—85. Angenehmer Familienumgang 87—91, aber durch Schulden gedrückt 92. und durch die Ungunſt des Grafen Reventlow 93. 94. und durch die Beſorgniß der Behörde vor ſeinem (St.'s) Einfluß an jeder Thätigkeit verhindert 95—98. — Dazu allerhand Geklatſch 99—102. Daher

1804 März, Ruf nach Halle (ohne Einwirkung des Schwiegervaters) angenommen V. 102—105. — Schuldforderung der däniſchen Regierung niedergeſchlagen 109. — Reiſe über Berlin, Geſpräch mit den Miniſtern v. Beyme und v. Maſſow 111—118. — Ankunft in Halle im Sept. 118.

1804—1806 Profeſſor an der Univerſität in Halle V. 118—227. Unangenehme Stellung zum Miniſterium 119—122. — Feindliches

Verhältniß zu Gilbert und Polemik dagegen 123—133, zur philoſophiſchen Fakultät 135. 136. — Aber zwei Docenten ſind für Naturphiloſophie 137. — Freundſchaft mit Wolf 138, Reil 139. 140, Schleiermacher (ſchöne Nacht am Petersberge) 141—149. Zuſammenkunft der gemeinſamen Zuhörer am Theetiſch, ſchöne glückliche Zeit 152—158. vgl. VI. 32. — Göthe, St.'s unſichtbarer Zuhörer VI. 49. — Oehlenſchlägers Beſuch V. 159—163. — Umgang mit Achim v. Arnim VI. 100—110. IX. 357.

1806 Jan. Geburt der Tochter V. 164. — Frühjahr: Reiſe mit Schleiermacher nach Berlin, politiſche Bewegung 164—179. — Ankunft preußiſcher Truppen, Kriegsgerüchte 183—190.

16. Okt. Gefahren beim Einrücken der Franzoſen, in Geſellſchaft von Schleiermacher und Gaß 190—200. — Wohnt mit Schleiermacher zuſammen 206—209, nach der Aufhebung der Univerſität (212) in großer Dürftigkeit 216. 217. Dennoch unvergeßliche Abende im Umgange mit Wenigen 218. 223. — St. widerſetzt ſich vergeblich unwürdigen Beſchlüſſen der Profeſſoren 214. 215. Hebt den Muth der Bürgerwache 220.

Wird durch Vermittlung des jüngſten Bruders aufgefordert, nach Dänemark zurückzukehren, erhält von der preußiſchen Regierung Urlaub 224—227. — Verläßt mit ſeiner Familie Halle zwiſchen Weihnachten und Neujahr 227.

1807 Neujahr gefährliche Ueberfahrt über die Elbe nach Hamburg V. 228—230. — Lernt den Heſſen Martin kennen 232—234. — Reiſet im März allein nach Kiel 235—237. — Heftige Audienz beim Prinz-Regent 243—249. — Höchſt bedenkliche Umſtände und Glück in Kopenhagen 250—263.

Sommer, lebt mit ſeiner Familie in Holſtein auf den Gütern Berger's V. 271. 272. 309, Hülſen's 273—277, am längſten bei Thaden 277—284. 304—309. — Bemühungen um eine Anſtellung mißglücken, gänzliche Troſtloſigkeit 278—284. — Noch finſterer geſtimmt durch den Raub der däniſchen Flotte 284—301. — Ende Sommer, Aufenthalt mit der Familie in Hamburg, ausgebreiteter Umgang im Sieveking'ſchen Hauſe 308—324. — Anderer Umgang 329—334, mit Runge 335—365.

1808 Winter bei Lübeck im Schloß des v. Rumohr unter Studien und politiſchen Entſchlüſſen V. 367—377.

1808 Frühjahr bis 1811 Herbſt, zweiter Aufenthalt in Halle, Band VI.

Findet von ſeinen Freunden nur Reil und Blanc in Halle, hat wenig Zuhörer, betrachtet ſeine Thätigkeit als überflüſſig VI. 1—6. — Vorſtellung beim König Jerome 11—16. — Geſpräch mit Joh. v. Müller 17. 18. — Sucht ein wiſſenſchaftliches Bergwerks-Inſtitut einzurichten 20—24. — Wiſſenſchaftliches Eremitenleben nur in Verbindung mit Reil 31—44. 62—70. — Theilnahme an der Literatur 71—80. — Familienleben 82—100. — Umgang mit

Brentano 110—116, mit Wilh. Grimm 116—120, mit reformirten Predigern, beſonders Blanc 120—122, mit Haxthauſen 122—126.

Politiſche Unternehmungen VI. 153 bis Ende des Bandes. — St. zeigt offen ſeine feindliche Stimmung und nährt ſie bei Andern VI. 159 163.

Herbſt. Zuſammenkunft in Deſſau mit Blanc, Schleiermacher, Reimer, weiht ihn in die politiſchen Unternehmungen ein VI. 167. 170—173. — Bleibt mit Schleiermacher und Martin in beſtändiger Korreſpondenz 175. — Gefährliche Korreſpondenz mit Graf Chaſot 176—181. — Verhindert einen tollkühnen Streich 182—185.

1809 hält ſich von der Theilnahme am Schill'ſchen Zug fern 187 ff. 194—199. — Befördert die Flucht des Heſſen Martin 203—208. Beſuch des jüngſten Bruders 210—212. — Gefährlicher Beſuch des v. Hirſchfeld 217—221. — Bekannſchaft mit Schele und Kroſigk 227. 228.

Winter. Beſuch mit ſeiner Familie in Jena bei Frommann VI. 239—243 und bei Göthe in Weimar 249—258.

1810 bei der Stiftung der Univerſität zu Berlin ausgeſchloſſen, ungeachtet Schleiermacher's und Reil's großmüthigen Anerbietens VI. 142—152. 278. VIII. 281. — Im Frühjahr Tod der beiden jüngſten Kinder VI. 125. 127. — Reil verläßt Halle 71. 151.

1811 Ruf nach Breslau VI. 238. 239. — Im Sommer Abſchiedsbeſuch bei Frommann und Göthe 258—263. — Reiſe nach Berlin 263. 266 278—282, wird durch Fr. v. Raumer dem Staatskanzler v. Hardenberg vorgeſtellt 295—297.

Juli, Rückkehr nach Halle VI. 298. — Nimmt, von Gneiſenau aufgefordert, die geheimen Verbindungen wieder auf, beſonders mit Blanc, Haxthauſen und Kroſigk 299—306. — Verrath 309—315.

Sept., gefahrvolle Abreiſe mit ſeiner Familie aus Halle VI. 317—320. 331. — Warnungsſchreiben in Breslau 323—327.

1811—1813. Ankunft in Breslau unter Vorurtheil gegen Schleſien VII. 1—9. Wohnnng 11. 12. 19. X. 45. 46. — Tadelt in einer Vorleſung das Rohe des bisherigen Studentenlebens 25. 26, daher ſtürmiſcher Auftritt mit den Studenten 27—29. — Mitglied des Profeſſoren-Club 30—33, der ſchleſiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Cultur 33—36. Unangenehmer Vorfall in dem Club 103—106. — Bekümmert um Preußens Lage 37—45.

1812 Apr., geheime Zuſammenkünfte mit Gneiſenau, Chaſot, Juſtus Gruner, Moritz Arndt und Blücher VII. 46—48. 57. — Entgeht der öſterreichiſchen Gefangenſchaft 344.

1813 mit dem Aufenthalt in Breslau ausgeſöhnt durch die bedeutungsvolle Ankunft des Königs VII. 67—70. — Weil im königl. Aufruf zur freiwilligen Bewaffnung der Feind nicht genannt 71. 72, ſo erklärt St. in einem vorher angeſagten Vortrage vor einer großen Menge den Krieg gegen Frankreich und ſich als Frei-

willigen 73–79, von Scharnhorſt deshalb geprieſen 80. — Der König lobt ihn und giebt ihm Urlaub 86—91. — Lernt exerciren 91. 92. — Weshalb er das Garde-Jäger-Bataillon wählt 96. 97. — Hat ein Büreau zur Meldung von Freiwilligen 88. 92–100. — Stellt dem König zu deſſen großer Zufriedenheit die fünfzig erſten equipirten Freiwilligen vor 100. 101. (hat aber ſelbſt im ganzen Kriege keine vollſtändige Offizier-Uniform 115), empfängt deshalb von den höchſten Beamten und Generälen Glückwünſche, aber im Kriege ſelbſt bald vergeſſen 101—103.

Feldzug. Dienſt als Seconde-Lieutenant VII. 108—111, ſalutirt vor dem Könige 114. — Zuſammenkunft mit Baron Stein in Dresden 120—124. vgl. 110. — Tritt, von ſeinem Bataillons-Chef beleidigt, aus ſeiner bisherigen Stellung 127—130 und wird im Blücher'ſchen Hauptquartier zu freier Dispoſition geſtellt 131. 135, erſcheint ſich ſelbſt wie ein Zuſchauer und Reiſender 135. 150.

2. Mai. Schlacht bei Groß-Görſchen, den Abend vorher drückendes Gefühl ſeiner unbeſtimmten Lage VII. 152—154. — Abenteuer mit dem Bauernpferde 155—157. — Auftrag von Gneiſenau an Wittgenſtein 157—159. — Reitet ohne Beſtimmung im Kugelregen, Gneiſenau's Aufmerkſamkeit 160—163. — Rückzug zur Elbe 169—173. — Sucht die Salzniederlagen in Meißen zu retten, geräth beinahe in Gefangenſchaft 176–179. — Feſter Schlaf 181. 182.

20. Mai. Schlacht bei Bautzen. Auf der Rückkehr von der Herrnhuter-Kolonie Kleinwelke von feindlichen Reitern verfolgt VII. 186. 187. — Reitet über eine ſtark beſchoſſene Anhöhe 188. 189. — Ueberſieht die ganze Schlacht vom Hauptquartier aus 189—198. — Fällt auf dem Rückzug beinahe den Feinden in die Hände 199–202. Bringt ſeine Familie in Sicherheit 202. 204. — Geſpräch an der Blücher'ſchen Tafel in Reichenbach 207. 208. — Organiſirt drei Tage lang den Landſturm im ſchleſiſchen Gebirge, 3—5. Juni 209—214. — Sammelt während des Waffenſtillſtandes Nachrichten über die Stellung der feindlichen Armeecorps mit großem Eifer, ſelbſt mit perſönlicher Gefahr, zur Zufriedenheit ſeiner Vorgeſetzten 209. 215—226. — Muß ſich nach dem Waffenſtillſtand an die ruſſiſche Avantgarde anſchließen 227—233. 244. 252—259. — Erhält zweihundert Koſacken zum Recognosciren 246–252. 260. 262. — Unangenehme Huldigung im Fräuleinkloſter zu Radmeritz in Blüchers Gegenwart 260—262. — Aufenthalt in Herrnhut 262 264. — Perſönlicher Kampf mit einem polniſchen Offizier 266. — Wieder im Blücher'ſchen Hauptquartier, erhält drei ſchleſiſche Landwehrmänner zur Dispoſiton (bis Paris) 268—270. — Elbübergang und Schlacht bei Wartenburg 273—277. — Zieht in Gneiſenau's Auftrag Nachrichten ein in Deſſau und Halle 277—280.

16. Okt., während der Schlacht bei Möckern von Gneiſenau an den Kronprinz von Schweden geſandt, zugleich um die ſchwediſchen Truppen zu begeiſtern 281—286.

18. Okt. Abentheuer auf der Rückkehr in der Nacht zum 18. Okt. 290—293. — In der Schlacht bei Leipzig anfangs in der Nähe von Blücher 294—299. — Nimmt Theil am Sturm auf Dorf Schönfeld 299—301. — Muß ſich am Abend den Ruſſen anſchließen 302—306. — Vertheidigt bei Freiburg eine Gräfin gegen Blüchers Verdacht 307—311. — Beute an Briefen und Orden 312. 313. — In Gießen 314—318.

Auftrag, die Weſtphalen gegen franzöſiſche Truppenreſte zu waffnen und überall den preußiſchen Adler in den Städten anzuſchlagen 319. 320. — Glänzender Empfang und Reden in Marburg 320—333. — Feierlicher Empfang in Arnsberg 333—335. — Hat ſeit Borſtels Ankunft bloß die Bewaffnung der Landwehr zu beſchleunigen 335. 336. 345. — Umarmung in Dortmund 341—343. — Zwei Monate in Düſſeldorf bei Juſtus Gruner in heiterm Umgange 345—352. Befördert die Gründung des Gymnaſiums 353—358.

1814 Jan. Reiſe zur Armee, Aufenthalt in Köln und Trier VII. 359—366. — Gefährlicher Marſch nach Frankreich im Zuge des Grafen von Haacke VIII. 2—10. — Findet im Blücherſchen Hauptquartier ſeine Freunde K. v. Raumer und Blanc 10—12. — Gefährlicher Rückzug von Champeaubert 10—20. — Seitdem meiſt im Kreiſe der Freunde 22. 23. 47. — Mangel an Nahrungsmitteln und ſonſtige Leiden 26—34. 40. 45. 46. — Zum Theil erhaltene Villa 36—39. — Streit mit den Freunden wegen ſeiner Nachſicht mit den Franzoſen 47—50. 59—61. — Schlacht von Laon 64. 68—71. — Krankheit, Gneiſenau's Theilnahme 72--77. Reitet bei La Fere Champenoiſe an Gneiſenau's Seite ins feindliche Quarré 78—84. — Aufgeheitert durch wiſſenſchaftliche Geſpräche mit Blanc 86. 87. — Schläft während der Schlacht am Montmartre 88. 89. — An Gneiſenau's Seite tiefer Eindruck beim Anblick von Paris 90—93. — Kann wegen Mangel einer Parade-Uniform nicht Theil nehmen am feierlichen Einzug in Paris 95. — Reitet mit einem Freunde voraus 96—100. — Beſucht Cuvier 100—103.

Aufenthalt in Paris, drei Monate VIII. 107—153. — Luſtiger Verweis von Blücher 108—110. — Beſucht die verſchiedenen Sammlungen 112. 113. — Hazardſpiel 114. — Theater 115—119. — Ausgebreiteter Umgang 114. 115. 132, mit Graf Schlaberndorf 120—125, mit York 137, mit den Abgeſandten von Hamburg und Bremen 138—141. — Sieht hier ſeinen jüngſten Bruder zum letzten Mal 132. 146. — Geognoſtiſche Excurſion mit Raumer und Greenough 126—130. — Erhält vom Könige die Dienſtentlaſſung 142. 143. — Courierpaß 152. 153.

Rückkehr; franzöſiſche Reiſegeſellſchaft 153—155. — Aufenthalt in Heidelberg 156. 157. — Bei Jean Paul 158—160. — Ankunft in Breslau 160. 161. Fenſter eingeworfen 171. 172.

Herbſt beginnt wieder die Thätigkeit bei der Univerſität VIII. 172. — Anerbieten beim Wiederausbruch des Krieges vom König abgelehnt 181. — Thätigkeit bei einem Concert zum Beſten der Freiwilligen 182—184. — Drückende Schuldenlaſt 187. 188.

1815—1823. Wirkſamkeit als Schriftſteller und in politiſcher Hinſicht IX. 115. VIII. 189 ff. — Steht allein in ſeinem Beſtreben als Naturphiloſoph 190—196, ſo wie in der politiſchen Thätigkeit 197—204.

1817 Reiſe nach Berlin, lernt Jahn kennen, wird entſchieden gegen die Turnanſtalten (vgl. unten Turnſtreit) VIII. 309—316. 320. — Badereiſe nach Karlsbad VIII. 319-321, Kur 336. 337, angenehmer Aufenthalt 325—329. 333—335. Geſpräche mit Neander 339—341.

Reiſe mit Schütz nach Süddeutſchland VIII. 341—411. — In Franzensbrunn 341—345. — In Eger numismatiſche Vorleſung eines Scharfrichters 346—350. — In Landshut Bekanntſchaft mit Sailer 350—357. — In München acht Tage bei Schelling 366. 374. Bekanntſchaft mit Jacobi 379. 380. 386—390, mit einigen bedeutenden Aerzten 391—396, mit Franz Baader 397—401. — In Nürnberg und Augsburg 404—408. — Rückreiſe beſchleunigt wegen beunruhigender Gerüchte über Breslau 409—411.

1817—1819 bloß für Wiſſenſchaft lebend, in innigem Familienleben, beſonders mit Graf v. d. Gröben VIII. 412. 413. 423. Freundſchaft mit Scheibel 420—423, mit ſeinen Collegen 423—426, mit dem Schauſpieldichter Schall 426-433, mit Offizieren 433—435. — Große wöchentliche Abendgeſellſchaften 435. 436. — Lernt Fürſt Biron kennen 442—446. — Beſuch von Graf Reuß IX. 14—16.

1818 Herbſt Reiſe mit dem Kronprinzen ins Rieſengebirge VIII. 448. — Gewinnt die Gunſt deſſelben durch die Darſtellung der norwegiſchen Bauern 449. 450. — IX. 1—3. 6-9. 21—26.

18$^{18}/_{19}$ Weihnachtsferien, vom Staatskanzler wegen ſeiner Schrift „Turnziel" nach Berlin beſchieden IX. 32-34. — Stürmiſcher Abend bei Reimer 35—38. 47. — Beſuch beim Staatskanzler in Glienicke 38—43. — Findet bei der Rückkehr in Breslau ſeine Gattin gefährlich krank 44. 45.

Durch die innere Trennung von ſeinen beſten Freunden, beſonders von K. v. Raumer, gequält 77—81. — Erhält nach Raumers Verſetzung nach Halle die Aufſicht über die Mineralienſammlung 81.

1821. Tod ſeines letzten, jüngſten Bruders I. 13. V. 265.

Nach langen Parteikämpfen zum Rektor gewählt IX. 81. — Leitet die Unterſuchung gegen die Arminia mit inniger Theil=

nahme 82—92. 116, bewickt ihre Gleichſtellung mit den andern Verbindungen und eine Milderung der Strafe 93—97. — Erklärt ſich gegen die Auslieferung eines polniſchen Studenten 108—114.

1824 Skandinaviſche Reiſe mit ſeinem Neffen IX. 119—274.

Von Breslau bis zur Landung in Schweden IX. 119—125. — Durch Schweden nach Stockholm 125—133. Aufenthalt daſelbſt 137. 158—160. Luſtfahrt nach Drotningholm 138. 141. 145—150, nach Gripsholm 151—158. — In Upſala bei der Promotion 160—168. Bekanntſchaften 169—177. 181—186. — Von Upſala nach Chriſtiania 186—188. Ankunft daſelbſt 189—193. 231. 232. — Witd durch ſeinen Neffen Holſt auf den Zuſtand der Gefängniſſe aufmerkſam 195. 201. — Aufenthalt bei der Schweſter in Hedemarken, lernt das Leben der norwegiſchen Bauern genauer kennen 232—244. — Geognoſtiſche Excurſion mit Keilhau 244—254. 255—258. — Lernt den Kronprinz Oskar kennen 258—262. — Aufenthalt in Dänemark 263—269. 274. V. 264—268.

$18^{24}/_{25}$ Winter in Berlin IX. 274. 275.

1825—1832 in Breslau, der Wiſſenſchaft und der religiöſen Thätigkeit lebend IX. 115. 275—277. — Seitdem größerer Einfluß auch auf junge Männer, die nicht die Naturwiſſenſchaft ſtudirten 118. 119, ſo auf die Brüder Müller und auf die Brüder Suckow 284—290.

Graf York überträgt ihm die Aufſicht über die Erziehung ſeines einzigen Sohnes IX. 298. 306. 310—312. — Muſikaliſcher Kreis mit v. Winterfeld und Moſevius 312—319. — Theilnahme am Theater 323—329. 332—340. — Wird Vormund einer jungen Schauſpielerin 330—332.

Vertheidigt Scheibel'n, beginnender Kampf mit dem Miniſterium X. 86—90.

1830 Juni, Einführung der Union in Breslau X. 133 ff.

Ende Juni bis 1. Nov. St. erklärt ſich für die lutheriſche Gemeinde und vertheidigt ſie, obgleich nicht ganz einverſtanden mit ihr X. 137—189. vgl. unten Lutheriſch.

Ende Dec. bis Jan. 1831 vertheidigt er ſich gegen den Vorwurf des Miniſteriums in Betreff aufrühriſcher Geſinnung, und bittet um Abſchied 191—196.

Die Meiſten ziehen ſich von ihm zurück 196—198. 217. — Mißverſtändniſſe 209—214. — Wünſcht ſich aus den Verhältniſſen in Breslau heraus 215—217. 227, die übrigens durch die bewieſene Gunſt des Kronprinzen ſich etwas günſtiger geſtalten 218.

1832 Apr., durch Verwendung des Kronprinzen nach Berlin berufen X. 231—235. — Stellung zu den Profeſſoren 290—295, zu den Studirenden 296—302, beſonders zu den Theologen 306—309.

1835 Rektor X. 309—317. — Mundt's Promotion 312—317.

1837 Reiſe mit ſeiner Familie nach Tyrol und Wien X. 317—338.

1838 Anweſenheit des Kronprinz Chriſtian von Dänemark und der Kronprinzeß in Berlin X. 338–341.

1840 mit ſeiner Familie von dem neuen Könige Chriſtian VIII. von Dänemark zur Krönungsfeierlichkeit eingeladen X. 343. 344.

Juni. Tod des Königs Friedrich Wilhelm III. X. 344—347.

Reiſe mit der Familie nach Dänemark und Norwegen X. 350—433. — Reiſe und Aufenthalt in Kopenhagen 350—358. 390. Krönung 364—376. — Verſammlung der nordiſchen Naturforſcher 400—405. — Reiſe nach Chriſtiania und Aufenthalt daſelbſt 405—413. — Gebirgsparthie 415—419. — Rückkehr nach Dänemark 420—422. — Reiſe durch daſſelbe, Roeskilde 423—429. — Hamburg und Rückkehr nach Berlin 429—434. V. 268–270.

Sept. Einzug des Königs Friedrich Wilhelm IV in Berlin X. 434—440.

Alphabetiſches Verzeichniß,

besonders für das innere Leben von Steffens.

A.

Abendmahl für St. das tiefſte Myſterium des Chriſtenthums I. 152. 153, — durch die Mutter noch wichtiger 154—156, — beim erſten Abendmahl ergriffen I. 291, nimmt lange Zeit nicht wieder Theil daran I. 291. II. 206, — in Halle in der reformirten Kirche VI. 121. X. 61. 62, — jährliches lutheriſches Abendmahl bei Dresden X. 166.

Abſtrakte Natur iſt St. nicht IV. 286. VI. 75. VII. 364. X. 31, — daher wirkt eine lebendige Perſönlichkeit mehr auf ihn als abſtrakte Prinzipien II. 172.

Anatomiſche Studien II. 46. VI. 25. 62—64.

Angriffe, literäriſche, beantwortet St. nicht, ja lieſet ſie nicht einmal IV. 252—256, — nur eine einzige Polemik V. 125—132 und X. 87—90.

Aufregung, körperliche und geiſtige, gehört zu St.'s Natur in der Jugend II. 205. I. 241. 242. III. 272. 273. 328, — daher alle äußere und innere Reizmittel ſtörend III. 274, — böſe Gerüchte in dieſer Hinſicht V. 123. vgl. Enthuſiaſt.

B.

Berg- und Hüttenweſen lernt St. im Thüringerwalde kennen IV. 36. 37. 51. 52, — hört eine Vorleſung darüber in Freiberg IV. 223. 224. — Beſuch der Freiberger Gruben regt ſtark ſeine Phantaſie an IV. 218—221.

Beute, St's einzige aus dem Kriege VIII. 61. 62, — will erbeutete Sachen ſogar nicht kaufen 83.
Beweglichkeit ſeit dem 12ten Jahre I. 36, im Gegenſatz zu dem ſtillen, ſinnenden Ernſte I. 102. 125. 133. II. 57. 71. 72. **102**. 165. IV. 98.
Botaniſche Studien I. 99. 301. 311—314. II. 238. III. 61. 256. — Durch Götze's idylliſche Weiſe der Naturforſchung angezogen IV. 5. — Verdankt viel dem Hornemann IV. 10. 21, dem Batſch in Jena IV. 67, und Link VIII. 424.

C.

Chemiſche Studien I. 303. II. 46. 211 ff. — St's innige Freude über die verborgene geiſtige Einheit in den Naturprozeſſen, verwandt ſeinen dichteriſchen und religiöſen Gefühlen II. 214. — Vortrag über Chemie IV. 81. — Studium in Paris VIII. 112. 113.
Correſpondenzen, anhaltende, führt St. nicht VII. 315. 316.

D.

Dänemark. St. iſt ganz Däne, ungeachtet ſeiner Liebe zu Deutſchland IV. 431. V. 4. 48, — aber gedrückt durch ſeine Stellung V. 98, entſteht der ſtille Wunſch, ſein Vaterland zu verlaſſen 101. 103, — trennt ſich ſchwer 111, behält beſtändig eine Theilnahme für Dänemark und eine Anhänglichkeit an's Däniſche Regenthaus V. 264 —267. VI. 211. 212. X. 342. 450, — ſieht die Auszeichnung im J. 1840 als einen Abſchluß und eine Verherrlichung ſeiner Kindheit an V. 268. 270. X. 378.
Deklamatoriſche Darſtellungen ängſtigen St. III. 314. 315.
Deutſchland; die ganze Richtung des Gemüths, ſo wie die inneren Kämpfe (beſonders durch Göthe angeregt I. 192—194.) weiſen St. nach Deutſchland VII. 119. II. 161. III. 260. 302. 327. 339, — erſter Entſchluß, nach Deutſchland zu reiſen, entſteht in der troſtloſen Lage in Bergen III. **118**. 119. — Betritt das Land, nachdem er durch den Schiffbruch Alles verloren 134. 136. — Dieſer Entſchluß und der Schiffbruch erſcheinen ihm ſelbſt einem Gedicht ähnlich 148. 149. — Erſtes Zuſammentreffen mit einem deutſchen Gelehrten verletzend 187. 188. — Erſter Blick in die verborgene Geiſterwelt Deutſchlands in Hensler's Hauſe 258—260. vgl. 302. — Riſt verſetzt ihn zuerſt lebendig nach Deutſchland 318 ff. 326. **327**. 331. — Wunſch einer Reiſe dahin 339—342. Reiſeſtipendium als Mineralog III. 349. IV. 1. — Ahnungsvolle Erwartung und Zuverſicht IV. 2. 3. — Durch das Athenäum tritt ihm die geiſtige Bewegung in Deutſchland lebhaft entgegen IV. 49. 50. 60. — Erkennt daß die deutſche Dichtkunſt und Philoſophie ſeine eigene Aufgabe löſet IV. 85. 86, — verläßt daher das Land mit tiefer Wehmuth 431. — Von den Dänen verkannt, wünſcht er ſich in Deutſchland niederzulaſſen V. 101. **103**. — Ruf nach Halle

105. 110. — ängſtliche Theilnahme für Deutſchland bei der Verbreitung des revolutionären Schwindels IV. 53—57. 332, und bei der Unterjochung durch Frankreich V. 76. 77. VII. 42—45. 119; aber feſte Zuverſicht daß Deutſchland ſiegen werde V. 209, daß er ſelbſt noch Napoleon's Sturz erleben werde 223. VI. 170. VII. 39. 40, ſeitdem er deſſen gemeine Geſinnung erkannt V. 222; aber eine Ermordung Napoleons erſchien ihm entſetzlich VI. **172**. — Es wird ihm ſchwer, gerade in der Bedrängniß 1806 das Land zu verlaſſen V. 226. — vgl. VIII. 196.

Deutſche Sprache lernt St. früh mit Leichtigkeit leſen I. 217, aber nur unvollkommen ſprechen III. 118. 136. 137, — lernt geläufig ſprechen in Hamburg 144. — Aufſatz voll Fehler 201. — Läßt ſich eine deutſche Schrift von ſeinen Freunden corrigiren 267. — Sprachfehler IV. 19.

Dichteriſcher Sinn I. 54. **61**. zeigt ſich im einſamen Gemüthsleben (ſ. d.), im innigen Naturleben (ſ. d.), und in dem von lebendiger Anſchauung und Phantaſie begleiteten Lernen I. 67—72. 227, ſo wie in der lebhaften Erinnerung bei unbedeutender Anregung I. 341. 342. 361, in dem Studium der Geologie, beſonders I. 238, und der Chemie II. 214. — Höhere poetiſche Anregung durch eine Phantaſieliebe I. 269. 270. — Das erſte Schauſpiel führt ihn in die Dichtkunſt ein I. 175. — Lernt Gellert, Haller, Klopſtock durch die Bibliothek ſeines Vaters kennen I. 215. 217—223. Romane I. 112. 223—225. —— Göthe's Fauſt I. **292—294**. II. **100. 101**. vgl. IX. 340—343 und Egmont II. 71. 100 regen höhere, ſchmerzliche, noch nicht verſtandene und daher beunruhigende Gefühle an II. 104, die St. ſeinen Freunden durchaus verbergen muß II. 101. 163. 215; er ſelbſt ſucht dieſe überſchwenglichen Gefühle durch die Proſa (Voß, Hölty, Stolberg) zurückzudrängen II. 103. — Leſſing's klare, in ſich abgeſchloſſene Form der Darſtellung entzückt ihn II. 105, theilt dieſe Verehrung mit ſeiner Umgebung II. 103. 104, — wird durch Ewald ähnlich wie durch Göthe, nur nicht ſo mannigfach angeregt II. 115, auch hier verſchieden von ſeiner Umgebung II. 115, ſo wie auch im Urtheil über Weſſel II. 121, — ahnt allmälig die Beſchränktheit Rahbek's II. 139. — Literäriſche Beſchäftigung in Bergen III. 60. 63. — Vorübergehend leidenſchaftliches Leſen des Rouſſeau III. 317. — Haßt die franzöſiſche Poeſie durch Leſſings Einfluß IV. 55. — Beſchäftigung mit der engliſchen Literatur III. 266. 267. — Shakeſpeare erregt und beunruhigt ihn ſtark III. 268. 269. 272—**274**. Er ſehnt ſich nach Frieden 275. — Riſt öffnet ihm den Blick nach Deutſchland 318 ff., zeigt Poeſie in Verbindung mit Philoſophie 326, und macht mit Göthe und Schiller genauer bekannt 329. **330. 331**. — Jean Paul ergreift ihn auf kurze Zeit ſehr ſtark 331—333. — Literäriſche Einſeitigkeit IV. 58. 59. — Athenäum entzückt ihn wegen der Friſche und Vielſeitigkeit IV.

59. 60. — Wichtiger Einfluß von Göthe in Weimar IV. **103**. VI. 249. — Schlegels ungünſtiges Urtheil über Schiller übt einigen Einfluß auf St. IV. 105. 114—117. Tieck's große Bedeutung für St. IV. 129. 370. 371. **380**, aber der Abdallah faſt gefährlich 268–270. — Wird durch das überwiegende Moment der Perſönlichkeit für die romantiſche Poeſie gewonnen 258. — Altdeutſche Poeſie weiſet nach Skandinavien hin 259. **260**, wird ihm beſonders durch W. Grimm bekannt VI. 117. 120. — Begeiſterung für's Mittelalter IV. 397. **398**. — Starke Einwirkung von Novalis IV. 323. 324. — Durch Witte mit der italieniſchen Literatur bekannt IX. 319. 320. — Hofft eine neue Poeſie durch Belebung der Mythe V. 353. — Iſt kein eigentlicher Dichter IV. **402—405**, wohl aber in proſaiſcher Darſtellung **406**.

E.

Ehrgeiz I. 142. II. 206.

Eigenthümliches, Sinn dafür ſucht St. zu nähren IX. 59.

Einheit des Erkennens VI. 295. X. 13—15. 18. 19, zeigt ſich ſchon in der Kindheit I. 257, — beſonders ſeit dem Umſchwung ſeiner ganzen Denkweiſe in Kiel III. 255.

Einſames, Allen verborgenes, ſich ſelbſt überlaſſenes Studium I. 98—103. 111. 215. 225—241. III. **63**, nur durch wenige Bücher I. 99, wie der Zufall ſie zuführte, unterſtützt 223; ähnlich auch in Bergen III. 60, und in Hamburg III. 155. Bücher aus der Suhmſchen Bibliothek I. 295—**300**. II. 203. — Bedürfniß nach wiſſenſchaftlichem Zuſammenhang I. 258. 301. — Vahl giebt dieſen Zuſammenhang für die zoologiſchen und botaniſchen Kenntniſſe I. 302. 309. 313. — Die einſamen zerſtreuenden Studien ohne Anleitung aufgegeben I. 314. 315. — — Aehnlich war die dichteriſche Entwickelung (ſ. d.) in Kopenhagen ſich ſelbſt überlaſſen und den Andern verborgen, und ſpäter in Kiel auch die philoſophiſche (ſ. d.). — — Erſt in Jena hört die wiſſenſchaftliche Einſamkeit auf IV. 83, was ihn einſam beſchäftigte, war hier Aufgabe bedeutender Männer 85. — Einſames wiſſenſchaftliches Leben beim zweiten Aufenthalt in Halle VI. 31. — Einſame Stellung in dem Turnſtreit und in der politiſchen Anſicht überhaupt VIII. 199. 200, als Naturphiloſoph VI. 36. VIII. 194—196. — Fühlt ſich fremd in der jetzigen Zeit IV. 400. 401. — vgl. noch IX. 322.

Einſames Gemüths- und Naturleben I. 96. 97. 102. 156. 205. 206. 228. 229. 257. Nachklang deſſelben II. 99, in Kiel III. 202. 300.

Einſamkeit, drückendes Gefühl derſelben I. 157. 158. 160, bei der troſtloſen Lage in Bergen III. 61—64. Lockende Gewalt der Gebirgseinſamkeit 102. 103. — Fühlt ſich in Hamburg beſonders nach dem Tode des Hundes ganz verlaſſen III. 155. — Einſames Leben in den letzten Wochen in Kopenhagen II. 315. 324. — Sucht die Einſamkeit 332—334. 337. — Einſames Familienleben in Rendsburg

III. 184. — Einſames Leben im Winter in Tharand IV. 424. — Einſamkeit iſt ihm zum Bedürfniß geworden IV. 274. VIII. 274—276. X. 239.

Einzelne unzuſammenhängende Berichte feſſeln St. nicht II. 220, beſonders ſeit dem Studium des Spinoza III. 293. — N r vorübergehend durch eifriges Leſen des Rouſſeau in eine bizarre Vereinzelung hineingezogen III. 317. 318. — vgl. VIII. **274**. X. **400**.

Eiſernes Kreuz VIII. 84. 188. 189. IX. 235.

Eitelkeit (frühreifes Kind I. 28. 36.) I. 36. 93. 129. 289—291. 316. II. 14, — aber St's. Urtheil über ſeine begabte Jugend III. 272, nicht Selbſtruhm, ſondern Anerkennen der göttlichen Gnade III 273. vgl. damit VIII. 49.

Empfehlungsſchreiben verſchmäht St. IV. 18.

Enthuſiaſt in der Jugend für jedes Anſprechende III. 236, — kurze Zeit auch für Jean Paul III. 332. — Ergreift Alles gewaltſam II. 208, ſo das Studium des Spinoza III. 284—286, das Studium des Fichte IV. 63. 64. — Gewaltſame Freude über Gebirge III. 22. 23. IV. 6. — Beſtändige wiſſenſchaftliche Begeiſterung in Jena IV. 83. 87, nach Göthe's Bekanntſchaft 103. — Kann keinen Enthuſiasmus erheucheln 127. — Enthuſiaſt in der Hoffnung für Preußen VI. 280—282. vgl. Aufregung.

Entwickelungsgang im Allgemeinen X. 7. 15. 18. 19. 26—32. 69—71. 118. 253—255. 259. 268—274. 349. 350. Die Entwickelung der Geſchichte iſt St's eigene 447—450. 492. 493.

Erfahrung VIII. 194—196.

Erinnerung St's ſeit dem ſiebenten Jahre ununterbrochen I. 27, reicht bis ins dritte fragmentariſch I. 16—19. — Lebhafte Erinnerung bei geringer Anregung I. 341. 342. 361.

Erziehung zur Selbſtändigkeit und Abhärtung I. 23. 29—34.

F.

Familien wählt St. gern zum Gegenſtand der Betrachtung VIII. 217 219. 229. **241**.

Frankreich haßte St. IV. 55. V. 78. 79. 113. **173—175**. VI. 160, ſuchte dieſen Haß auszubreiten V. 174, — bewundert Napoleon IV. 57, verachtet ihn ſpäter wegen ſeiner gemeinen Geſinnung V. 222. 223, — ſah die Juli-Revolution voraus II. 263. 264.

Freies Reden entwickelt ſich beim Religionsunterricht in Roeskilde I. 92. 93, — aber der Gegenſtand muß innerlich gegeben ſein II. 89. — Freie Rede in einer norwegiſchen Bauernfamilie III. 109, in Breslau vor dem Kriege VII. 72—76, in Gießen 317, in Marburg 323—328, in Dortmund 341. 342, in Upſala IX. 167. 168.

Freiheitsſinn geweckt und gefördert durch den Vater I. 79. 80. 362. 363, zeigt ſich ſchon im dreizehnten Jahre in einer Rede I. 113, — anfangs ganz für die franzöſiſche Revolution ungeachtet ihrer Gräuel I. 364. 365. II. 247, aber ſie blieb ihm innerlich ein

Fremdes 248, — vielmehr treue Anhänglichkeit an das königliche Haus Bedingung ſeines ganzen Daſeins II. 250. — Erkennt das Inhaltloſe der allgemeinen Begriffe Freiheit u. ſ. w. durch den Verſuch einer dogmatiſchen Schrift II. 257, — dennoch Theilnahme am Kopenhagener Jakobinerklub 258. 259. — Wohnt einer öffentlichen Gerichtsverſammlung bei II. 277. — Wird in einen Volksaufſtand verwickelt 280—306. Reue 292—294. 305. Zurechtweiſung 303. 304, lernt dadurch den Werth der Ordnung ſchätzen 305. — Politiſche Anſicht in Bergen noch ſchwankend III. 67, wird für einen Jakobiner gehalten 65. 67. — Sein Haß der revolutionären Freiheit erſcheint Vielen im Widerſpruch mit dem Verlangen nach Selbſtändigkeit eines jeden tüchtigen Mannes IV. 55—57. — Freiheitsſinn genährt durch alle ſeine Verhältniſſe IV. 168. 169.
Freimaurer, St's Polemik V. 373. VIII. 270.
Friedrich Wilhelm's IV Bedeutung für St. IX. 100—102. 197. X. 92—95. 268. 269. 444—446. 449. 491. 492.

G.

Gebet des Knaben I. 141. 142. 158. 159. (in der Domkirche in Roeskilde 147. 148), wird ihm fremd **294**, — wird durch eine Predigt von Lavater lebhaft, aber nur vorübergehend, daran erinnert II. 181. — Erſtes wahres Gebet ſeit ſeiner früheſten Jugend vor Beginn der erſten Vorleſung in Kopenhagen V. 53, bei der bedenklichen Lage in Kopenhagen V. 254, vor dem Aufruf gegen Frankriech VII. 76, vor Paris VIII. 91—93.
Gedächtniß II. 19! bewährt ſich in Rendsburg III. 170, in Kiel bei dem Aufſatz zur Prüfung 200, — recitirt den Monolog aus Fauſt IV. 94, — für muſikaliſche Compoſitionen IX. 314, — aber ſchlecht für einzelne unzuſammenhängende Notizen VII. 351. 352, für Zahlen IX. 3, für Genealogie IX. 267.
Geheimnißvolle Geſinnung haßt St. VI. 159. 160, — daher gegen Freimaurer VIII. 270. X. 36, und gegen geheime Studentenverbindungen IX. 85. 97.
Geld; St. wußte nicht ſparſam zu ſein II. 61. III. 328. V. 92, — bekümmerte ſich um Zuſchuß erſt, wenn das Geld ausgegeben war IV. 197. vgl. außerdem X. 47, — daher Geldverlegenheit im Thüringerwalde und in Berlin IV. 197—199, in Mainz 334. 335. — Drückende Schuldenlaſt nach dem Kriege VIII. 187. 188. Entſchädigung 319. 320. vgl. aber IX. 34. 43.
Gemüthskrankheit, befürchtet früh zu ſterben II. 206. — Gemüthskranke ſchließen ſich leicht an St. an II. 316 ff.
Geognoſie; St. fühlt ſich unwiderſtehlich zu den Gebirgen hingezogen II. 195, beſonders ſeit frühſter Kindheit zu den Gebirgen Norwegens I. 98. II. 192. III. 16. — Für die geognoſtiſchen Unterſuchungen bei Bergen noch nicht reif III. 111—114. — Heim erſter Lehrer auf der Thüringer Reiſe IV. 30. 34. 35. — Harzgebirge

gilt ihm als Muſterexemplar der wechſelnden geognoſtiſchen Anſichten IV. 9. — Geognoſtiſche Excurſionen mit Werner IV. 206. — Faßt die Wernerſche Geognoſie ſpekulativ IV. 227—229. — Plan zur Erweiterung der geognoſtiſchen Kenntniß von Norwegen V. 7. 60. — vgl. oben 1803. — Geognoſtiſche Reiſe in die goldne Aue VI. 125. 126, — bei Dortmund VII. 343. — vgl. Paris 1814, — im nördlichen Böhmen VIII. 334. 341—345, — in Norwegen mit Keilhau IX. 244—258.

Geologie, St's. eigenthümlichſte Aufgabe, durch Büffon angeregt I. 246. 233. 241. II. 226. — Erfolgloſes Studium bei Bergen III. 18. 19. 61. — Wilde geologiſche Betrachtungen III. 116. — Lernt durch Voigt den Streit der geologiſchen Schulen genauer kennen IV. 40. 41. — Divinatoriſche Andeutung IV. 290. 291. — vgl. Geognoſie.

Geſchichte; Beſchäftigung mit der nordiſchen Geſchichte wegen der Abſtammung der Mutter I. 103—110, begeiſtert ihn für Wahrheit und Recht 111. — Snedorf beſtärkt dieſe Neigung II. 24. 25. — II. 233—238. III. 60. IV. 187. — Betrachtungsweiſe der Geſchichte vom Chriſtenthum aus IV. 258. — Begeiſterung fürs Mittelalter IV. 397. **398**. — Lieſet die Chronik der Städte, in welchen er ſich aufhält IV. 433. — Studirt den dreißigjährigen Krieg 433. 434. — J. Müllers Schweizergeſchichte V. **166**. **167**. Durch Romana Intereſſe für das ſpaniſche Volk V. 332. **333**. — Dehnt das naturphiloſopiſche Studium auf die Geſchichte aus und wird Politiker VI. 295.

Geſellige Natur St's. II. 108. 162. 163. 209, in Bergen III. 41. 42 ff. 64, in Kiel III. 203 ff. 209. 222. 293—296, in Erfurt IV. 18—20, in Jena IV. 82, in Dresden IV. 241. 381—**383**, in Kopenhagen V. 51. 90. 91, in Halle V. 152, in Hamburg 318. 334, in Lübeck 372, in Paris VIII. **114**. **115**. **132**. 138. 144, in Breslau VIII. 412. 423 ff. 433—**436**.

H.

Handelsverhältniſſe, in Helſingör phantaſtiſch aufgefaßt I. 67—73, — treten in Hamburg beſtimmter entgegen III. 141, beſonders durch Jerome Sillem V. 75.

Haß und Neid kennt St. nicht X. 12.

Hazardſpiel mit Leidenſchaft drei Wochen lang IV. 340—345, — mäßiges Spiel in Paris VIII. 114.

Hingebung zeichnet St. aus X. 127. VI. 41, — an die Lehrer Vahl I. 314, Heim IV. 34, Werner 214, an Göthe, Schelling, Tieck und Schleiermacher V. 143.

J.

Jagd VI. 303.

Jugendfreunde, vertrauteſte, Mynſter der J., Riſt und St's. jüngſter Bruder V. 298.

K.

Kartenſpiel, St's Abneigung II. 154—156. V. 88. 80.
Kirchengeſang, vgl. Muſik.
Krankheit, Halsentzündung in Hamburg III. 163—165. — Magenkrampf IV. 206. — Anfälle von beiden Krankheiten in Tharand IV. 428. — V. 123. VII. 107, — ausführliche Darſtellung derſelben VIII. 316—319. 325.
Kritik X. 11—14.
Kunſtwelt wird durch Thorwaldſen näher gebracht II. 93—95, aber vor der Reiſe nach Deutſchland nur geahnt IV. 126. — Durch Winkelmann mit der plaſtiſchen Kunſt der Alten bekannt IV. 126. — Beſorgt, daß ihm der Kunſtſinn ganz fehle, wird von Göthe auf Dresden gewieſen 127. — Gewaltſamer Eindruck von Raphaels Madonna in der Dresdener Gallerie IV. 236—238. Grund desſelben **241**. — Kunſtſinn ausgebildet durch öfteren Beſuch in Dresden IV. 241—243. vgl. IX. 281. — Durch Tieck tiefer eingeführt IV. 380. 381. — Lernt durch Runge's Umgang eine neue zukünftige Kunſtentwicklung ahnen V. 353. 354. Grundlage einer ſolchen 354—**364**. — Beſchäftigung mit der Kunſt in München und Berlin X. 330—334.

L.

Landleben I. 83. 85—87. II. 47.
Lebensgefahren I. 25. 75. 76. 199. Vergiftung II. 48. Sonnenſtich II. 49. Schiffbruch III. 129. 130.
Leichtigkeit im Umgang mit Andern bildet ſich auf der Thüringer Reiſe IV. 35.
Leichtſinn und leichter Sinn II. 61. III. **207**. 328. IV. 197. 202. — Leichtes zuverſichtliches Benehmen in Mainz IV. 334. 335, kommt ihm durch fremde Beiſpiele verdächtig vor 336—340. — Leidenſchaftliche Theilnahme am Hazardſpiel und tiefe Reue 340—345. — Schließt ſich auf kurze Zeit an eine wandernde Schauſpielertruppe 346. 347.
Liebe; Phantaſieliebe I. 263 ff. — Erſte Liebe II. **144—151**, — in Hamburg III. 144. 159. 160, in Kiel III. 296, in Erfurt IV. 17—20, in Ilmenau IV. **42**.
Literariſches Treiben, ſ. dichteriſcher Sinn.
Luſt des Lebens II. 108—111. 123—126. 163. 209. 210. — Jugendlicher Uebermuth 215—217.
Lutheriſcher Glaube, in aller Strenge, aber trocken, in der Schule gelehrt I. 130; belebt durch die Mutter 131. — St. ſchließt ſich in Halle an die reformirte Gemeinde VI. 121, aber bisweilen dadurch beunruhigt 122. — Wodurch die lutheriſche Lehre ihn anzieht X. 78. 127. Was ihn zu Scheibel hinzog 79—81 und ſpäter abſtieß 164—167. — Verlangen, einer Gemeinde anzugehören 105. — Gründe ſeines Auftretens für die bedrängte lutheriſche Ge-

meinde 137—139. — Entwirft Bittſchriften für ſie 142—144. 148. 149. 169. 183. Verwendet ſich beim Kronprinz für ſie 174. 175. 181. 182. Antwort des Miniſteriums 183—191, — aber Differenz mit der Gemeinde wegen der Agende 144—150. 164—**168**. Wird der Gemeinde wegen ihrer Erſtarrung immer fremder 206—208. 227. — Mißverſtanden in ſeiner Stellung als Lutheraner 209—214.

M.

Militairiſche Uebung haßt St. IV. 151. 185, — überhaupt Abneigung gegen das Militär I. 135. V. 180—183 und daher anfangs auch gegen Preußen IV. 185. — Wohnt doch in Mainz einer franzöſiſchen Revue bei IV. 332. — In der neuſten Zeit hat die Abneigung aufgehört X. 455—457.

Mineralogie I. 98. 232, — erwirbt ſich hierin die meiſten Kenntniſſe, meiſt auf empiriſche Weiſe durch Sammlungen II. 192. 193, deshalb vorzüglich für einen Mineralogen gehalten 193. 239. — Muß eine Sammlung ordnen II. 194. 196. — Fortgeſetzte Studien III. 256. 257. 294. — Erhält das Reiſeſtipendium als Mineralog IV. 1. — Mineralogiſche Thätigkeit in Jena IV. 66—68. — Studirt unter Werner in Freiburg IV. 214. — Sorgt für die Vervollſtändigung der mineralogiſchen Sammlung an der Univerſität zu Halle IV. 119—121. VI. 22. — Hat den Werth einer für die neue Berliner Univerſität beſtimmten Mineralienſammlung zu unterſuchen VI. 269. — vgl. Geognoſie. Geologie. Schriften. Vorleſungen.

Muſik; tiefer Einfluß des Kirchengeſanges I. 149—151, — aber nur für einfache Melodien empfänglich II. 95, auch noch in Jena IV. 128. — Höhere Entwickelung IV. 318. — Verſtändniß des Geſanges durch Luiſe Reichardt eröffnet VI. 90. — Geſang der Schwedinnen IX. 159. 160. — Bedeutung der Muſik für St. IX. 312—319.

Myſtiker in Kopenhagen lernt St. nicht genauer kennen X. 35. 36. — Wird in Halle auf den Einfluß des Myſtikers J. aufmerkſam 37—42 und kommt in Breslau in unangenehmes Verhältniß zu ihm 44—49.

N.

Nachtarbeit VIII. 275—277.

Natur gewährt St. durch ſein ganzes Leben den ungetrübteſten Genuß I. 95. — Sinn dafür erwacht in Helſingör beſonders durch's Seeleben I. 175. 52. 56—59. 62—**76**, gefördert durch die idylliſche Umgegend von Roeskilde I. 98. — Inniges Naturleben mit religiöſer Färbung I. **95—97**. 156. 157. 228. 229. 258, im Stolberger Thal IV. 15. vgl. VIII. 241. X. 67. Selbſt die Urgebirge ſchienen ihm zu ſeinem Daſein zu gehören I. 238, — daher

Liebe zur Naturforſchung I. 98, verſtärkt durch die Heimlichkeit, mit der er ſie treiben muß I. 101—103. 226. (vgl. Einſames Studium). — Naturſtudien I. 225 ff. vgl. die einzelnen Disciplinen. — Lernt das erſte Naturalien-Kabinet kennen I. 249—251. — Durch Bekanntſchaft mit Büttner an die erſten naturwiſſenſchaftlichen Studien erinnert IV. 68. — Durchaus bekannt mit dem Zuſtande der Naturwiſſenſchaft IV. 290. — Löſet durch die naturwiſſenſchaftliche Forſchung eine religiöſe Aufgabe VI. 38.

Naturphiloſophie, ihr Begriff nach St. X. 19. — St'.s eigentliche Aufgabe III. 338. 339. VI. 144. VIII. **190—196**. X. 291. vgl. IV. 258. VI. 295. — Hofft die Elemente der Phyſik für eine höhere geiſtige Auffaſſung zu gewinnen IV. 286. Verkennt noch 1804 das Verhältniß der Naturphiloſophie zur empiriſchen Phyſik V. 133. — Grundthema ſeiner Philoſophie IV. 286—291. — Wird wegen der Naturphiloſophie bei der Gründung der Berliner Univerſität ausgeſchloſſen VI. 144. — vgl. Philoſophie und im 2ten Verzeichniß: Naturphiloſophie.

O.

Oſteologie I. 303. IV. 102.

P.

Peinliche Anſtrengung, dem von Andern gelobten Werthloſen einen Werth abzugewinnen II. 121. **123**.

Philologie, ſ. Sprache.

Philoſophie; durch die trocknen philoſophiſchen Vorträge abgeſtoßen II. 17. 20. Sie erſchien ihm als etwas vom friſchen Leben Getrenntes III. 277. 278. — Spekulation regt ſich, wird zurückgedrängt II. 103. — Wird von Tygo Rothe auf die Religion als Löſung der philoſophiſchen Zweifel hingewieſen II. 227. **228**. — Hat ſein eigenes Problem zu löſen, das ihn auf ſein verborgenes Gemüthsleben hinweiſet **229**. III. 264. 276. X. 295. — Seine Philoſophie nicht a priori, ſondern auf Natur und Geſchichte gebaut II. 195. 196. VIII. 264. — Wird auf die Kantiſche Philoſophie aufmerkſam kurz vor der Abreiſe nach Norwegen II. 230. 231. — Tiefer Skepticismus in Bergen, vorbereitet durch wilde Naturanſchauung III. **115—117**. — Durch Mackenſen in Kiel zu einem gründlichen Studium von Kant veranlaßt III. 232, der ihm aber fremd bleibt 279. 298. 299, und den er erſt ſpäter in ſeiner beſondern Bedeutung anerkennt 298. IV. 60. 61. — Spekulative Elemente regen ſich III. 172. 200. 201. 240, kurze Zeit durch eine Reiſe von Kiel nach Kopenhagen und durch alte Erinnerungen und eifriges Studium zurückgedrängt 255—258. Jacobi's Warnung läßt ihn in Spinoza die Löſung ſeiner eigenen innern Aufgabe ahnen **261—266** (ſpäter perſönliche Bekanntſchaft VIII. 387—390). Spinoza's Ringen nach geiſtiger Ruhe, ſo wie die Kühnheit des ganzen Unternehmens zogen ihn an III. 279. 282.

283. Eifriges Studium des Spinoza, wie eine Gewiſſensſache, mit Vermeidung alles Umganges 275. **284—286.** Die Lehre von den göttlicheu Attributen, von göttlichem und menſchlichem Willen, von wahrer Freiheit des Menſchen ergreifen ihn tief 286 —289; darauf erſcheint vorübergehend der Reichthum der Natur und des Lebens eine Unwahrheit 290. 291. Der Weg vom Reichthum des Lebens zur abſtrakten Demonſtration noch nicht gefunden 298. IV. 86. — Spinoza's Bedeutung für St. III. 286. IV. 2. 86. VI. 39, iſt altteſtamentlich III. 338. St. ſucht nun für das Göttliche den Gott ſeiner Kindheit III. 292. 293. 338. IV. 164. VI. 43. — Das Studium des Spinoza ein Geheimniß für ſeine Umgebung III. 298. 299. IV. 83. 84, ſelbſt für Hensler III. 341. — Fichte iſt ihm in Kiel meiſt nur durch Freunde bekannt III. 318. IV. 49, und blieb ihm noch fremd IV. 62. 63. Eifriges Studium ſeiner Wiſſenſchaft im Schwarzathale IV. 63. 64. Einfluß von Fichte IV. 2. 63, aber gänzliche Verſchiedenheit der Denkweiſe IV. 158—160. **164. 165.** VI. 274. — Schelling bildet einen entſchiedenen Wendepunkt in ſeinem Leben und giebt ſeiner ganzen Vergangenheit durch die Naturphiloſophie eine innere Bedeutung III. 337—339. IV. 2. 86. 87. 166. 301 (vgl. Naturphiloſophie). — Selbſtändigere philoſophiſche Entwicklung in Freiberg IV. 233. 227. 230. — Neue Epoche durch die Vorbereitung zu ſeiner Vorleſung in Kopenhagen 1802 V. 13. Damalige Richtung V. 55. 56. IV. 291. — Schleiermacher bildet eine neue Epoche V. 141. 144. — Schelling's Bedeutung durch den Begriff der Organiſation VI. **38. 39.** X. 15. Gehindert durch ſtarren Denkprozeß, erkennt St. noch nicht einen perſönlichen Gott VI. 40—43, wohl aber die Bedeutung der völligen Hingebung 41. Wird durch Schelling's Weſen der menſchlichen Freiheit gefördert 74. **75.** Hat einen umgekehrten Entwickelungsgang als Schelling IV. 85. VI. **75. 76.** VIII. **366. 375.** IX. **346. 347.**

Phyſik (beſonders Elektricität) I. 99—101. II. 21. 24. Experimente mit der Volta'ſchen Säule IV. 271—273. — Hofft die Elemente der Phyſik ſpekulativ zu faſſen IV. 286. — Optik IV. 101.

Polemik in den Vorleſungen X. 295. vgl. Angriffe.

Politiſche Thätigkeit ahnt St. zuerſt 1806 in Berlin V. 177. Bis dahin war ſeine politiſche Richtung blos Theorie 178. — Entwirft politiſche Pläne 233. — Ueber ſeine Theilnahme an geheimen Verbindungen gegen die Franzoſen vgl. Chron. Ueberſ. 1808 bis 1811. — — Als Schriftſteller VIII. 196. 199—204. — Politiſche Anſichten 205—262. vgl. Schriften. — Geräth durch den Staatskanzler in eine politiſche Stellung IX. 69. — Politik bewegt ihn ſechzehn Jahre hindurch IX. 115. — vgl. Freiheitsſinn u. Frankreich.

Polizeikniffe zogen St. an III. 221, aber inquiſatoriſches Verfahren haßt er IX. 90.

Praktiſche Thätigkeit lernt St. durch das Berg- und Hüttenweſen ſchätzen

IV. 51—53. — Denkt daran, durch eine praktiſche Thätigkeit bei den Salinen ſeine Zukunft zu ſichern V. 70—72.

Predigtamt; St. dazu beſtimmt I. 132 und durch die Mutter geweiht 136. — Trägt Predigten vor 143—146, ſchon im ſechſten Jahre II. 56. — Predigt in Odsherred II. 182, in Bergen unter großem Beifall III. 67—71. — Hält es für einen erwünſchten Beruf I. 146. Verſpricht feierlich, die Wünſche der ſterbenden Mutter zu erfüllen I. 272. — Gründe der Abneigung I. 134. II. 56—58. — Bezieht die Univerſität mit dem Entſchluß, Theologie nicht zu ſtudiren, mit Billigung des Vaters I. 189. Eröffnet endlich auch dem Oheim Bang ſeinen Entſchluß II. 58. — — Geringſchätzung des Geiſtlichen I. 135, tritt zurück II. 172, beſonders durch den Umgang mit dem jüngern Mynſter II. 171.

Preußen, St'.s Abneigung IV. 169, beſonders wegen des Vorwaltens des Militairs 185. 186. — Beſtärkt durch den unangenehmen Auftritt im Halle'ſchen Zollamt 171—173. — Gemildert durch die Liebe der Unterthanen für das Königspaar IV. 175. — Wird durch Schleiermacher ganz für Preußen gewonnen V. 175, weil er erkennt daß Deutſchland, ſo wie ſeine eigene heilige Aufgabe, nur durch Preußen gerettet werden kann VI. 179. VI. 174. X. 443. — Nach der Schlacht von Jena knüpft er ſein Geſchick an das Preußens V. 225.

Prüfung zur Univerſität I. 192. 193. 189, auf der Univerſität II. 11. 46, für die Geſellſchaft für Naturkunde II. 238. 239, in Kiel glänzend III. 199—202.

Pſychologie; beſonders durch Reil angeregt VI. 69. — Sucht pſychologiſche Erſcheinungen durch die Novellen darzuſtellen IX. 350. 351. 368. — Eigenthümliche Auffaſſung dieſer Wiſſenſchaft X. 303—305.

R.

Raſir-Abenteuer VIII. 28. 29. IX. 163. 164.

Rationaliſt iſt St. nicht II. 171. X. 29—31, wird dennoch dafür gehalten III. 65. 67. 98. 99. IV. 56.

Redſelig und lehrhaft I. 102. II. 12. 157. 158. III. 64. IV. 19. 245.

Reinlichkeit III. 76. 77. 247. VIII. 29. 30. 77.

Reiſe; Gefühl nach der Rückkehr III. 109. 110, beſonders 1808 in Halle VI. 1. 2. — Reiſet gern zu Fuß bei ſcharfem Froſt III. 152. 242. IV. 294. 295. — Liebt abenteuerliche Fußreiſen IV. 14. 29. — Reiſeart mit der Familie X. 322—324.

Religiöſer Sinn, durch die Mutter geweckt I. 131. X. 28. vgl. I. 27. 132. — Religiöſer Umgang mit der Mutter I. 136—138. 143 —146. 154, findet in Kopenhagen nicht mehr ſtatt I. 242. — Der religiöſe Sinn I. 133. 135 durch einen Prediger in Roeskilde gefördert I. 141. 143. 152. — Relig. Sinn zurückgedrängt durch Luſt des Lebens und durch Liebe zur Naturwiſſenſchaft I. 242—245. — Von der Mutter gewarnt 245, fühlt es ſelbſt vorübergehend

271. — Bei der Conſirmation gleichgültig 289. 290. — Sucht das religiöſe Gefühl durch Poeſie wieder zu erzeugen I. 295, ſpäter aber die religiöſen Erinnerungen durch Proſa zu verdrängen II. 103. — Nimmt wenig Theil am Gottesdienſt II. 106. 174. — Ein Kern relig. Geſinnung bleibt ſtets IV. 105. III. 284. X. 112. 113, durch das Andenken an die Todesſtunde der Mutter I. 273. 291. III. 63. 64. 335, ſo wie überhaupt durch Todesgedanken II. 52. 54. 315, aber nur im Hintergrunde des Gemüths, ohne mit der Wiſſenſchaft in Verbindung zu treten II. 58. 106. — Allmäliges Wiedererwachen des relig. Sinns: Leben und Wiſſenſchaft befriedigen nicht, weiſen ſtets nach einem Höhern II. 106. — Ewald mahnt an das ſchwindende rel. Gefühl 113. Claudius zieht an durch myſteriöſe Unbeſtimmtheit 173. 174. Lavater erſchüttert tief 181. Dergleichen mit dem jüngern Mynſter beſprochen 182. Auch das Studium der Chemie berührt den rel. Sinn 214. — Durch eine arithmetiſche Predigt entſteht Kampf zwiſchen rel. Glauben und den Begriffen der ſinnlichen Welt II. **174—177**. — In Bergen in allen Richtungen gedrängt III. 61—63, daher geneigt auf eine höhere Welt zu hoffen 68, aber am Ende des dortigen Aufenthaltes Trotz gegen das Unglück 114. — Trotz in Hamburg durch eine Krankheit gebrochen 165. — Ahnt eine göttliche Vorſehung, wird zur Demuth angeregt 183. 342. — Henslers tief ſittlicher Einfluß 205. — Sittliche Stimmung ſchwankend 116. 224. Wird durch das Führen eines moraliſchen Tagebuchs ſittlich ernſter 224—229. — Sehnſucht nach Frieden III. 275. — Der Umſchwung der ganzen Denkweiſe in Kiel 255 gab dem Gemüth wieder mehr Einheit und mußte daher auf den rel. Sinn wirken. — Studium des Spinoza regt die rel. Erinnerungen an 292, noch mehr Schelling 338. — Auch die feſte Zuverſicht in ſeine Zukunft hat etwas Religiöſes 341. — Relig. Erinnerung aus der Kindheit wird kräftiger in Jena IV. 139. Fichte's Abſetzung mahnt zur rel. Prüfung 164. Tieck's Abdallah warnt vor ſittlicher Verirrung 270. — Erkennt die Bedeutung der in und mit Gott freien Perſönlichkeit **291**. 292. — Rel. Richtung durch Novalis gefördert IV. 325. 324, wird in Kopenhagen 1802 ernſter V. 32, und zeigt ſich bei den philoſophiſchen Vorträgen 55—57. — Tiefer Einfluß Schleiermachers V. 141. 144, aber ohne Bedürfniß einer ſichtbaren Kirche X. 32. 50—60. — Gewinnt einen Standpunkt der Religion unabhängig von der Theologie X. 53—56. **158**, aber das Verhältniß der Religion zur Philoſophie quält ihn noch 56. — Erkennt in der Verbindung der ungünſtigſten und günſtigſten Verhältniſſe in Kopenhagen 1807 eine göttliche Vorſehung V. 253—255. 257. — Sucht durch die Naturſtudien eigentlich nur eine relig. Aufgabe zu löſen VI. **37. 38**. — Erhebt ſich noch nicht zur Idee eines perſönlichen Gottes **40—44**. — Chriſtenthum wird ihm immer wichtiger, beſonders durch den Umgang mit

reformirten Geiſtlichen in Halle VI. 120—122. X. 60—62. — In der letzten Zeit in Halle Bedürfniß nach einer ſichtbaren Kirche regt ſich X. 50. 62 ff. beſonders 67—69. vgl. 97. 98. — Wohlthätiger Einfluß der Brüdergemeinde VII. 186—188. 264. — Rel. Glaube der Kindheit erlangt Macht VIII. **230—232**. 241, wird auch durch die politiſche Thätigkeit angeregt 262, gefördert durch Neander 338. 339, durch Sailer 353—356, durch Goßners Zug aus Baiern 393, durch Scheibel 420—422. X. 72, durch die gräfl. Familie v. d. Gröben 423. — Umgang mit Schall bewahrt vor einſeitigem gemüthloſem Richten 433. — Tiefer Einfluß von Graf Reuß IX. 14—16. — Rel. Anſichten 1823 ausgeſprochen in der „falſchen Theologie u. ſ. w." IX. 269. — vgl. Abendmahl. Gebet. Myſticismus. Predigtamt. Rationaliſt. Wiſſensdurſt.

S.

Sammlungen angelegt I. 254. II. 200. 207. 208, — will ſie verkaufen III. 121. 149, — aber ſie, ſein einziger Beſitz, verbrennen III. 171.

Schauſpiel führt ihn in die Dichtkunſt ein I. 166. 168. 171—175. — Leidenſchaftliche Neigung zum Sch., daher eine Zeitlang Mitglied einer einfältigen dramat. Geſellſchaft II. 80—82. — Mitglied von Rahbek's Geſellſchaft II. 87 ff. — Schauſpiel im Loderſchen Hauſe in Jena IV. 98—100. — Schließt ſich kurze Zeit an eine wandernde Schauſpielergeſellſchaft IV. 346. 347. — Spielt in der Tieck'ſchen Familie IV. 379. 380, — in Kopenhagen im Freundſchaftskreiſe V. 63—65. — — Erſte Aufführung des Piccolomini IV. 106—116. — Beſucht in Breslau das Theater nur ſelten IX. 327, — nimmt aber doch Theil am Schickſal der Bühne IX. 323 —329. 332—340. — Lieſet ein gutes Drama gern vor der Aufführung IV. 110. 111.

Schriften und einzelne Aufſätze aus der Jugendzeit: Wochenſchrift in Roeskilde I. 126—129. — Theolog. Verſuche 139. — Unvollendete geheim gehaltene Verſuche II. 100. — Aufſätze für Mynſters naturwiſſenſchaftliche Geſellſchaft II. 211. 212, — für die wiſſenſchaftl. Zeitſchrift 219. 220, — aber in allen dieſen Arbeiten nichts Eigenthümliches 220. — Die erſten eigenen Gedanken in einem philoſophiſch-geſchichtlichen Aufſatz 235—238 mit prophetiſchen Schlußworten 238. — Demagogiſcher Verſuch 257. — Ueber Generationstheorie, Prüfungsaufſatz in Kiel III. 200. 201.

Für Zeitſchriften liefert St. ſehr ſelten IV. 81. 82, ſchlägt ſelbſt Göthe's Aufforderung ab V. 12. 13, — doch finden ſich in verſchiedenen Zeitſchriften: ein Aufſaß über die Thüringer Reiſe IV. 31, — eine Kritik der Schelling'ſchen Philoſophie auf Schellings Wunſch IV. 251. 150, — einzige Polemik V. 125—132, — über die Bedeutung der Vegetation V. 301, — über die Geburt der Pſyche VI. 68. 69, — über Kro=gk VI. 288, — über den jetzigen Zuſtand des Theaters IX. 329.

Kleine Aufſätze: deutſcher Auszug aus einem engliſchen naturgeſchichtlichen Werke III. 266. 267, — Einleitung in die Philoſophie, däniſch V. 55, — über einen freien Verein für Wiſſenſchaft und Kunſt VIII. 268. 269, — über preußiſche Gymnaſien, nicht gedruckt, IX. 102. 103.

Schriften: Ueber Mineralogie und das mineralogiſche Studium, in Kiel, III. 139—241. IV. 203. 215. 216. — Beiträge zur innern Naturgeſchichte der Erde, in Freiberg bearbeitet, enthält das Grundthema ſeines Lebens und ſeiner Philoſophie IV. **286—289**. **291**, enthält eine divinatoriſche Andeutung über Metallität und geologiſche Entwickelung 290, eigene Kritik 291. 292, fremde Kritik 292. 293. Dedikation 416, wird von Schelling benutzt VI. 74. vgl. VII. 13. 14. — Geognoſtiſch-geologiſche Aufſätze V. 66. 67. 93. — Oryktognoſie VI. 23. 252. VII. 41. VIII. 172. IX. 77. 118. — Grundzüge der Naturphiloſophie in Aphorismen VI. 33. 35. **36**. 44. 338. X. 58—60. — Polemiſche Blätter VIII. 368. — Ueber die Idee der Univerſitäten VI. 44. **162**. 314. X. 61. — Die gegenwärtige Zeit und wie ſie geworden VII. 348. 361. VIII. 172. 200. **201**. **274**. 316. 320. Aufſehn derſelben 322. 326. 329. 379. 380, angegriffen und vertheidigt IX. 54. 55. 59, verſchafft St. eine Popularitäi 55. — Karikaturen des Heiligſten VIII. 200. **274**. **412**. 440. 441. IX. 71. 72. 77. 104 —107. — Turnziel IX. 27—31. 35. — Die gute Sache IX. 51 —53. VIII. 253. – Deutſchlands proteſtantiſche Univerſitäten IX. 97—69. 102. — Falſche Theologie und wahrer Glaube IX. 269. X. 81—85. — Alt und Neu, eine Sammlung von frühern Schriften IV. 81. VII. 104. 105. VIII. 268. 269. — Storthing II. 254. 255. IX. 231. — Wie ich wieder Lutheraner wurde X. 209. 210. — Religionsphiloſophie X. 158. 301. — Pſychologie verſprochen X. 305.

Novellen. Stoff III. 109. Anlaß IX. 344—348. Benennung 349. 350. Abſicht 350—352. 354. 368. Form 353. Wird dadurch mit geiſtreichen Frauen bekannt 354—366, aber von den Gelehrten getadelt 367. Neue Auflage X. 317. — Walſeth und Leith IX. 344. 350. 352. Schloßbrand I. 180. II. 360. Walſeth II. 323 —330. — Vier Norweger IX. 352. vgl. I. 202. — Malcolm IX. 353. 353. Hallings Perſönlichkeit II. 317—321. — Revolution IX. 345. 368. — Die ſchlafende Braut IX. 368.

Vgl. noch Dichteriſcher Sinn am Ende, und Tagebuch.

Schriftſteller und Lehrer; ſeine Beſtrebungen verkannt, reifen für die Zukunft III. 255. V. **282**. VIII. **293**. **294**. X. 123. 124. — Mißverſtanden in den lutheriſchen Kämpfen X. 211—213. — Wirkt anregend VIII. 277. 278. 281. 294. X. 270. 271. — Iſt nicht Parteihaupt IX. 72. 73. — Bleibt als Lehrer noch Student IX. 75. 76, ſo in Kiel III. 209. 210. 213, in Halle V. 144. Lernt von ſeinen Schülern Neander VIII. 341, von den Brüdern

Müller und Suckow IX. 286. 290, von Braniß 291. X. 305. — Erſter Schüler III. 173. — Befördert einen naturforſchenden Verein der Studenten IX. 117. 118. — Schreibt wie er es erlebt, nicht objektiv III. 270. 360. VI. 277, aber unparteiiſch VIII. 299. 300. Priorität ſeiner philoſophiſchen Anſichten VIII. 263. 264. Stimmung nach Vollendung einer Schrift IX. 31. X. 83. Ungenügende Form ſeiner Schriften IX. 347.
Schulbeſuch fördert St. nicht, weder in Helſingör I. 28. 29. 37, noch in Roeskilde I. 88—91. 93. 94. — vgl. I. 198.
Selbſtändigkeit begründet durch die Erziehung I. 30. 32, gefördert durch das ſelbſtändige Arbeiten I. 43. 94. 118, ſo wie durch das einſame Studium (ſ. d.) in den Knabenjahren und durch den Widerſpruch (ſ. d.) gegen ſeine Freunde II. 73.
Sprache als ſolche hat keinen Reiz für St. I. 92. 217. — Mangelhafte Sprachkenntniſſe III. 267. VIII. 82. 103—105. vgl. deutſche Sprache. — Geringſchätzung gegen ſtreng philologiſche Kenntniſſe I. 187. Beſchäftigt ſich nicht mit Philologie II. 14. — Gewinnt durch Mackenſen ein vorübergehendes Intereſſe an Sprachſtudium und Grammatik III. 233.
Streit mit Andern VIII. 266—268. — Mißverſtändniſſe IX. 320. 321.

T.

Tagebuch III. 73. 114. 116. 122, — moraliſches 224—229. — Aufſätze im und vom Kriege ſind verloren VIII. 77.
Theilnahme für Andere VIII. **49**. 163, bei der Schulſcene in Roeskilde I. 123. 124, für Schwermüthige II. 316, für arme Studirende III. 175, für Verbrecher III. 221, für einen Dieb IV. 327. 328, ſogar für einen, der ihn ſelbſt beſtohlen hatte 329. 330, im Kriege für bedrohte Familien VII. 239—241, für verwundete Franzoſen 266—268, ſogar für die in ihrem Lande ſich feindlich zeigenden Franzoſen VIII. 47—50. — vgl. auch II. 205. 206. — Im Großen für Deutſchlands Wohl IV. 53—57 u. ſ. w., — für den Entwicklungsgang der Geſchichte überhaupt, als wäre es ſein eigener X. 447—450.
Traumwelt I. 327—330. 339—344.
Träumeriſches Leben bis zum zwölften Jahre I. 36. 37. — Nachklang deſſelben als krankhafte Phantaſie I. 108. 109. — Träumende Phantaſie: Herr v. Thorſing III. 351. — vgl. IV. 270. 423. — Phantaſtiſche Stimmung VIII. 349. 350.
Trotz I. 35. II. **58**, in der Schule in Helſingör I. 43—45, hervorgerufen durch das unverſtändige Benehmen des Lehrers 39—42, aus Aengſtlichkeit I. 47, gegen die vornehmen Verwandten I. 209. 213. 214. — Trotz gegen das Unglück in Bergen III. 114, gebrochen durch eine Krankheit in Hamburg 165. 166, — bei der Bekanntſchaft mit Göthe IV. 97, — auf dem Packhofe in Halle IV. 171—173, — gegen den Herzog v. Auguſtenburg V. 16. — Feſtes

Benehmen gegen den preußiſchen Miniſter v. Maſſow V. 120, — in der Audienz beim Prinz-Regent von Dänemark V. 243—249.
Turnſtreitigkeiten VIII. 204. — Warnt ſchon 1817 vor der Reiſe nach Berlin vor den Turnanſtalten 311. 312 als vor etwas Abſtraktem 313, die Heiligkeit der Familie Beeinträchtigendem 315. — Wird durch den Aufenthalt in Berlin noch mehr beſtärkt in ſeinem Gegenſatz 316. 320. vgl. 436—440. — Erſtes entſchiedenes Auftreten 440—442. — „Turnziel" IX. 27. 28. Druck findet Schwierigkeit 29—31. — Geſpräch mit dem Staatskanzler 32—34. 41—43. — Wird von ſeinen, die Turnanſtalten begünſtigenden Freunden für einen Verräther gehalten 35—38. — Findet wegen ſeines bedenklichen Kampfes wieder Troſt 45—47. 76. 77, beſonders durch die Schmähſchrift „Runenſteine" beruhigt 48—51. — St.'s „Gute Sache" 51—53. — Um ſich von allem Verdachte des Verrathes zu reinigen: „Deutſchlands proteſtantiſche Univerſitäten" 67—69. Ueberzeugt durch die liebevolle Art, wie er als Rektor die Unterſuchung der Armenia leitet 81—97, ſeine Gegner von ſeiner redlichen Geſinnung 100. 101. 116.

U.

Uebermuth, ſ. Zuverſicht und Trotz.
Unbefangenes Zuſammentreffen mit fürſtlichen Perſonen I. 54—56, mit dem Herzog von Meiningen IV. 31—33, mit dem Kronprinz von Preußen VIII. 449. 450.
Unbeholfen als Knabe I. 37 für häusliche Verrichtungen 274, als Hauslehrer II. 47, bei einem von außen gegebenen Gegenſtand II. 57. 89, bei Geſellſchaftsſpielen II. 157. Unfähigkeit zum Kartenſpiel II. 154. 155; deshalb von Einigen für einfältig gehalten 154. Geſellſchaftliches Ungeſchick 157. 158. Untauglich zum Redigiren einer Zeitſchrift II. 220, um günſtige Verbindungen anzuknüpfen II. 150. Unkundiger Reiter IV. 46. 47. VII. 155. 156. VIII. 19. beim Schlittſchuhlaufen IV. 275, zum kleinen Dienſt im Militair VII. 108. 109. 114. 127—129, zum Kopiren VII. 275. X. 191. zum Raſiren VIII. 28. 29, kann keine Uniformen unterſcheiden VII. 149. 266. VIII. 109, zu allen Finanzgeſchäften IX. 331.
Uniform, ſ. Unbeholfen und im Chronol. Verz. 1813 Anfang.
Unterthanentreue Grundzug in St.'s Charakter II. 250. V. 249. vgl. IV. 175, zeigt ſich im tiefen Schmerz über die Ungnade des Prinz Regenten, ſo wie in der Freude über deſſen Verſöhnung V. 263—265. X. 342, — in der preußiſchen Stellung VIII. 450. X. 193. 194.
Urtheile über St.; man faßt ſeine Darſtellungen zu allgemein III. 270. Vorwürfe in Betreff der Naturwiſſenſchaft VIII. 192. — Man preiſet ſeine unverwüſtliche Jugend VIII. 265. — In religiöſer und politiſcher Hinſicht den Andern ein Räthſel III. 65. 67. IV. 56. Wird einer Hinneigung zum Katholicismus beſchuldigt V. 99—101. VIII. 323. 324. IX. 104—107. Böſe Gerüchte X. 82-85. 87.

317. — Böſe Gerüchte in Rendsburg III. 168, in Halle V. 123. — Meinung über ſeine Berufung nach Halle V. 104. — Urtheil von Hallenſern über ſeine Vorleſungen VI. 5. 6. — Journal des Debats erklärt ihn für den Führer des preußiſchen juste milieu IX. 72. Ueber St.'s Novellen 367. — Börne's Urtheil X. 68.

V.

Verletzbarkeit III. 188. 211. IV. 95 macht ihn nicht ſelten unglücklich IV. 96, — lieſet deshalb nicht die literariſchen Angriffe IV. 252. V. 94. — Durch den Brief von Voß V. 281. 282.

Vorleſungen in Kiel über Naturgeſchichte publice fünfſtündig nach Heften, erhält von den Studenten freiwillig ein Honorar III. 210. 211. 297, abgeſonderter Vortrag über Mineralogie 295, vor Frauen über Naturgeſchichte 296. — Naturwiſſenſchaftliche Vorträge in der naturforſchenden Geſellſchaft in Jena IV. 65. 67. 81. — Vorträge über Philoſophie in Freiberg ohne Erfolg IV. 229. 230. — Hält zweien Aerzten über Naturphiloſophie einen Vortrag von Bamberg bis Dresden IV. 362. 363. 368. — Vorträge in Kopenhagen 1802 über Philoſophie, enthielten ſeine heiligſten Gedanken, erregen viel Aufmerkſamkeit V. 51—60, ſeit der ſechſten Vorleſung freier Vortrag 58. 59, verbindet damit ein Disputatorium 65. 66, — in Halle über Naturphiloſophie, Phyſiologie, Mineralogie, Geognoſie und Experimentalphyſik V. 157. VI. 5. — Verdankt der letzten ſeine Berufung nach Breslau VI. 238. 239. VII. 10. 69. Hält in Breslau zuerſt eine öffentliche Vorleſung über die geiſtige Bedeutung der Univerſitäten VII. 25. 26, über den Stand der Philoſophie mit Tumult 27—29. Hauptvorleſungen außer Experinentalphyſik über Naturphiloſophie, Optik, phyſikaliſche Geographie, Anthropologie, Mineralogie, Geognoſie, Hodegetik, viele publice X. 288. 289. VII. 71—73. IX. 3, — in Paris Vortrag über die Steinarten der Antiken VIII. 113, — in Franzensbrunn über Entſtehung des Baſaltes 343. 344, — in Berlin 1824/25 über Anthropologie IX. 274, — in Berlin X. 289 über Naturphiloſophie (302. 303.), Anthropologie, Religionsphiloſophie (300. 301.), und Pſychologie (303) X. 296.

W.

Wahrheitsliebe II. 300. 301. — Erheuchelt keinen Enthuſiasmus IV. 127.

Weiblicher Umgang wirkt auf St. ſittlich wohlthätig II. 141—144. — Wird durch die Novellen mit vielen geiſtreichen Frauen bekannt IX. 354—366.

Weichheit des Gemüthes I. 45. II. 58, — als Sentimentalität I. 359. 360. III. 115. — Thränen III. 218. IV. 158.

Widerſpruch, innerer, zwiſchen weichlicher Sentimentalität und Trotz I. 45. II. 58. III. 114, repräſentirt in dem geiſtigen Zuſtand Deutſchlands III. 320, — zwiſchen Zuverſicht und Troſtloſigkeit in Bergen III.

19. 41. 62. 63. 76. 114. 118, bei ſeinen Studien III. 285. IV. 277, bei dem Turnſtreit VIII. 266. Titan und Kind VI. 40. — Stolze und zugleich demüthigende Worte über ſein Leben IX. 347. — Zwiſchen Beweglichkeit und ſinnendem Ernſt II. 102. III. 299. IV. 312. (vgl. aber IV. 104.) VIII. 265. 273—276. — Zwiſchem leichtſinnigem Uebermuth und trübem Ernſt IV. **270**. II. 327, repräſentirt durch Weſſel und Ewald II. 112. — Zwiſchen geſelliger ſo wie wiſſenſchaftlicher Zerſtreuung und dem Feſthalten ſeiner Lebensaufgabe IV. 276. 277. — Vgl. Beweglichkeit, Leichtſinn, Trotz, Weichheit, Zuverſicht. — Zwiſchen der Liebe zu Dänemark und zu Deutſchland, vgl. dieſe Artikel.

Widerſpruch gegen die Freunde keimt wegen ihrer kühlen Ruhe und der Manier ihrer Sprache II. 71. — Stört aber noch nicht die Zuneigung 72, nährt eine innere Selbſtändigkeit (ſ. d.) 73. — St. muß die überſchwenglichen Gefühle verbergen II. 100. 101. 163. 169. — Widerſpruch gegen ſeine Umgebung in Kiel, wo Spinoza's Einfluß ſein Geheimniß bleibt III. 298. 299, verglichen mit dem in Kopenhagen **303**. 355.

Wiſſensdurſt I. 225, hemmt die Ausbildung der krankhaften Phantaſie I. 109, drängt das religiöſe Gefühl zurück I. 245. 262. 288—291. — St. ahnt die Schmerzen deſſelben I. 293. II. **52**. — In Kiel III. 193, ahnt das Ende der Qualen deſſelben **293**. — Durch den Umſchwung in ſeiner Denkweiſe geregelt 255.

Z.

Zerſtreuung in der erſten Zeit in Kopenhagen I. 162. 183—186. — In Hamburg, glaubt Alles vergeſſen haben III. 155. 156. — In der erſten Zeit in Jena IV. 62. — Auf Reiſen I. 184.

Zoologiſche Studien I. 226. 249—251. 313. II. 207. 238. III. 256.

Zuverſicht in Kiel III. 191. **202**. 340—**342**. — Zuverſichtlicher Uebermuth bei der Uebereinſtimmung mit Schelling IV. 77, nach der Ausſöhnung mit Göthe 99. — Uebermuth in ſeinem Benehmen gegen den Herzog von Auguſtenburg V. 16, gegen vornehme Männer 48—50, aus übertriebener Selbſtſchätzung, aber bereut 50. 52. – Zuverſicht nach der größten Troſtloſigkeit V. 252. 283. 284, wächſt in Lübeck 368. — In ſeinem Wirken als Lehrer VIII. 294. — In den Turnſtreitigkeiten IX. 45—47.

II.

Namen- und Sachverzeichniß.

A.

Aal, Jakob, IV. 198. IX. 189. 263.

Aberglaube, ſeine Vertilgung IX. 148. 149. — A. der Seeleute III. 15. 16, der Kraken 86. 89.

Abilgaard, Naturforſcher I. 304. 305. II. 217.

Abiturienten-Zeugniſſe nach Schuckmanns Verordnung VIII. 281. 282. 287.

Abſalon, Erzbiſchof von Lund I. 104.

Abſtrakte Prinzipien beherrſchen die Gegenwart IV. 239. 400. 401. X. 1. 9. 10. — Leiten die Kritiker IV. 113. — Zeigen ſich in der declamatoriſchen Manier IV. 118. — Abſtrakte Heilmethode IV. 355—357. 361. — Abſtrakte Erziehungsmethode IV. 362. — Abſtrakte demokratiſche Geſinnung II. 257. IV. 55. 56. VIII. 209. 210. 230. X. 462. — Abſtrakte Richtung der Staatsmänner V. 72. 93. 94. — Abſtr. Staatsformen VIII. 251—255. — Abſtr. Richtung der Turnanſtalten VIII. 313, des Wartburgfeſtes IX. 59. — Allgemeine Prinzipien erzeugen keine bedeutende Einrichtung I. 305—307. — Abſoluter Denkprozeß will mit Null anfangen IV. 407.

Achard's Runkelrüben-Zucker IV. 183.

Addiſon II. 121. 137.

Adel VI. 130. 131. — Verhältniß zum Bürger VIII. 208. 209.

Adler, däniſcher Kabinetsrath, X. 355.

Aerzliche Praxis, eine Kunſt IV. 354. 355. — Darf nicht durch allgemeine Theorien geleitet werden 356—358. V. 141. — Heilmethoden zu verſchiedenen Zeiten verſchieden IV. 360. 361.

Afzelius, Botaniker IX. 171.

Agardh, Botaniker IX. 143. 144.

Agende X. 147. 148. 150–153. 159—164. 169. 170.

Ahlemann, Prediger X. 300. 301.

Akademien, deutſche, X. 320.

Akuſtik IX. 292. 294.

Alberti, Prediger in Hamburg II. 178. IV. 196. 413–415. VIII. 164. — Frau IV. 178. 413. 418. 419. V. 73. 77. 81. 82. 230. — G. D. F. R., ſein Sohn IV. 195. 419. V. 81. 82. VI. 164. IX. 36. — zwei andere Söhne im ſchleſiſchen Rieſengebirge IV. 319. VII. 19 und zwar Guſtav VIII. 161—170. (deſſen Söhne 168. 169. 171) und Friedrich 161. 162. — Töchter: 1) vermählt a) an Hensler d. J., b) an Reichardt IV. 196. 419. 437. — 2) vermählt an Tieck IV. 195. 419. — 3) an den ältern Waagen V. 72. — 4) an Möller VIII. 321. — 5) V. 74.

Alexander der Große VI. 35.

Alexander, Kaiſer von Rußland VI. 168. 173. 281. VII. 110. 204. VIII. 56. 57. 77, in Paris 96. 118. 119. 128.

Allgemeine Literatur-Zeitung IV. 143—150. — Kritiſches Blatt in Erlangen gegen ſie gegründet V. 9. 10. — Göthe begünſtigt die Anlage einer neuen L. Z. in Jena V. 11. 115. — Die alte

L. Z. nach Halle verlegt V. 115. 116.
Allgemeine Prinzipien, ſ. Abſtrakt.
v. Altenſtein, Miniſter, VI. 284. IX. 31. 37. 38. X. 190. 191. 310.
Anekdoten, ſtehende, IV. 305. 30
Anfang des Jahrhunderts, Streit darüber IV. 407. 408. — Verglichen mit der Gegenwart (ſ. d.)
Angeln V. 276. — Reiche und gelehrte Bauern V. 275. 277.
Anregen VIII. 279. 280. IX. 69. 70.
Archäologiſches Inſtitut in Rom VII. 24.
Arensberg, Arzt IV. 362.
Ariſtoteles IV. 296.
Armenanſtalten VIII. 250.
Arminia IX. 84. 85. 88. 89. — Unterſuchung 82. 84. 85. 88, zeigt nichts Verbrecheriſches 89—92. — Sie wird durch Steffens Bemühung den andern Studenten-Verbindungen gleich geſtellt 93—97.
Armuth fähiger junger Männer III. 156. 157.
Arndt, Moritz, V. 164. VII. 46. 47. **56**. 120. 121.
v. Arnim, Achim, VI. 78. 89. 91. **100**. 101. 105—112. 115. VIII. 328. 333—336. IX. 357.
Aſt, Philolog V. 281.
Atterboom V. 28. IX. 135—137. 162. 169. 170. 179. 181. 182.
Auburn'ſches Gefängnißſyſtem IX. 202—206.
Aufgabe der letzten drei Jahrhunderte VIII. 283. 284.
Aufregen VIII. 279. 280. IX. 69. 70.
Aufſtände in ſüdlichen Ländern verglichen mit den in nördlichen VI. 153—157.
Augsburg VIII. 407.
Auguſt, Prinz von Preußen VII. 181.
Auguſtenburg, Herzog v., V. 14—18.
Auguſti, Prof. in Breslau VII. 78. 79.
Autodidakt V. 275.

B.

Baader, Franz IV. **78**. V. 282. VIII. 397—403.
Bach, Sebaſtian IV. 395.
Baco, über Philoſophie X. 8.
Baden, Markgraf von, VI. 214. 215.
Baggeſen II. 117. V. 31. 32. IX. 265. 266.
Bahrdt, Theolog IV. 174.
Baldus, Straßburger Dichter VIII. 365. 366.
Bamberg IV. 326. 360. 383.
Bang, angeſehene däniſche Familie; Abſtammung I. 104. 105.
— Arzt, Haupt der Familie, I. 209—214. II. 10. 55. 58—60. 152. 159. III. 243. 247. 349. V. 32. 89. 90. 106. 107. 253. 256. 257. 267. IX. 266.
— Sohn, Etatsrath V. 32. 33. 267. IX. 266. X. 354. 377.
— Bruder des Erſten I. 82. 106. 207. 208.
— Schweſter, die Paſtorin Grundtvig IX. 268.
— Schweſter, die Mutter von Steffens, (ſ. d.)
Banz, Kloſter IV. 364. — Geiſtige Kämpfe des Pater Profeſſor 365. **366**. — Dicker Mönch 367. 368.
Barbarei droht unſerer Zeit II. 70. VIII. 252. IX. 58. X. 10. 260. 461 ff. 471.
Barclay de Tolly VII. 203.
v. Bärenſprung VI. 284.
Barſchall, Juriſt, Lutheraner X. 251. 252.

Bartels in Giebichenſtein VI. 204. 205. 207.
Bartholdy V. 164. 165. 171.
v. Bartholin II. 271—273. V. 145. 146.
Baſedow, Pädagog IX. 63.
Baſtholm, Prediger II. 175.
Bathe, Buchhändler in Halle VI. 23.
Batſch, Botaniker in Jena IV. 21. 65—67.
Baudiſſin, Graf VIII. 135. X. 355.
Bauer, däniſcher Etatsrath V. 270.
Bauern, Ablöſung der Güter VI. 285. 286. — Ihre Wohnungen verglichen mit den in kleinen Städten I. 319. 320, in Holſtein III. 301.
Bautzen, Schlacht, VII. 182—200.
Bayerhofer in München VIII. 391. 394. 395.
Bayern, religiöſe Bewegung VIII. 392.
Beaumont über Gefängniſſe IX. 197. 198.
Becker, Prediger in Straßburg X. 297—299. 301.
Befriedigung durch Geringes II. 107.
Begeiſterung VI. 279, im deutſchen Freiheitskriege VII. 138. 142—144.
Behn, Phyſiolog X. 296.
Beira, Prinzeß v., X. 326. 327.
Bekenntniß eines Philoſophen über ſeine innere Entwicklung III. 253. 254. 276.
Bekker, Philolog V. 154. VI. 274.
Benda, Ueberſetzer des Shakeſpeare VII. 215. 216.
v. Berg, Frau V. 171.
Bergen, Stadt in Norwegen III. 38—40, abgeſonderte Lage 42. 43. — Roher Kaufmannsgeiſt 44—47. — Trinkgelage 52—56. — Frauen ungebildet und hart behandelt 56—59. 53. — vgl. Bruun.
v. Berger, Philoſoph in Kiel III. 318. V. 272. 273. 276. 277. 300. 307.
— Bruder, General VI. 210. 212. 213. 217.
Berger, lutheriſcher Prediger X. 228. 229.
Bergmann, Chemiker II. 213.
Bergwerks = Inſtitut, beabſichtigt durch Steffens in Halle VI. 20—24.
Bergweſen IV. 51. 52. — Bergbau verglichen mit den Rieſenbauten der Alten IV. 221. 222.
Berlin's Lage VIII. 359—361, mit der München's verglichen 364. 365. — (Gegend vom Schloß bis zum Brandenburger Thor IV. 186. 187.) — Geiſtige Eigenthümlichkeit X. 235—240. 286—288. IV. 306. — Am Ende des vorigen Jahrhunderts IV. 124. 151. 182. 186. 190. VI. 141. 142. VIII. 287. 384. Induſtrie eines Soldaten IV. 183. 184. — Glanzpunkt vor dem Unglück Preußens V. 165. — National = Enthuſiasmus 172—176. — Stimmung während der Fremdherrſchaft VI. 137. 138, vor dem franzöſiſch-ruſſiſchen Kiege 278—282. — Einfluß Schleiermachers VI. 271. 272. — Einfluß der Turnanſtalt VIII. 304. 307. — Künſtler X. 333. 334. — Königl. Akademie compromittirt V. 274. vgl. VI. 142, neu belebt VI. 276.
— Univerſität, Gründung VI. 3. 136. 137. 142. 143 ff. 266—270. Eröffnung 271. 275. — Profeſſoren 271—274. 276. 278. — Wiſſenſchaftlicher Zuſtand in den dreißiger Jahren X. 290—

294. — Studirende der Medizin und der Theologie verglichen X. 308. 309. — Ausbau des Univerſitätsgebäudes X. 311. 312.
Bernadotte als General Napoleons: Proklamation in Halle V. 201. — In Hamburg V. 324. 325. 331. — Schwefelbande V. 195. 200. — Als Kronprinz von Schweden VII. 132. 276. 281—283. — Als König I. 22. IX. 187. 188.
Bernſtorf der Aeltere, Graf I. 279—281.
— P. A. I. 281. 285. II. 243. 310.
— Günther III. 342. 346. V. 46. 91. 242. VIII. 113. 133. 135.
Berthier, franzöſ. General V. 213. VI. 164. 213. VII. 307.
Bertram, franzöſ. General VII. 275 276.
Berzelius, Chemiker IX. 158. 255. 256. 258. 261. 262. X. 401. 404. 405.
Beskow, ſchwediſcher Dichter IX. 159.
Betrunkene II. 126—130.
Bettina VIII. 356. IX. 357. 358.
Beuſt, Ober-Berghauptmann IV. 229.
v. Beyme, Kabinetsrath, V. 102. 113—116. 122.
Biderbes Weſen VIII. 305. 306.
Bieſter's Berliner Monatſchrift IV. 124. — vgl. 151.
Birkner, Philoſoph II. 222.
Biron, Fürſt von Kurland VIII. 442—444. Beſuch von Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz 445. 446. IX. 3. 7. 17. 21. 22. 28.
Biſtram, ruſſiſcher General VII. 231. 233. 244. 252.
Bivouak VII. 238.
Blanc, reformirter Prediger V. **218**. 223. VI. 4. 120. 126. 167. 196, geheime Unternehmung VI. 302, Gefahr und Rettung 320. 336. 337. — Im Feldzug VIII. 11. 12. 15. 22. 52. 86.
Blankenburg im Harz IV. 7. 8.
Blaſirtes Weſen I. 61. IV. 343. VI. 60. 61, blaſirte Zeit IV. 137. — Gründe deſſelben I. 169. 170. — vgl. dagegen I. 101. 111. 170. 226.
Bloch, Naturforſcher VI. 267.
Blücher VII. **135—138**. **141—145**. — In Lübeck V. 232. 372. Geheime Zuſammenkünfte in Breslau VII. 46. 47. — Marſch gegen die Elbe VII. 114. — In Altenburg bei den Freimaurern 131. 132. 152. — Bei Groß-Görſchen 157. 167. Beruhigt die Truppen wegen des Rückzugs zur Elbe 169—173. — Bei Bautzen 180. 183. 189 ff. **198**. **199**. — Bei Haynau 202. — Beſorgniſſe wegen der Friedensunterhandlungen 205—208. — An der Katzbach 226. 244. 245. — Seine Tafel 253. VIII. 26. 45. — Im Fräuleinkloſter zu Radmeritz VII. 260—262. — In Herrnhut 263. 264. — Bei Wartenburg 273—275. — Als Redner 277. — Schlachtbericht von Möckern 288. — Bei Leipzig 293—302. — Stürmiſche Scene mit der Gräfin Werther 307—311. — Weſtphäliſche Orden 313. — Benehmen gegen Prof. Crome in Gießen 316. — Auftrag an Steffens in Betreff Weſtphalens 319. — Gefahr bei Brienne VIII. 11. — Große Gefahr bei Champaubert 10—20, beſonders 16. 17. — Beſtraft einen Trainknecht wegen Plünderung 41—44. — Verbindung mit dem niederländiſchen Heer

von Bülow 55—58. 62—64. — In Laon krank 67. 69. 71. 74. — Ausſpruch bei dem Marſch durch Meaux 85. 86. — Steffens erhält von Blücher einen luſtigen Verweis 110. — Anſicht über Norwegen 130. — Wird von den Engländern verehrt 131. — Bei der zweiten Einnahme von Paris 186.
Blücher, Rittmeiſter X. 350. 353.
Blumenbach II. 161. III. 200. IV. 70.
Boccaz III. 313.
Bodmer IV. 259. VI. 118.
Boeckh, Philolog V. 154. VI. 274. X. 313.
Böhm, Jakob, VIII. 368. 403. X. 17. 37.
Böhmiſcher Charakter VIII. 335.
v. Boltenſtern, preußiſcher Offizier VI. 299—301. VII. 71. 91. 94. 113. 114. 131. Tod 357. 358.
Bonaparte, Napoleon, Bedeutung als mächtige Perſönlichkeit gegenüber den abſtrakten Prinzipien IV. 57. Bedeutung für Deutſchland VI. 172. VII. 118, verglichen mit Blücher VII. 136—138, vgl. außerdem VI. 35. VIII. 124. 127. 166. — Gegen Reichart V. 203. 204. VI. 2. — Hebt die Univerſität in Halle auf V. 205. 206. 208. 211—213. vgl. 366. — Gemeinheit V. 222. — Verhältniß zu Dänemark V. 285. — Verhältniß zu Bourrienne V. 324. — Weſtphäliſche Angelegenheiten V. 320. VI. 2. 3. — N.'s Verkennung des deutſchen Charakters VI. 153—158, rettet Deutſchland und Preußen 161. 163. 215. — Haßt die deutſche Literatur VI. 158. — N. und Alexander in Erfurt VI. 167—169, verglichen mit Etzels Hochzeit 168. Mordanfall 172. 173. — Nach der Schlacht bei Aspern VI. 198. 199. — Behandelt die Fürſten demüthigend VI. 213—215. — Achtet J. v. Müller 223, auch die Herzogin von Weimar 242. — Gegen Alexander VI. 280. — Dringt auf Aufhebung der Klöſter in Preußen VI. 287. 288. — Flucht aus Rußland VII. 65. — Unterhandlung mit einem päpſtlichen Geſandten VII. 81. 82. — Wünſcht einen Waffenſtillſtand VII. 205. 214. — Bedroht zum Schein Berlin 280. 281. — Bei Möckern 282. 286. 297, bei Leipzig 297, auf der Flucht in Freiburg 307. — Bei Montmirail VIII. 13. 14. 52. 53. — Bei Laon 63. 64. 68. 71. — Rückkehr von Elba 180. 181.
„Napoleon Bonaparte u. ſ. w. Germanien 1804." V. 202—204.
— Joſeph V. 327.
— Hieronymus VI. 2. 3. 184. — Beſuch in Halle VI. 11. 15. 16. — Entführungsplan 182—185. — Gegen J. v. Müller 222. 223.
Bonnet II. 223. 226.
Boohe, Prediger in München VIII. 392.
v. Born, Mineralog IV. 211.
Börne V. 154, über Steffens X. 68.
Bornholm, Inſel II. 321. 322.
v. Borſtel, General VII. 335.
Borup's Geſellſchaft, ſ. Rahbeck.
Böttiger IV. 130. V. 15.
Bourgoing, franzöſ. Offizier VIII. 89. 90.
Bourrienne V. 324. 325.
Bouterweck, Philoſoph VI. 72.
v. Boyen, Kriegsminiſter VII. 80. VIII. 188.
Brandes, Profeſſor VI. 56.
Brandis, Arzt V. 242. 243.

Braniß, Philoſoph VII. 20. VIII. 425. IX. 291. 312. 318. X. 198. 305, über Tieck IV. 370.
Braſſert, Geh. Tribunalsrath VII. 24.
Braun, General VII. 192.
Braunſchweig, Herzog von, VI. 221. 222.
Bredow, Geſchichtforſcher VI. 236—238.
Bremen's Blüthe VIII. 139. 140.
Bremer, Friederike, IX. 364.
Brentano VI. 78. 89. 90. 110—115. VIII. 356. 391. X. 329.
Breslau VII. 8. 25. — Plötzliches Erſcheinen von Gneiſenau u. ſ. w. VII. 46—48. — Beſorgniß für die Sicherheit des Königs 66. 67. — Große Bewegung zur Zeit des Aufrufs gegen Frankreich 69—74. 98. 99. — Bürger gegen den Militäreid VIII. 409. 410. — Kampfplatz der Turner VIII. 442. IX. 27 ff. — Singakademie IX. 317. 318.
— Univerſität, Gründung VI. 236. 237. VII. 2. 9—11. 18. 19. 37. Profeſſoren 19. 20. VIII. 423—426. Studentenleben VII. 21. 22. Club der Profeſſoren VII. 30—33. VIII. 426. IX. 338. Profeſſorenball VIII. 173. 174. — Mineralienſammlung IX. 79. 186.
Brettner Phyſiker IX. 118. 310.
Brinkmann V. 172.
Brocken IV. 10—13. — Verglichen mit den einſamen Gebirgen Norwegens 12. 13. — Brockengeſpenſt 11.
Brogniart, Geognoſt V. 6. 7. VII. 15. VIII. 91. IX. 255. 257. 262.
Brown, Mediziner IV. 133. 359. Kritik ſeiner Lehre 144. 145.
Brückenberg im Rieſengebirge IX. 1. 2.
Brüdergemeinde II. 260. III. 321. VII. 265. IX. 11. 12. 15. X. 157, vgl. VII. 186. 187. 262—264.
Brühl, Graf VIII. 433. 445.
Brun, Friederike, I. 76. V. 90. 91.
Brünnig, Zoolog II. 36.
Brunnow, Rittmeiſter unter Schill VI. 193. 200. 201.
Bruno, Giordano, VIII. 368. 387. X. 17.
Bruun, Biſchof in Bergen III. 49. 65. 66. 69—71.
v. Buch, Geognoſt III. 112. IV. 204. V. 67. VII. 14. IX. 119. 241.
Buchwald im Rieſengebirge IX. 9. 10.
Büffon I. 231—237. 247.
Bülow, General VIII. 63. 68.
— Finanzminiſter VI. 2. VIII. 319.
Bunſen X. 51. 482.
Buntgefärbte Schatten IX. 4. 5.
Burckhardt in Herrnhut VII. 263. 264.
Bürde, Hofrath VII. 101.
Bürger, Dichter IV. 145.
Bürgerliches Leben bei Kriegsereigniſſen V. 189. 190. — Selbſtändiger Bürgerſtand VI. 285. — Höherer und niederer Bürgerſtand VIII. 207. 208. — Verhältniß zum Adel 208. 209. — Bürgerliche Freiheit 219—229. 259. — Beruf des Bürgers 232—240. 245—250. X. 469. 470.
Bury IV. 383.
Büſch in Hamburg III. 187. V. 311.
Büſching VI. 117.
Büttner, Arzt in Bergen III. 41. 60. 147. 148.
— Naturforſcher in Jena IV. 68 bis 72.
Byron's Gedichte IX. 351. X. 9.

C.

Calliſen I. 9.
— Geiſtlicher III. 223.
Camper VI. 64.
Cäſar, Julius VI. 35.
Cenſur IV. 256. IX. 53. — In Preußen IX. 68—70, frühere Cenſurfreiheit der Profeſſoren 29. 31.
Champaubert, Schlacht, VIII. 10—20.
Chauffépié, Arzt X. 406. 411. 419.
v. Charpentier in Freiberg IV. 215 bis 218. VII. 6.
Chaſot, Graf, VI. 177. 179. 185. 220. VII. 46. 47. 55.
Chateaubriand VIII. 143. 144.
Chemie, Geſchichte derſelben, II. 211 bis 213. IX. 133. 134. 158. — In Anwendung auf Geognoſie IX. 257. 258.
Chemnitz, Conchyliolog I. 250.
Chevenix V. 125. 131. 132.
Chladni, Akuſtiker IX. 291—297.
Chriſtian IV. von Dänemark II. 113. 114. X. 358—360. Urtheilsſpruch 360—363.
— IV. v. D. I. 349. 350. II. 41. 42.
— VII. v. D., Geiſtesſchwäche I. 167. V. 287. 291.
— VIII. v. D. X. **339**, als Kronprinz V. 268. 269. IX. 267. X. 338—341. — Ladet Steffens zur Krönungsfeierlichkeit ein X. 343. 344. 353. 354. — Krönung 356. 365—373. 405. — Huldigungsreiſe 422. 429—431.
Chriſtiania IX. 190. 191. 260.
Chriſtliches Leben X. 48. 49.
Claudius, Matthias, II. 173. 177. 178. III. 355. V. 313. VIII. 380.
Clauren, ſ. Heun.
Coburg, Herzog von, VII. 349—351.
Colbiörnſen I. 208. 249.
Conchylienſammler I. 251—254.
Confirmation in Kopenhagen I. 276 bis 278.
Conſervativ VIII. 226.
Conſtant, Benjamin, VIII. 144.
Conſtantin, ruſſiſcher Großfürſt IX. 108. 114.
Conſtitution VIII. 197. 251—255. X. 380—385. 386.
Cooper X. 408.
Copernikus X. 16.
v. Cornelius X. 331. 332.
Couſin V. 319.
Cramer, Juriſt III. 194. **208. 209.** V. 90.
— Bruder III. 209. VIII. 121.
Crome, Profeſſor in Gießen VII. 308. 316. 317.
Curtiſche Buchhandlung in Halle VI. 23.
Cuvier, Geolog II. 263. IV. 291. V. 67. VII. 15. VIII. 91. 100—103. 112. 143, über Frankreichs Lage 185. 186.
Czernitſcheff, General VI. 336.

D.

Dahl, Landſchaftsmaler IX. 2.
Dalberg IV. 16.
Dampfſchiff IX. 122.
Dänemark's Zuſtand unter Friedrich V. I. 279—281. — Hofrevolution 1784 I. 281—285. — Zur Zeit der franzöſiſchen Revolution II. 240—244. 275. 296—298. — Lage im J. 1807. V. 236. 237. — Englands räuberiſcher Ueberfall V. 285. 286. 298. 299. — Prinz-Regent muß Kopenhagen ſich ſelbſt überlaſſen 287—291. Belagerung der Stadt und Raub der Flotte 292—295. 297. — Verluſt Norwegens VIII. 133. — Jetziger Zuſtand X. 449. 450. — Provinzialſtände 379. 380, unruhiges Streben nach Con-

ſtitution 386—390. — Keine Cenſur I. 279. IV. 168. — Bedeutende Reiſeſtipendien III. 339. — Rationalismus V. 100. IX. 272. — Haß gegen die Deutſchen I. 280. III. 348. 349. V. 44. 45. 46. 110, ſelbſt in Betreff der Sprache 238. — Flotte V. 292. 295. 296. — Beziehung zum Sklavenhandel X. 451, vgl. Kopenhagen.

Däniſcher Charakter II. 71. 72. — Geſellſchaft für Naturgeſchichte I. 304. II. 63. 331. — Kirchenlied I. 150. 151. — Kunſt II. 94. — Literatur II. 64. 135—137. Trinklieder II. 109. 210. Steffens's Einfluß auf die Literatur V. 95. 96. — Schauſpiel II. 74—77. 92. 98. 99. — Sprache I. 362. II. 71.

Dasdorf, Bibliothekar in Dresden IV. 435.

Davy, Phyſiker VI. 76. 238. IX. 255. 256.

Deklamatoriſche Manier IV. 116—118.

Demagogiſche Tendenz des Landſturmedikts VII. 209. 210. VIII. 179. — Politiſche Aufregung der zurückkehrenden Freiwilligen VIII. 177—179, vgl. VII. 96. — Oeffentliche Stimmung iſt revolutionär VIII. 196—198. — Vgl. Wartburgsfeſt und Turner.

Denken im Verhältniß zum Daſein X. 2—6, im Verhältniß zum Organiſchen X. 21—23. 29—31.

Deſerteur und Spießruthen III. 173 bis 180.

Deutſchlands Aufgabe, die Revolution zu unterdrücken VI. 141. 172. X. 449. 442. Die Macht des glaubensleeren Wiſſens abzuweiſen VI. **135**. X. **472**. Den Streit zwiſchen Humaniſten und Realiſten zu löſen VIII. 285. — Seit dem dreißigjährigen Kriege Frankreich unterworfen VII. 116. 117. 139. 140, ermannt ſich erſt in den Unglücksjahren 117—119. 140. 141. X. 475—477, durch die Einnahme von Paris iſt aber der Sieg noch nicht entſchieden VIII. 106. 107. 198. 199. X. 441. 442. 447. — Norddeutſchlands Eigenthümlichkeit VI. **154—158**. Unterſchied zwiſchen dem öſtlichen und weſtlichen Norddeutſchland VII. 349. Süddeutſche VIII. 404. — Idee einer Einheit des Reichs VII. 349. 350, vgl. demagogiſch. — Die Mannichfaltigkeit der kleinen Staaten vortheilhaft für Geiſtesentwickelung IV. 33. 51. V. 376. VII. 350. 351.

Deutſcher Charakter, Trotz und Sentimentalität III. 320—323. — Treuherzig gegen Fremde IV. 50. — Nicht geſchickt zu vorübergehenden Erfolgen VI. 140. 141. — Art und Weiſe zu opponiren VIII. 123. — Neigung zur Abſtraktion II. 132. 133. — Sprache IV. 431.

Deutſche Literatur beſonders unter Göthe's und Schiller's Einfluß III. 319—330. VI. 102. 103. — Gegenſatz der klaſſiſchen und romantiſchen Zeit IV. 257—260. — Kampf der Literatoren IV. 261—267. — Tragiſche Perſönlichkeiten 268. 269. — Wollüſtige Schilderungen 318. 319. — Tändelnde Versmaaße 383—385. — Intereſſe an altdeutſcher Literatur VI. 78—**80**. 115—120. — Ueberſchwengliche Poeſie VI. 104. 107. 108. — Leichtigkeit in der Behandlung der Sprache 114. **116**. — — Stadtlitera-

tur II. 136. — Schauſpiel VIII. 304. 305. — Vgl. Jenaer Verbündete.
Deutſchthum VIII. 198. 199. IX. 59.
Devrient, Schauſpieler, IX. 327. 328.
Dialektik X. 1. 2.
Dichtkunſt, ſ. Poeſie.
Diebſtahl eines Offiziers III. 181. 182. — Des Kaufmanns in Kiel 214—217. — Vgl. noch IV. 327—330.
Dienerſchaft VIII. 210. 211.
Diplomatiſche Grundſätze X. 452—454.
Dohlhof, reformirter Prediger VI. 121. X. 61.
Dohna, Graf VI. 3. 146. 235. 284.
Dolomieu, Geolog IV. 41.
Dörenberg, General VIII. 1. 2. VI. 185. 186. 190. VII. 45. 46. 120. 146.
Dove, Phyſiker IX. 117. 118.
Dreifelderwirthſchaft VIII. 326.
Dreißigjähriger Krieg IV. 433.
Dresden IV. 248.
Duell und Strafen VI. 27. 28.
Dummheit VI. 34.
Dumouriez V. 313. 314.
Dürer, Albrecht, V. 341.
Duroc, General VII. 200.
Düſſeldorf, Stadt VII. 349. — Gymnaſium 346. 352—358.

E.

Ebbe und Fluth VIII. 224. 225.
Ebeling in Hamburg V. 311.
Eberhard, Philoſoph in Halle V. 135. 136.
Eberhardt, Prediger in Straßburg X. 297. 298.
— Schriftſteller VI. 65.
Eckermanns Geſpräche mit Göthe IV. 74. VI. 246.
Effekt in der Poeſie und im Schauſpiel IV. 117, in der Malerei und Muſik 118, in der Kochkunſt V. 369.
Eger VIII. 346. — Münzſammlung des Scharfrichters 347—350.
Ehe II. 20. VII. **212—214.** 216. — Gemiſchte Ehe VII. 337—339. Streit darüber X. 484—486.
Ehlers, lutheriſcher Prediger X. 245. 246.
— Sänger VIII. 182.
Ehrenberg, Naturforſcher IX. 117.
Eichhorn, Miniſter VII. 24. X. 482.
E.... VI. 185—187, vgl. VII. 24.
Eichhorn, G. O. T. R. VI. 236.
Eid II. 291.
Eigenthum VIII. 220.
Eimbke, Chemiker V. 68.
Eindruck von Menſchen bei der erſten Bekanntſchaft VI. 58. 59.
Einſeitigkeit nimmt mit den Jahren zu I. 315.
Eleganz der jetzigen Wohnhäuſer V. 358.
Elektricität, Geſchichte derſelben I. 100. II. 21—23, vgl. Galvanismus.
Eliſabeth, Königin von Preußen X. 93.
Emancipation der Frauen nach Holberg II. 67. — Vgl. VIII. 212. 214.
Emigranten, franzöſiſche, in Blankenburg IV. 7. 8. — Schickſal eines E. VI. 324—327. 323.
Emmerich, hannöverſcher Offizier V. 335. VI. 321. VII. 321.
Empfindung VIII. 278. 279.
Endlicher, Botaniker X. 337.
Engelhardt, Geolog VII. 13.
England's friedliche Eroberung durch Kolonien VI. 129. — Jetziger Zuſtand X. 471. 472. — Eng-

liſche Kirche X. 484. — Wiſſenſchaftliche Popularität II. 131.
Engländer IV. 231. VI. 79, in der Fremde IV. 248. 285. — Beleidigend in ihren Verhandlungen. — Als Angler in Norwegen IX. 256. 257.
Engliſche Romane, Einfluß auf Deutſchland und Dänemark I. 112. 223. III. 27.
Enthuſiasmus, erlogener, von Dichtern und Künſtlern IV. 240. 242. **243**.
Entwicklung VI. 39. 104. IX. 213. 222—226. 242. X. 272. 273. — Entwicklungsſtufen der Staaten VI. 130. 132. 135.
Equivoke Generation X. 118—125.
Erbſünde X. 27. 28.
Erdmannsdorf in Schleſien IX. 8. 10. 11. 21.
Erfahrung belehrt nicht VI. 149.
Erfindung, mechaniſche VIII. 167.
Erfurt, Zuſammenkunft Napoleons mit Alexander VI. 167—169. 173.
Ereik XIV. von Schweden im Gefängniß IX. 155. 156.
Erinnerungen aus der Kindheit, wie weit ſie zurückgehen I. 16—19, nehmen eine poetiſche Farbe an I. 23. — E. des Greiſes I. 316. — E. an unglückliche Zuſtände verſchwinden bald III. 206.
Erkennen hat ſeinen wahren Werth in ſich ſelbſt III. 277, darf nicht vom Handeln und Daſein getrennt werden 278. 281. — Erkennen im Verhältniß zur Sittlichkeit VIII. 205 ff. vgl. Denken.
Eroberungen der Katholiken und der Evangeliſchen verglichen VI. **129**.
Erregen VII. 278. 279.
Erweckungsſtunde IX. 15.
Erxleben, Naturforſcher IV. 70. — Doktorin V. 375. 376.
Erziehungsweiſe, abſtrakte, IV. 362. vgl. Pädagogik.
Eſchenmayer IV. 77. 78. 267.
Esmark II. 194. IV. 204. 212. V. 7. IX. 119.
Ewald, däniſcher Dichter II. 112—116.

F.

Fabricius, Naturforſcher in Kiel III. 187. 190. 193. 194. IV. 69. — Zeſtreutheit ſeiner Frau III. 195 bis 197, komiſche Scene mit Lavater 198. 199, verwendet ſich für Lafayette 199.
Fakultäten an der Univerſität VIII. 288—293. IX. 99.
Familie VIII. 216—219. — Familienvater 219—224.
Familienhaftigkeit I. 210—213, erſtreckt ſich bis auf die Sprache II. 69, verglichen mit den Raßen II. 70.
Fanatiſch iſt Demagogie und Despotie II. 247. 248.
Farben, ihre Dauer in Gemälden V. 340. 341.
Faſch IX. 317.
Faujas St. Fond, Geolog IV. 41.
Feigheit bei Tumulten I. 119. 120. VII. 28.
Fernay, Familie bei Brüſſel V. 313. 314.
Fichte IV. **79**. **80**. — In Jena Oppoſition gegen ihn IV. 121. 122, des Atheismus angeklagt 152—157. 166. 167. — In Berlin V. 165. 278. 279. — Patriotiſche Thätigkeit VI. 140. 175. — Große Bedeutung für ſeine Zeit VI. 273. 274, vgl. damit VIII. 437. — Seine Schüler III. 326. 327, in Kiel III. 318. V. 272—278. — Fichte's Philoſophie VI. 111. X. 33, ſeine Mittheilung über die Entſtehung

derſelben IV. 161. 162, ſeine Lehre von Gott 163. 164. — Verhältniß zu Spinoza IV. 64, zu Kant 160. 165, zu Schelling 123, zur A. L. Zeitung 146. — Härte ſeiner abſoluten ſittlichen Wahrheit 158. 159. — Seine Kritik 254. 261.
Fichte der Jüngere IV. 152. 167.
Fieldings Tom Jones I. 112. 223.
Finanzielle Verhältniſſe VIII. 211.
Fiſchbach in Schleſien IX. 8. 9.
Fiſcher, Chemiker in Breslau VIII. 271. 412. 424. 425. X. 198.
Fleck, Schauſpieler IV. 111. 190. 191.
Flemming, ſchwediſcher Graf IX. 166. 167.
Fleury, franzöſiſcher Abt VIII. 185. 186.
Forchhammer, Geognoſt X. 401.
Form, ſchöne, eines Gedichts verdeckt den leeren Inhalt IV. 384.
Forſter, Reinhold IV. 176. 177.
— Georg, IV. 176. 313. 333. VIII. 121.
Fouqué, de la Motte IX. 358. 359.
Frankenau, Dichter II. 210.
Frankfurt a. d. O., Univerſität VI. 235—237.
Franklin I. 78. II. 22.
Frankreich, Grund ſeiner europäiſchen Herrſchaft VI. 133. 134. — Herrſcht ſeit dem dreißigjährigen Kriege VII. 116. — Jetzige Lage X. 471. 472. 486. — Univerſitäten X. 299. 300. — Artillerie VIII. 42.
Franzoſen leben ganz für die Gegenwart V. 112. VI. 140. 326. VII. 247. 248. — Unreinlichkeit VIII. 93. 94. — Innere Unruhe VIII. 94. — Art und Weiſe zu opponiren 123. — Gartengeſchmack 127. — Franz. Ausſprache eignet ſich kein Fremder ganz an 51. 52.
Franzoſenjäger, däniſcher, V. 234. 235.
Franzensbrunn in geognoſtiſcher Hinſicht VIII. 341. 343.
Freiberg, Akademie IV. 203. 204. — Geſchichte des Freiberger Bergbaues 224—227. 220. — Leben in Freiberg verglichen mit dem in Dresden 270.
Freiheit X. 263—265, in der völligen Hingebung I. 248. IV. 299—301. VI. 41. VIII. 212. 213. IX. 308. — Bürgerliche VIII. 219—229. — Geiſtige Freiheit nur bei Anerkennung der Naturgewalt VIII. 236, bei Erkennung des göttlichen Berufs 239. 241. III. 283. — Fr. des Chriſten X. 111. — Ihr Begriff nach Spinoza III. 288. 289, nach Fichte 327. — Wahre Selbſtändigkeit unterſchieden von abſtrakter Freiheit IV. 55.
Freiheitskrieg, deutſche, nicht blos Produkt einer Begeiſterung VII. 135—138. 142—144. — Verhältniß der Kräfte beim Beginn 145—148. — Waffenſtillſtand 204. 205. 209. Beſorgniſſe 205—207. 214. — Bund zwiſchen Preußen und Oeſterreich 222. — Wiederbeginn der Feindſeligkeit 226—233. — Leiden des Heeres in Frankreich VIII. 25. 26. 30. 31. 35. 39. 40. 63. — Verbindung des ſchleſiſchen und niederländiſchen Heeres 56—58. 62—64. — Vereinigung der großen Armee mit der ſchleſiſchen in Meaux 84—86. — Einzug in Paris 96. 97. — Verpflegungs- uud Kaſſenbeamten 108—111. — Wiederkehr Napoleons 180—184. — Vgl. die einzelnen Schlachten und Preußen.

Freimüthige, Zeitſchrift IV. 262. IX. 47—51.
Freiſſinet, General VII. 233.
Freiwillige; Aufruf des Königs in Breslau VII. 69—71. — Steffens's Rede 72—77. 80. — Bildung der freiwilligen Corps 85. 92. 95. — Streit über gelbe wollene oder goldene Litzen der Garde-Jäger 93—95. — Kleinmüthiger Vorſchlag, die Freiwilligen zur Ruhe Polens zu verwenden 112. 113, (über dieſe Kleinmüthigen vgl. VIII. 296). Merckels wichtiger Einfluß VIII. 297. 298. — Streit der Freiwilligen mit dem alten Militär VII. 125—127. VIII. 176. 177. — Mit den andern Studirenden VIII. 172. 173. — Sie zeigen eine politiſche Aufregung 177—179. 196.
Freude am heitern Scherz II. 125. — Als Begleiterin des Ernſtes IX. 16. — Jede tiefe Freude iſt religiös III. 342.
Freudenfeld VII. 337—340.
Friede X. 455—458.
Friedrich Wilhelm, Churfürſt von Brandenburg VI. 127. 130. X. 443.
Friedrich II. König von Preußen VI. **132**. 134. 248. 249. VII. 1. 2. Unwille gegen York IX. 299—303.
Friedrich Wilhelm II. IX. 301—303.
Friedrich Wilhelm III. X. **348**. **349**. — In Breslau VII. 69. — Zwei Schreiben an Steffens VII. 87. 90. 91. — Im Kriege VII. 181. 204. VIII. 56. 77, in Paris VIII. 96. 108 — Entlaſſungsſchreiben an Steffens 142. 143. — Lehnt das Anerbieten von Steffens beim zweiten Kriege ab 181. — In Karlsbad 1817 VIII. 325. Gefahr 338. 339. — Ueber Scheibel X. 73. 142. — Union X. 106. 128. 135. 145—147. — Tod X. 344—347.
Friedrich Wilhelm IV. VIII. 447. Reiſe ins Rieſengebirge VIII. 445 bis 450. IX. 1—3. 6—8. 21—26, will nicht durch Gensd'armes vom Volk getrennt ſein 23—25, vgl. damit X. 438. 439, nimmt Intereſſe an dem Zuſtande der norwegiſchen Bauern VIII. 449. 450, beſchäftigt ſich mit Zeichnen IX. 26. — Für das philadelphiſche Gefängnißſyſtem IX. 197 bis 199. — Für gediegenes Schauſpiel 325. — Wohlthätigkeit X. 92. 284. — Unzufrieden mit dem Verfahren gegen die Lutheraner X. 181. 219. 279—284. — Religiöſer Sinn 274. 275. 278. 482. 489. — Für Wiſſenſchaft und Kunſt 275. 276. — Glänzendes Gedächtniß 276. 277. – Verfahren in der Staatsverwaltung 284, in Betreff des Adels 285, im Kriegsweſen 456. — Erhebt das deutſche nationale Bewußtſein 444—446. — Attentat X. 492. 493.
Friedrich III. König von Dänemark V. 288. 289.
Friedrich V. v. D. I. 279—281. II. 34. 35.
Friedrich VI. v. D., Regent ſeit der Confirmation I. 281—**286**. II. 240. — Verhältniß zu Steffens V. 224. 225. 243—252. — Im Kriege gegen England V. 286—291. 297. 299. — Kriegserklärung gegen Preußen VIII. 135. — Richtet Provinzialſtände ein X. 379. 380. 385. 386. — Tod X. 342.
Fries, Philoſoph VI. 72.
Friſches Streben II. 108.

Frommann, Buchhändler IV. 74. 75. 93. 95. 129. 436. VI. 239. 240. 252. 257. VII. 309.
Frömmigkeit, einfache, IV. 392. — Wahre und falſche X. 95—97. VIII. 207. — Geringſchätzung der ſogenannten Frommen X. 66. 95. 96.
Froriep, Profeſſor V. 210. VI. 3.
Fuchs, Naturforſcher VIII. 352. 353. 355.
Fügung, göttliche V. 255. X. 70. 267. 268. — Ueber einzelne Fügungen I. 249. III. 340.
Fülleborn, Philoſoph VII. 2.
Furcht muß jedem bedenklichen Entſchluſſe vorausgehen V. 51.
Fürſtenmacht durch die Reformation gehoben VI. 130. 131.

G.

Galiläi VIII. 368. X. 17.
Gall VI. 45. 48. 50—54, großer Beifall 46. 47, Einfluß auf Reil 63.
Gallizin, Fürſt IV. 66. — Fürſtin III. 259. 260. VIII. 380. 382.
Galvanismus IV. 76. 88. 89. 92.
Gamborg, däniſcher Philoſoph II. 19—21 298.
Garnerin, Luftſchiffer VIII. 146—151.
Garve, Schriftſteller V. 330. VII. 2. 3.
Gaß, Prediger V. 191. 193. 197. 207. VII. 9. VIII. 425.
Gay-Luſſac V. 133. VIII. 113.
Gebauer in Breslau IX. 118.
Gebet, langes, I. 141. X. 86. — Erhörung des ächten Gebetes III. 340.
Gedächtniß VII. 164. 165. IX. 282, iſt ſtärker im Selbſterlebten IV. 129, vgl. auch VII. 108.
Gefängniß-Verbeſſerung IX. 200. 201, in Norwegen 195—197, in Preußen 197—199. — Auburnſches Syſtem 202—206. — Philadelphiſches Syſtem 207—212, läßt ſich mit einem Male ins Werk ſetzen 213. 214. 222—227. — (Traurige Verhärtung eines Knaben 216—222.)
Gegenſatz iſt zu löſen, nicht abzuweiſen I. 246.
Gegenwart X. 271. 272. 447—493, verglichen mit dem Anfang des Jahrhunderts IV. 400. 401. 314—317. IX. 57. 58, vgl. Abſtrakt.
Geheime Verbindungen gegen die Franzoſen VI. 167. 170—173. 175. 186. — Geheimes Comité in Berlin unter Graf Chaſot 176. 177. 179. — Geheime Briefe 179—181. — Ruhen eine Zeitlang 217. — Geleitet von Scharnhorſt und Gneiſenau VI. 186. 299. 300. 305. VII. 84. — Geheimes Bündniß zwiſchen Preußen, Oeſterreichern und Engländern VII. **40. 41.** 46. 58. 61, auch nach dem Ausbruch des Krieges gegen Frankreich 141.
Gehlen VI. 65. 67.
Gehirn VI. 63. Reils Unterſuchung 62. 65. Gehirn und Herz nach ihren Funktionen betrachtet VIII. 211—215.
Geibel, Prediger in Lübeck V. 373.
Geiger IX. 144. 156. 166. 167. 174. 180. 181. 184.
Geiſtige Bildung gefördert II. 160. — Geiſtiges Intereſſe nie vereinzelt II. 162. V. 139. — Geiſtiger Saame keimt oft ſpät II. 231.
Geiſtige Getränke auf Seereiſen III. 12.
Geiſtige Kämpfe des Paters in Banz IV. 365. **366.**

Geiſtliche im Verhältniß zur Gemeinde X. 110. 141.
Geld-Ariſtokratie V. 362.
Geld, Einfluß deſſelben II. 331. V. 10. 11.
Gelehrte vor königlichen Perſonen VIII. 448. — Einfluß des Umgangs mit Frauen IX. 355. — Einſeitigkeit X. 293. 294.
Gemeinde, bedrängte, VIII. 203. — Mangel an religiöſem Intereſſe X. 110. 140. 141.
Gemüthskrankheit oft Durchgangspunkt im Leben II. 204. 205.
Genlis, Frau v., VIII. 75.
Gentz, Fr. v., VII. 222.
Geognoſie III. 111—113. V. 7. IX. 119. 120. 257. 258.
Geographie II. 261.
Geologie III. 18. 19. IV. 41. V. 360.
Gerhard, Archäolog VII. 24.
Gerhard, Ober-Berghauptmann VI. 21. 24. VII. 17.
v. Gerlach, Oberſt VII. 134.
Gersheim in Dresden VI. 267.
Geſchichte als Gegenſtand des Schulunterrichtes VIII. 282—286. II. 325. — Philoſophiſche Betrachtung derſelben IX. 46. X. 458. — Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte VIII. 283. 284, der Naturwiſſenſchaft 368.
Geſchichtsforſchung X. 458—460. — Geſchichtsſchreibung VI. 293. 294.
Geſenius VI. 19.
Geſetze, äußere, VIII. 250.
Geſprächigkeit nach einer Gefahr VII. 267.
Gewerbefreiheit VIII. 243. IX. 39 bis 41.
Gewohnheit bei äußern Sachen und in geiſtigen Zuſtänden III. 250—252.
Gilbert, Naturforſcher IV. 177. V. 124. 125. 132. VI. 100. 237. VIII. 368. 369. X. 17.
Girtanner, Chemiker II. 212.
Gleichgültigkeit im Kriege VII. 268.
Gleim IV. 5.
v. Gneiſenau VII. **48—52**, geheime Verbindungen VI. 186. 278. 298. 299. 305. VII. 46. 47. 54. — Hält die Gräuel des dreißigjährigen Krieges noch jetzt für möglich VII. 185. 186. VIII. 40. 41. — Vorherſagung eines baldigen Sieges VII. 270. 271. 276. — Sorge für ſeine Umgebung VIII. 46. — Freundſchaft für Steffens, ſucht ihn im Kriege zu beſchäftigen VII. 157. 158. **161**. 174. 176. 202. 277. 280. 281—283. 319. 320. VIII. **46**. **73**. **84**. — Spannung mit York VIII. 66. 67. — Bei Laon 69—73. — Bei La Fere Champenoiſe 78—84. — Kaltblütigkeit in Gefahr 90. — Mit Steffens vor Paris 90—93. 95. — Anſicht über Dänemark 134. — Schlachtbericht von Belle Alliance 184. — In Erdmannsdorf IX. 10. 21. — In Berlin IX. 274. 275.
Godé, Lehrer des Prinzen Friedrich, X. 300.
Godwie-Caſtle, Verfaſſerin von, IX. 364.
Golz, Graf VIII. 107. 111.
Görres VI. 111. 112. VII. **363**. **364**. X. 329, über Runge's Tageszeiten V. 348.
Göſchel, G. O. J. R. X. 252.
Götha-Kanal in Schweden IX. 176. 177.
Göthe IV. **95**. **96**. VI. **243—249**. Autorität 243. 249. 257. 258. — Seine Bedeutung für die Dichtkunſt VI. 102. 103. 107,

ſeine Poeſie in volksthümlicher Hinſicht VI. 135, vgl. noch IV. **142**. 302. 310. 313. **315**. 402. — Leitet das Theater in Weimar IV. 106. 109. 113. vgl. 99. 100. — Beſchäftigung mit Naturwiſſenſchaften IV. 21. 41. 42. 101. 102. **316**. 416. V. 342. VI. 252. 262. VIII. 342. — Verglichen mit Leſſing III. 265. IV. 142, mit Shakeſpeare III. 271. 272, mit Schiller 322 bis 325. — Bei der Abſetzung Fichte's IV. 166. 167. — Auf dem Maskenball in Weimar, und folgende Krankheit IV. 411. 412. — In Gall's Vorleſung VI. 50. 51. — Verhältniß zu Schelling III. 326. VI. 262. — Zu Oehlenſchläger V. 161. 162. VI. 259. 260. — Zu Steffens IV. 101. 102. V. 9. 12—14. VI. 150. VIII. 444. X. 271, iſt ſein Zuhörer in Halle VI. 49. — Stürmiſche Scene mit Zacharias Werner VI. 253—255. — Im platoniſchen Kreiſe VIII. 381—383. — Verhältniß zur Allg. Lit. Z. IV. 148. V. 11. 12. — Zu Reichardt IV. 178. 179. 437. — Ausſpruch über Berlin IV. 151. — Ueber Fr. Schlegel IV. 268. — Ueber Tieck IV. 389. 390. — Gedichte IX. 351, ſchwer zu componiren V. 166. VI. 89. — Fauſt I. 292—295. II. 101. Fortſetzung deſſelben IX. 340—343 und Aufführung 344. — Egmont II. 71. 100. III. 271. — Götz III. 271. 322. IV. 258. 259. — Werther III. 322, däniſche Ueberſetzung verboten II. 38.

Gothland, ſchwediſche Provinz IX. 132.

Göttingen, Univerſität VI. 275.

Göttling, Chemiker IV. 295.

Götze, Naturforſcher IV. 5. 414.

— Bruder, Theolog IV. 413. 414.

Goßner, Prediger VIII. 392. 393.

Graff, Schauſpieler IV. **111**.

Grapengießer, Arzt in Berlin VII. 289. 290.

v. Grawert, General VII. 38. 39.

Greenough, Geognoſt VIII. 126. 128—130.

Greis von ſechszig Jahren unmündig III. 142.

Greulich, Lieutenant VII. 157.

Gries, Dichter III. 318. IV. **24**. **25**. 82. IV. 436. V. 271. VI. 240 241.

— Bruder, Syndikus in Hamburg VIII. 138. 139. 141.

Griffenfeld, däniſcher Geſetzgeber I. 19—21.

Grillparzer, Schauſpieldichter IX. 335.

Grimm, W., VI. 78. 116. 117.

— J., VI. 115.

Gripsholm bei Stockholm IX. 153 bis 156. 158.

v. d. Gröben, Graf VIII. 2. 413. 423. 434. 447. IX. 136. X. 92.

v. Grolmann, General VIII. 57. 58.

Groß-Görſchen, Schlacht VII. 157 bis 163. Rückzug zur Elbe 169 bis 173.

Gruber, Philoſoph IX. 181.

Grundtvig, däniſcher Theologe IX. 268—274. X. 199. 423.

Gruner, Juſtus, VII. 46. 47. **52** bis 54. 343—346. 351—359.

Guilleminot, General V. 314. 315.

Guldberg, däniſcher Dichter V. 238.

Günther, Apotheker VII. 35.

Guſtav III., König von Schweden I. 166. 167. IX. 134. 141. 142. 149. 156. 178. 179.

Guſtav IV., K. v. Schweden VII. 131—134. IX. 156.

Guſtav Adolph, König von Schweden IX. 154. 178. — Anſicht

der jetzigen Schweden über ihn VII. 285. —
Guſtav-Adolph-Verein X. 465—468. 487—489.
Guſtav Waſa, K. v. Schweden IX. 153. 154.
Gutzkow IX. 49. 51.

H.

v. Haacke, Graf, General VII. 366. VIII. 2—10.
Haberle IV. 230.
Häckel, O. G. R., VIII. 95. 96. 100. 101.
v. d. Hagen VI. 78. 118. 270. IX. 4.
Hagerup, Schwager von Steffens, IX. 232. 237—240. 246. 254. — Sohn, 237. X. 407—410.
Hahn-Hahn, Gräfin, X. 335.
Hahnemann IV. 356.
Halle beſetzt von den Franzoſen V. 190—201. 220. 221. — Patriotiſche Geſinnung VI. 7—9. 159. 208. 209. — Wahrzeichen 14. — Anweſenheit des Schill'ſchen Corps 193—196. — Des Herzogs von Braunſchweig 221. 222. — Große Armuth 225. 226. — Geheime Verbindungen 302—331. — Univerſitätskirche 264. 265. — Univerſität IV. **174**. V. 138. Regeneration V. 102. 113. 114. 117. VI. 136. Mineralogiſche Sammlung V. 119—121. Profeſſoren 123 124. 135—141. 158. — Bernadotte's Proklamation 201. — Univerſität aufgehoben 205. 206. 209—213, unwürdiges Benehmen der Profeſſoren 213—215. — Wiederhergeſtellt 366. 367, bleibt unbedeutend VI. 5. 31. 225, vgl. 19, feierliche Eröffnung VI. 6. 7. — Vorſtellung der Profeſſoren vor Jerome 12. 16. — Honorar geſchmälert 19. 20. — Wiſſenſchaftliches Bergwerks-Inſtitut 20 24.
Haller's Reſtaurationslehre IX. 105 bis 107.
Hamann VIII. 380. 382.
Hamburg's Blühte III. 139. 140. Gefahr V. 76. 77. Beſinnung V. 232. — Während der Continentalſperre 325. 326. VIII. 139 bis 141. — Beſetzt durch Tettenborn VII. 146.
Hamburg V. 74. 326.
Hamilton, Graf IX. 186.
Hammerſkjöld, Philoſoph IX. 159. 181.
v. Hammerſtein VI. 213. 214.
Händel IV. 395. IX. 313. 314.
Hannoveraner während der franzöſ. Unterjochung V. 112. 233.
Hanſtein, Naturforſcher X. 401.
v. Hardenberg, Staatskanzler VI. **296**. V. 203. VI. 297. IX. 83, in Betreff der Staatsverfaſſung VI. 284. 294. — Nach der Niederlage Preußens VII. 45. 46. — In Breslau VII. 67. 69. 99. 110. Verhalten bei der Rede v. Steffens 78. 79. — Wohlwollen für Steffens VIII. 152. 188. 320. 333. IX. 91. — In Hinſicht der Turner IX. 32—35. — Geſpräch mit St. im häuslichen Kreiſe IX. 38—43. — In Betreff Kalinowski's IX. 110. 112. 113. — Verhältniß zu Koreff VIII. 331. 332.
Hardenberg, hannöverſcher Geſandte VI. 168.
Hardenberg (Novalis) IV. **217**. **218**. **320—325**. V. 339. 340. Geburt und Tod I. 14. VI. 71. — Ueber eine fertige Philoſophie III. 50. — Ueber Göthe VI. 244. — Beiträge zum Athenäum IV. 60. — Verhältniß zur Naturphiloſophie IV. 92.

v. Harlem, G. R. VII. 106.
Harniſch, Seminar-Direktor IX. 28.
Hartmann, Künſtler VII. 125. 220.
Hartmann, Profeſſor IV. 382. 383.
v. Hartmannsdorf, ſchwed. Staatsmann IX. 137. 141. 145. 152. 162. 187.
Harzgebirge, vgl. Brocken.
v. Haugwitz, Graf, Staatsminiſter VII. 101.
v. Haugwitz, O. L. G. R. X. 140. 183.
Hausmann, Geognoſt III. 112. V. 67. VI. 22. 23. VII. 14. IX. 119.
Hauy, Mineralog VII. 14. VIII. 112.
v. Haxthauſen, bayerſcher Graf VI. 23. **122—125**, geheime Verbindungen 302—304. 319, fernere Schickſale 337—339. X. 330.
Haynau, Gefecht VII. 125. 220.
Hazardſpiel IV. 342.
v. Hedemann, Major VII. 283.
Hedemarken, Gegend in Norwegen IX. 236. 241—243. 254.
Hegel IV. 312. 436. VI. 76. VIII. 372. X. 56. Stellung in Berlin X. 235. 238. 290. Naturphiloſophie 292.
Hegewiſch III. 266.
Heiberg, däniſcher Schauſpieldichter, II. 98, — politiſches Treiben 244 —247. 250. 253—255.
v. Heide, Major, V. 221.
Heidelberger Jahrbücher VIII. 326.
Heilige Alliance X. 453.
Heiligenſchein, Entſtehungsweiſe, IX. 4. 5.
Heilkunde, pſychiſche, VI. 67. — vgl. Medizin.
Heim, Konſiſtorial-Rath in Meiningen, IV. 33—35.
Heim, G. M.-R., VIII. 22.
Heindorf, Philolog, VII. 20. 29.
Heinrich, Prediger, VII. 220. 232.
Heinrich, Philolog in Kiel, V. 239.
Heinze in Kiel III. 242.
v. Hellwig, geb. v. Imhof, IX. 171. 274.
Helmſtädt, Univerſität, VI. 19.
Helſingör, Stadt und Umgegend I. 52. 53. 57—59. 62. 176, — ſchöner ruhiger Sommertag 63—67. — Sturm 73. 74.
Hemprich, Naturforſcher IX. 116. 117.
Hemſterhuys, Philoſoph III. 260. VIII. 380.
Hensler, Mediziner III. 193. **203 —205**. 214. 218. 219. 259. 319, verſchafft St. ein Reiſeſtipendium 341—343, — ſpätere Beſuche von St. V. 82. 112. 236. — Dore III. 204. 296. X. 297. — der Jüngere, Bruder III. 355. V. 82. VI. 82. vgl. Alberti. — Sohn IV. 179. V. 82. 204. VI. 82. 164. 165. — Tochter VI. 82. vgl. Piſtor.
Herbert III. 318.
Herbſt, Naturforſcher VI. 268.
Herder II. 234.
Herder der Jüngere IV. 229. 421. 423.
Herholdt, Phyſiolog I. 9. II. 217. 218.
Hermsdorf in Schleſien IX. 25.
Herodot VII. 151.
Herr und Diener VIII. 210. 211.
Herz und Gehirn VIII. 211—215.
Herz, Hofräthin V. 147. **171**.
Herzbruch, Gen.-Superintendent in Holſtein IX. 221.
Heſſen, Kurfürſt von, VII. 271. 272. 331. 332.
Heſſen-Philippsthal, Prinz Ludwig von, X. 369.
Heſſen, geheimes Bündniß gegen Napoleon V. 233—235. — Aufſtand VI. 186. 190.
Heun (Clauren) VII. 99. 102.
Heyne in Göttingen VI. 11.
v. Hiller General VII. 39. 252.
Hindenburg, Mathematik. VIII. 351.

Hingebung an den Lehrer nothwendig IV. 30. 34. 79. 214. — Völlige Hingebung an den Gegenſtand iſt ſelten IV. **243**. — H. allein lehrt uns einen perſönlichen Gott erkennen VI. 40. — H. macht uns frei VI. 41. VIII. 212—214. vgl. Freiheit. — Leichtſinnige H. X. 52. IV. 143.
Hirſchberg in Schleſien IX. 8. 19.
v. H.(irſchfeld), preußiſcher Offizier VI. 175—179. 182—185. 217—221.
Hitzig, Kriminal-Direktor II. 33.
Hofbauer, Philoſoph in Halle V. 136. 198. 200. VI. 66.
Hoffmann, Buchhändler in Hamburg V. 202.
Hoffmann, Geograph X. 301. 302.
Hoffmann's finſtere Dichtungen IV. 269.
Hofmannsegg, Graf VI. 267. 268.
Hohenlohe-Bartenſtein, Fürſt VII. 204.
Holberg, däniſcher Dichter II. 65—68. — Schauſpiele 73—76. Erasmus Montanus V. 63. 64. — proſaiſche Lebensanſicht 97. 98. — von Tieck ſehr geſchätzt IV. 196.
Holſt, Prediger in Kiel III. 294. 295.
Holſt, Mediziner in Chriſtiania IX. 191. 195—197. X. 406.
Holſtein, Land und Bauern III. 300—302. 357. — Stellung in der Literatur II. 177. 178. III. 355—360. — Sprachenſtreit V. 238. 239.
v. Holtei IX. 330. 332—334. 336 340, greift St. in einem Luſtſpiel an 338. 339.
Hölty II. 103. III. 355.
Honorar der Univerſitätslehrer III. 212.
Hören und Sehen in naturphiloſophiſcher Bedeutung IV. 296—299.
Horkel, Phyſiolog V. 150. 151. VI. 4.
Hormayr V. 299.
Hornemann, Philoſoph I. 48. II. 222. IV. 21.
—, Botaniker II. 62. 218. III. 349—354. IV. 4—13. 21. IX. 402. 403.
Hövel, Geognoſt VII. 343
Howard für Verbeſſerung der Gefängniſſe IX. 200. 203.
Hoyer, ſchwediſcher Profeſſor IX. 182.
Huber, Thereſe IV. 176.
Hübner's bibliſche Geſchichte I. 130.
Hübner, Pedell in Halle V. 119. 124.
Hudſon Lowe VIII. **21**. **22**.
Hudtwalcker, Senator in Hamburg VI. 338.
Hufeland, Juſtizrath in Jena IV. 82. 107. 120. 157. 251.
— Arzt IV. 412. VI. 273. Makrobiotik II. 186.
v. Hügel X. 337.
Hugenotten VI. 133.
Hülſen III. 318. V. **273**. **274**. 276. 277. 304—307.
Humaniſten und Realiſten II. 132. VIII. 283—286.
v. Humboldt, A., II. 261. 263. IV. 204. V. 164. 168—171. VIII. 144. 145.
— W., III. 329. IV. 304. VI. 3. 142. 143. 146. 255.
Humor in Verzweifelung V. 199.
Huſchke, Juriſt, Lutheraner IX. 215. X. 139. 143. 183. 198—202. 228. 248. 252.

J.

Jacob, Philoſoph in Halle V. 136.
Jacobi, F. H., Reiſeart III. 259. — Zuſammenkunft mit Reinhold III. 258. — über Spinoza III. 260. **263**. **264**. **291**. **292**. VIII. 382, — berühmter Brief IV. 134—136. — Woldemar V.

312. VIII. 381. 386. — Streit mit Schelling VIII. 376—378, — in München, St.'s Beſuch VIII. 379. 380. **385 390**.
Jacobi, Lene VIII. 380. 389. 390.
Jacobi, Staatsrath VII. 346. 355.
Jackſon V. 286.
Jagdluſt im Kriege VII. 179. 180. vgl. V. 234. 235.
Jagemann, Schauſpielerin IV. 112.
v. Jagow, Major VII. 91. 100. 127.
Jahn in Kiel III. 296. X. 297.
Jahn, Gründer der Turnanſtalten VIII. 304. **307—309**. 313. IX. 49. VI. 274, — bildet freiwillige Corps VII. 85. 95. 109.
Jameſon, Geognoſt IV. 204. 229. 232.
Jäniſch, Senator in Hamburg V. 311.
Järta, ſchwediſcher Staatsmann IX. 187.
Jean Paul III. **331—333**. VIII. **158—160**. Heſperus III. 332. — Ueber Shakeſpeare's Witz IV. 310. — Correſpondenz in ſeiner Manier III. 332.
Jena, Schlacht V. 209. 210. Gerücht über ſie in Halle 187—189. —Univerſität IV. 20. 21. 66. 67. 120—122. Studentenleben 22 —28. — Mittelpunkt der Literatur IV. 119. 140. — Jenaer Verbündete IV. 121—126. 128. 129. **136—138**. Trennung 296. 302. 312. VI. 71. 72. 240. vgl. deutſche Literatur.
Jeruſalem's Betrachtungen über Religion I. 259 ff.
Iffland IV. 117. 130. 190.
Illiger, Naturforſcher VI. 268.
Innere Lüge I. 134. 262. II. 171.
Inſtinkt leitet ſicher III. 161. V. 194. VI. 57. 58. — Inſtinkt der Thiere VIII. 282.
Joachimsthal in Böhmen VIII. 344. 345.
Jones, William IV. 314.
Jönköping in Schweden IX. 130—132.
Jordan, Bergrath VI. 21.
Journal des Debats II. 262, über Steffens IX. 72. 367.
Ironie IV. 311—313. — Ironiſches Spiel mit dem Leben 104.
Irrenanſtalten II. 183. VI. 67.
Iſidor Orientalis, ſ. v. Löben.
Isländiſch Moos zu Brot angewandt VII. 394—396.
Jüdiſche Geſchichte I. 139. 140.
Juliane Marie, Regentin von Dänemark I. 53—56. 279.
Julius, Dr. IX. 196. 201. 215.
Jüngling, Neigung ſich ſittlich gehen zu laſſen III. 223, — lebt in Idealen 320. 321. — Streben VIII. 264. 271. 272.
Jünglingsalter in pſychologiſcher Hinſicht II. 205.
Ivernois über die Kontinentalſperre VII. 58. 59.

K.

v. Kaas V. 261—263.
v. Kaiſerling, Graf IX. 301.
Kalinowski, Student in Breslau IX. 108—115.
v. Kalkreuth, General VI. 81.
Kalte eiſerne Naturen II. 246.
v. Kanitz, General VIII. 433—435. 447.
Kanne, Aſtronom VIII. 404.
Kant's Philoſophie III. 278. 281. IV. 164. 165. VI. 44. 46. Lehre vom Raum II. 230. 231. — In volksthümlicher Bedeutung VI. 135. X. 478. 479. — Kant's Verhältniß zur wahren Spekulation III. 291. IV. 60. 61. 143. X. 33. — Bildet den Ausgangspunkt für Fichte und Schelling IV. 61.

— ſeine Bedeutung für die neuere Philoſophie verglichen mit der Göthe's für die Dichtkunſt VI. 101—103. — Verhältniß zur A. L. Z. IV. 143. 149. 150. — Redliche Geſinnung III. 228. — Ueber Organiſation X. 21. Ueber Reue X. 23.

Kapo d'Iſtria VIII. 326.

Karl Johann, König von Schweden und Norwegen ſ. Bernadotte

Karlsbad VIII. 325. 326. 336. 339.

Kaſtner in Erlangen VII. 279. 280.

Katharina, Kaiſerin von Rußland IX. 134.

Katholiſche Religion, neuer Aufſchwung IV. 239 ff. VII. 340. — Kath. Proſelyten IV. 395. 396. 415. VII. 340. VIII. 321 —324. Erklärung dieſer Thatſache X. 69. 98. 99. — Geſchichtliches Verhältniß zur proteſtantiſchen Kirche X. 482—488.

Kattke VI. 197.

Katzbacher Schlacht VII. 226. 244. 245.

Kaufmann, nordiſche, verglichen mit dem morgenländiſchen III. 46, — ſchroffes Verhältniß zum Gelehrten 47. 48.

Kayßler, Philoſoph V. 137. 138. VII. 2. VIII. 425. IX. 27.

Keferſtein V. 221.

Keilhau, Geognoſt IX. 119. 244—255. 257.

Kellner, lutheriſcher Prediger X. 221. 244. 245.

Keppler, Aſtronom VIII. 368. X. 16. 17.

Kieler Univerſität III. 193. 194. 294. — Anekdote des ſogenannten Hofrathes 304—307. Teufliſche Schadenfreude deſſelben 307—312. — Affektirter Profeſſor der Aeſthetik 314—317.

Kielmeier, Naturforſcher II. 161.

Kind, Gaſtwirth in Dresden IV. 244—247.

Kind in den erſten Jahren V. 349 —351. VIII. 216—219. 279.

Kindertaufe X. 126. 127.

Kinnekulle in Schweden IX. 186.

Kinski, Fürſtin VIII. 321.

Kirche, unſichtbare X. 54. 55. — Nothwendigkeit einer ſichtbaren 62—65. 156, von der gegenwärtigen Zeit nicht erkannt 51. 117. — Beginnende Sehnſucht nach kirchlichen Formen X. 142. 143. — Hingabe an die Kirche 125. 126.

Kirchenmuſik, ihre Geſchichte IX. 313. — Proteſtantiſcher Kirchengeſang X. 51. 79.

Kirſtein, Etatsrath V. 90.

Klapproth, Julius, Orientaliſt VIII. 330.

Klarheit, wiſſenſchaftliche V. 151.

Klaſſiſch, ſ. deutſche Literatur.

Klopſtock's Anſehn in Dänemark I. 215, in Holſtein III. 356, — Meſſias I. 219—221, — Oden 221—223.

Klöſter, Aufhebung in Preußen VI. 286—289, — für Krankenpflege 289. 290.

Klügel, Aſtronom IV. 177.

Kochkunſt V. 369. 370.

Köhler in Freiberg IV. 223.

Kohlrauſch VII. 354—356. 358.

Kölner Dom VII. 361. 362. 365. 366. VIII. 186. 187. — Vollendung X. 445. 446.

Komet von 1811 VI. 263. 264. Anekdote 266.

König muß perſönlich ſein VIII. 217. 251—255. X. 260—265. 470. 471, — ſein Beruf aus religiöſem Geſichtspunkt 260, — ſeine Stellung in Frankreich X. 260. 261. 471.

Kopenhagen, Wappen I. 104. —

Verkehr und Leben I. 176—178. II. 334—336. V. 34. 55. — Matroſen und deutſche Miethstruppen I. 178—183. — Krankenanſtalt II. 50. V. 106. — Beſchreibung eines Theiles der Stadt I. 321—323. 331. 332. — Umgegend I. 324. 346—358. — Belagerung 1657 V. 287—289. — bombardirt 1801 V. 2—4. — Belagerung 1807 V. 292—295. Schloßbrand II. 306—309. Klage des engliſchen Geſandten 309—314 vgl. Dänemark.
Kopenhagen, Univerſität I. 163—165. II. 7—14. 26. 232. 303. V. 14. 15. — Anekdote II. 38—40. Kampf der Norweger 41. 43. — Verfall der Naturwiſſenſchaft II. 34—37. Philoſophie II. 15. 19. 64. 137. 222. V. 56. 61. 62. — Manuduktor II. 12—14. — Candidat I. 163—165.
Koreff, Arzt VIII. 329—332. 429. IX. 39. X. 33. 34.
v. Korf, Gutsbeſitzer IX. 300. 301.
Körner, Dichter VII. 95.
Kornſche Buchhandlung in Breslau VIII. 429. 430.
Kortüm, G. O. R. R. V. 153. VII. 346. 355. 356. 358.
Koſacken VII. 246. 247. 253. 269. 270. Geſchick im Gefangennehmen 304. 305.
Köſter, Prediger in Kiel III. 234—238.
Köthen, Herzogin von, X. 231. 232.
Kotzebue, Armſeligkeit der Dramen III. 231. IV. 100. 191. — Hyperboräiſcher Eſel IV. 264—267. — Franzöſ. Ueberſetzung 332. — Ueber die deutſche Literatur VI. 333. — Als ruſſiſcher Staatsrath IX. 54. 55. 75.
Krankheit tritt im Kriege zurück VII. 318. 319. — Symptome VI. 65. 66. — Proteſtant. Krankheitspflege VI. 289—291.
Kratzenſtein, Naturforſcher II. 21. 23.
Krauſe, Philoſoph VI. 72.
Krauſe, G. O. R. R. IX. 86.
Krauſeneck, General VII. 201.
Kreis, Prediger bei Straßburg X. 297. 298.
Krieg, proſaiſche Seite VII. 111. 171. Meinungskrieg X. 454—458. Jagdluſt VII. 179. 180. Unbedeutende Geſpräche 183. vgl. Gleichgültigkeit, Langeweile, Plünderung, Zerſtörungsſucht.
Kriegsbeſchreibungen VII. 150—152. VIII. 65.
Kritik meiſt abſtrakt IV. 113. — Kritik in der Poeſie X. 9. — Falſche K. X. 9—11. — Wahre K. X. 11. 14. 83. 84. — Allgemeine kritiſche Blätter, Entſtehung IV. 140. 141. u. Erhaltung V. 10. 11. — Kritiſch wird unſere Zeit genannt IV. 401. X. 9.
Krogh, norwegiſcher Staatsrath IX. 231.
v. Kroſigk VI. 228—234. 302. 304. 320. 321. 328.
Kroyer, St.'s Lehrer in Helſingör I. 38. 198.
Krug, Profeſſor in Leipzig VII. 149. 150.
Kunſt im Verhältniß zur Religion und Mythe V. 344—346. VI. 130. — Verhältniß des Gegenſtandes zur Darſtellung IV. 393. 394. — Kunſt der Gegenwart V. 340. 341. 344. — Runge leitet eine neue Epoche ein 346. 352—354. — Verirrungen der Künſtler IV. 389. 394—397. — Kunſtgeſchichte IX. 280. — Kunſtausſtellung VII. 35. — Fehlen des Kunſtſinns IV. 127.
Kunth, Botaniker V. 371. VIII. 145.
v. Kurſſel, General VIII. 5. 6.

L.

Lafayette III. 199. V. 313. verglichen mit Talleyrand II. 252. 253.
La Fere Champenoiſe, Schlacht, VIII. 77—84.
Landshut, Univerſität VIII. 350. 352. 353. 356. 357.
Landſturm-Edikt VII. 209. 210. VIII. 179.
Langeron, General VII. 253. 294. 299—301.
Langeweile im Kriege VIII. 72. 73.
Laon, Schlacht VIII. 64—71.
de Laroche, Sophie VIII. 380.
Lauh, Theolog II. 172. X. 428.
Laube IX. 290. 291.
Lavater's Predigt in Kopenhagen II. **178—181**. Scene mit der Frau Fabricius III. 198. 199. Tagebuch III. 326. 327.
Lavoiſier, Chemiker II. 211. IX. 134.
Lebensbilder aus dem Befreiungskriege VI. 167. 299. VII. 45. 141.
Lebensrettungen im Kriege VIII. 67. 68. VII. 199.
Lebensüberdruß, ſ. blaſirt.
Leibnitz VI. 118. X. 37.
Leichter Sinn III. 207.
Leipzig, Schlacht VII. 293—304. Flucht der Franzoſen 304—307. 311. 312. — Entſtehung des Namens Völkerſchlacht 295. 296.
Leiſt, weſtphäl. Staatsrath VI. 162. 163. 224. 315—317.
Leitung, göttliche, ſ. Fügung.
Lenz, Mineralog in Jena IV. 66. 67. VI. 252.
Lepſius X. 298.
Leſſing II. **103—106**. 178. IV. 136. 304. VI. 118. 135. X. 37, — verglichen mit Göthe III. 265. — Literaturbriefe IV. 110. **142**. — Umgang IV. 414. V. 323.
Leupold, Prediger VII. 217. 218.
Levi, Banquier V. 171. 172.
Lichtenberg in Betreff der Elektricität IV. 89.
v. Lichtenſtein VI. 268.
Liebe, Verhältniß zur Dichtkunſt I. 264. 265, — nach der Auffaſſung der Dichter VIII. 229, — ihr Gegenſtand perſönlich I. 159. — Wahre und falſche Liebe X. 105. VI. 260.
Lindgren, däniſcher Schauſpieler IX. 150. X. 377.
Lindl, baierſcher Prediger VIII. 392. 393.
Link, Botaniker VI. 260. VII. 19. 105. VIII. 412. 423. 424.
Linné I. 300. IX. 166. 167.
Literatur, populäre II. 131. 133. 135, — jetzige Tagesblätter X. 172. 173. vgl. VII. 280, — repräſentirt nicht das Volk X. 473—478.
Löbell, Geſchichtsforſcher VIII. 430. 431. IX. 335.
v. Löben, Dichter VII. 261. 262.
Loder, Anatom in Jena IV. 97. 107. 157.
Loevenörn, Admiral VIII. 225.
Louis, preußiſcher Prinz V. 187.
Löwenberg, Geograph X. 302.
Löwenſkiold, Statthalter in Norwegen IX. 260.
Lübeck V. 372.
Luden, Geſchichtsforſcher IX. 55.
Ludwig XVIII, K. v. Frankreich, IV. 7. VIII. 146.
Ludwig, K. v. Baiern VIII. 391. 392.
Luftſpiegelung IX. 123. 124.
Lüge unter Umſtänden erlaubt IV. 158. 159. — vgl. Innere Lüge.
Luiſe, Königin von Preußen VI. 9. 10.
Luther VII. **257**. VIII. 336. IX. 67. X. 135. Heftigkeit X. 78. Einfluß auf die Sprache 155. —

Agende 162. — Reformation 113. 114.
Lutheraner, ihr geſchichtliches Recht X. 77. 132. 133, ihre Lehre 78. vgl. Union. — Lutheriſche Gemeinde in Breslau 136. 137. 139 —144. 157—159, mit Unrecht auch gegen die Agende 145 149. 153. 164—167. vgl. 169. 170. — Harte Bedrückung 143. 171. 172. — Geriethen in einſeitige Starrheit durch die Mißgriffe der Behörde 173—183, u. durch harte Verfolgung 219—226. — Antwort des Miniſters auf ihre Bittſchriften 183—191. — Luther. Gottesdienſt in Hermannsdorf 228. 229. — Verfolgung der luther. Prediger 241—248. — Einzelne Spione 249. 250.
v. Lüttichow, Graf VIII. 433.
v. Lüttwitz, Regierungs-Präſident IX. 68. 82.
v. Lützow, Gen.-Lieutenant VI. 167. VII. 96. 109.
Luxus, geſchmackloſer III. 46.

M.

Maaß, Philoſoph in Halle V. 136. 205. **206**.
Maaßloſes VI. 104. 107—109. IX. 58.
Macdonald, franzöſiſcher General VIII. 23.
Mackenſen in Kiel III. 230—234. 258, einſeitig für Kant begeiſtert III. 299. IV. 83. 84.
Madonna-Verehrung IV. 239. 240. 395. 396. VII. 339.
Magnetismus VIII. 337. 397. 401.
Mainz IV. 333.
Malerei VI. 61. 62. vgl. Kunſt.
Malte Brun II. 255. 256. 259. IV. 169, — in Paris II. 260—267. VIII. 25.
Manier, religiöſe I. 134. 159. II. 58. X. 10, — ſprachliche II. **69**. **70**, — deklamatoriſche IV. 117. 118.
Manſo, Geſchichtsforſcher VII. 2. 3. IX. 281. 333.
Marburg, Univerſität VI. 19.
Marcus, Arzt in Bamberg IV. 267. 324. 350. 353. 359—361.
Marſan, franzöſ. Geſandter VII. 70. 78. 110.
Marſeillaiſe IV. 332.
Martin, heſſiſcher Beamter V. 232. 233. VI. 175. 190. 203—208.
v. Marwitz V. 155—157. 213. 218. 223. VI. 209. X. 38.
Maskenball im Norden IV. 409, — in Weimar 408—412.
Maſſe, ihr Begriff IV. 389, — auch in der Begeiſterung armſelig VI. 192. 191 und lächerlich 281. 282, durch jede Aenderung überraſcht VII. 62, — iſt paſſiv VIII. 280.
v. Maſſow, Juſtizminiſter IV. 267. V. 104. **117**. 120—122. 227.
Mathematik als Unterrichtsgegenſtand VIII. 282—287. — Ihre Geſchichte in dieſem Jahrhundert 350. 351. 438. — Bedeutung für Naturwiſſenſchaft X. 18. 29.
Mattheſius über Luther VIII. 334. 336.
Matthiſſon II. 103.
Maurenbrecher, Prediger in Kopenhagen II. 174.
Max, Buchhändler in Breslau IX. 29. 348.
Meckel, Anatom in Halle V. 139. 206. — Anatom, Sohn V. 139. VI. 25. VIII. 330.
— dgl. VI. 25. 26. 302.
Meding, Berghauptmann VI. 21.
Medizin, Einfluß der Naturwiſſenſchaft IV. 91. 133. 134. 354 ff. vgl. Aerztliche Praxis.
Meeresfläche, ihre mannigfachen Erſcheinungen III. 14.

Mehmel in Erlangen V. 10.
Meiningen, Herzog von, IV. 31—34. 38—40.
Meinungskrieg X. 454—458.
Mendelsſohn, Felix IV. 118. IX. 314. 326.
Menſch als ſinnliches Weſen VIII. 235. 236, ſein beſonderer Beruf 237—241.
Menzel, K. A. VIII. 442. IX. 28.
Menzel VII. 289.
v. Merckel, Oberpräſident, große Bedeutung für den Befreiungskrieg VIII. 297—299. — Turnſtreit IX. 29. 30. 82. — Lutheriſcher Streit X. 73.
Merkel, Literat IV. 262—264.
Mertens, weſtphäl. Polizei-Commiſſarius VI. 309—315. 318. 319. 329—331.
Mesmer VIII. 397.
Meteorſtein VIII. 186. 187.
Metternich, Fürſt VI. 296. X. 335. 337.
Meyer, Doktor in Berlin VIII. 328. 333.
Middeldorpf, Theologe VIII. 426. IX. 97.
Mielesky IV. 229. 230.
Militairweſen X. 455—457.
Miloradowitſch, General VII. 172. 173.
Milton II. 112.
Miſſionsberichte IX. 12.
Mitchel, Geognoſt IV. 204. 229. **232**. 421. 422.
Möckern, Schlacht VII. 281. 286—288.
Mode V. 355—357, in der Literatur 357. 358, ihr höheres Moment, Eleganz 358, enthält den Begriff der Zweckmäßigkeit 359—361.
Mohs, Mineralog IV. 232. 421. 423. X. 337.
Moldenhauer, Ober-Bibliothekar in Kopenhagen V. 17. 24.
Molière II. 75.
Möller IV. **200**. 201. 218. 234. 239. 250. **274—285**. 294. 326. 330. VII. 341.
Moltke's Mineralienſammlung II. 194—201.
Monbodde über Reinlichkeit VIII. 93.
Monopol, ſittlich nachtheilig III. 45.
Monrad's Mineralienſammlung II. 193.
Monrad, Arzt in Bergen III. 41.
Montag, Abt IV. 348.
Montmartre, Schlacht VIII. 88—90.
Moreau VII. 205.
Möſer, Juſtus VII. 54.
Moſewius IX. 296. 316—318.
v. Müffling VI. 242. VII. 131. 295. 296. VIII. 69, bei Champaubert VIII. 17.
Müller, Phyſiker VII. 33.
Müller, Adam VIII. 327. X. 231.
v. Müller, Joh. V. 165. **167**. VI. 2. 10. 11. **17**. **18**. 162. Schweizergeſchichte V. 166. 167. Tod VI. 222—224.
Müller, Joh., Anatom VI. 270.
Müller, O. F. I. 304. 309. II. 217. III. 73.
Müller, Malte II. 267—273. IV. 121. 154.
Müller, Prediger in Ohlau IX. 284. — Söhne:
— Ottfried VIII. 174. 175. IX. 284.
— Julius IX. 285—287. X. 230. 231.
— Eduard IX. 286. 287.
Müllner, Dichter VI. 261. IX. 335.
München's Lage VIII. 359. 361. 364. 365. 403. — Künſtlerwelt verglichen mit der Berlin's X. 332 - 334.
Mundt, Dr. X. 312—317.
Munkholm, Inſel bei Trondhiem I. 19.
Münſter, Graf VI. 299. VII. 45. 46.
Münzſammlung des Fürſt Biron von

Kurland VIII. 443. 444. — vgl. Eger.
Mürat V. 209. VII. 344.
Muſik der Gegenwart IV. 118. — Bedeutung der M. IX. 315. — vgl. Kirchenmuſik.
Muth VII. 160. 163—167. 211. Entſtehung deſſelben 235. — Mit Feigheit verbunden in Verſchwörungen I. 119. 120. — In ungewohnten Lagen III. 125. — M. der Frauen V. 210.
Mutter beim Anblick des Kindes V. 351.
Mutterſprache, Bedeutung des Namens VIII. 217. 218.
Mynſter, O. H. I. 296. 310. II. 100. 164 170, ſtiftet eine naturwiſſenſchaftliche Geſellſchaft 209, und eine Zeitſchrift 218. 219. — vgl. auch III. 148. 149. 339. V. 20. 224. IX. 267.
Mynſter, J., jüngerer Bruder, Biſchof v. Siaelland II. 141. **170**. **171**. 174. **181**. 182. V. 20. 67. 263. IX. 265. 269. **273**. **286**. X. 354. 367. 424.
Myſtiker im ſüdlichen Deutſchland VIII. 397. 398, — in Nürnberg 405—407. — in Kopenhagen X. 35. 36. — Myſtiker J. in Halle X. 37—50.
Myſticismus, ſeine Gefahren X. 48. 49.
Mythe im Verhältniß zur Religion und Kunſt V. 344—346. VI. 130.

N.

Nachgeben im Streit VIII. 266.
Napoleon, ſ. Bonaparte.
Natur im Verhältniß zur Geſchichte II. 228. 233. IV. 288. — Natur in allen menſchlichen Verhältniſſen I. 247. 248. II. 196. IV. 299. — Naturgrund im Sehen wie im Hören IV. 296—299, — lehrt den Denkprozeß IV. 287. 300. 301, — vollkommen beherrſcht in der Zukunft V. 360 —363.
Naturforſcher, ihre Verſammlungen VI. 277. X. 462. 463, — ihr hohes Alter IV. 72. 73.
Naturphiloſophie, begründet von Schelling IV. 76, erſter Eindruck 91. 92. — Einfluß des Galvanismus IV. 76. VIII. 368, Lichtenberg's IV. 89, Ritter's 89. 90, Göthe's 101, der Brownſchen Lehre 133. 359, der Wernerſchen Geognoſie 227, von Steffens's „Beiträgen" 287. 292, der Anatomie VI. 25, — anerkannt von den Aerzten IV. 90. 133. 134. 251, von Reil 180. 181, von Willbrand in Gießen VII. 315, von den Wiener Aerzten VIII. 341. — Göthe's Weiſſagung über ihr Schickſal IV. 416. 417, erfüllt V. 124. VI. 76, in Halle V. 124. 136—138. 153, in Berlin VI. 144, — ſeit 1809 ihre Bearbeitung Steffens allein überlaſſen VI. 36. VIII. 194, — ihr Verhältniß zur Naturwiſſenſchaft IV. 417. V. 133. 134. VI. 36. VIII. 194. — Grund der Philoſophie VI. 145, — abgewieſen von den Naturforſchern VIII. **193**. VI. 146—148. X. 290. 291, von den abſtrakten Philoſophen VIII. 193. X. 291.
Naturphiloſophiſche Betrachtung über Familie, Stände, Staat VIII. 211—261, über Hören und Sehen IV. 296—299.
Naturwiſſenſchaft, als Gegenſtand des Schulunterrichts VIII. 282 —287, — ihre geſchichtliche Entwickelung ſeit Keppler IV. 300. 288. VI. 145. VIII. 368. X. 15

—23. 460 ff., — ſeit Schelling lebendiger aufgefaßt IV. 289. 290.
Naumann, Geognoſt III. 112. IX. 119. 245.
Neander, Theolog V. 154. VIII. 339—341.
Nepperſchmidt, Mineralienhändler IV. 66.
Neſſelrode, Graf VII. 346. 354.
Neubeck, Dichter VIII. 164. 165.
Neumann, Regierungsbevollmächtigter bei der Univerſität Breslau VIII. 443. IX. 82—84. 87. 108. 110—112.
Newton X. 16.
Nicolai; Allgemeine deutſche Bibliothek IV. 124. 141. 142. 144. 151. 261. 293. VIII. 287. — Angriff auf Steffens V. 17. 18.
Niebuhr, Karſten III. 355. 356.
Niebuhr über das weibliche Geſchlecht III. 26, — in Hensler's Hauſe 204. 205, — als Staatsmann VI. 3. 284, — als Docent VI. 276. 277.
Niemann, Statiſtiker in Kiel III. 295.
Niemeyer in Halle V. 136. 210. 221. **366**. VI. 7—9. 12. 26. — Juriſt, Sohn VII. 322. 326.
Nöggerath, Mineralog VII. 363.
Norwegen, Weſtküſte III. 17. 20. Felſenarchipel 31—37. — Fiſchbauern, Strigler 74—76. — Bauernhochzeit 95—101. — Harbanger Fjord u. ſ. w. 101—105. — Wilde Gegend bei Bergen 113. — Schilderung einer Gebirgsgegend IX. 246—254. — Acht norwegiſche Bauern III. 105—109. IX. 227. 233—237. — Streit mit den Engländern in Baadöe IX. 238—240. — vgl. Hedemarken, Skandinavien und Chronol. Ueberſicht 1794. — — Norwegen's Verhältniß zu Dänemark II. 41—43. IX. 229, zu Schweden IX. 230. 140. 141. — Storthing IX. 227—231. — Statthalter 259. 260. — Adel 227. 228. — Gefängniſſe 195—197. — — Steffens's geognoſtiſcher Plan V. 7. — Norwegiſche Geſellſchaft in Kopenhagen III. 244. V. 36—44. — Univerſitätskämpfe II. 43—45. — Norweg. Kirche im Rieſengebirge IX. 1. 2.
Novalis, ſ. Hardenberg.
Novellen IX. 349. 350.
Nugent VII. 45. 46.
Nürnberg VIII. 405—408. X. 321. 322.
Nutzen der Wiſſenſchaft III. 277.
Nyerup I. 299. II. 202. 203.

O.

Odsherred, Gegend in Dänemark I. 10. 83. 85. II. 47.
Oeder, Botaniker I. 304. 309. II. 36. 37.
Oedmann, Theolog IX. 173. 176.
Oeffentliche Strafen tadelnswerth I. 123.
Oeffentliche Verhandlungen, ihr Einfluß II. 278. 279.
Oehlenſchläger V. **24—29**. 63. 87. 90. 95. VI. 250. IX. 265. 266. X. 354. 423. II. 65. — Einfluß auf die Bildung der däniſchen Sprache I. 362. II. 113. V. 27. — Auftritt mit Göthe IV. 96. VI. 259. — Aladdin V. 159. — Correggio VI. 259—261. — Beſuch in Halle V. 159—163.
v. Oelſen, Baron VIII. 411.
Oerſted, A. S., Juriſt I. 208. II. 13. 220. V. **29—31**. IX. 265. X. 370. 389. 424.
Oerſted, H. C., Phyſiker IV. 432. V. 30. IX. 265. 269. X. 401. 404.
Oerſted, jüngſt. Bruder, Offizier VII. 302. 303.

Oeſterreich, Krieg mit Napoleon VI. 169. 174. 197. 198. 222, unſicheres Verhältniß zu Frankreich VII. 59. — Konnte Deutſchland nicht retten VI. 174.
Oken, Naturphiloſoph, VI. 36. 37. 42, ſtiftet die Verſammlungen der Naturforſcher 277. X. 462.
Oldenburg, Herzog von, VI. 213. 214.
Oldesloe, Saline V. 66. 69. 70. 93.
Ole Bull I. 24.
Olof der Heilige I. 22. VIII. 1.
v. Oppen, Oberſt VI. 221. VII. 209. 218. 221. 332. 336. Tod VIII. 18.
Organiſation VI. 38. 39. VIII. 250—252. 270. 293. X. 13. 14. 18—23. 28. 30. Aus ihrem Begriff wird die Idee des Staates entwickelt VIII. 232—261.
Oskar, König von Schweden und Norwegen IX. 258—262.
Overbeck V. 365.
Owen, Mathematiker IX. 138. 151.

P.

Pacthod, General bei La Fere Champenoiſe VIII. 77—80.
Pädagogik, Geſchichte derſelben IX. 175.
Pahlen, General VII. 227. 231.
Pallas, Naturforſcher IX. 134.
Palm, Buchhändler VI. 158.
Paracelſus IV. 359. X. 37. — Reſte ſeiner Schule im Rieſengebirge IX. 7.
Parker, Hyde, Admiral V. 3.
Paris, europäiſche Stellung VI. 134. X. 473. — Charakteriſtik X. 238. — Einzug der Verbündeten VIII. 97—99. — Jardin des plantes VIII. 101. 102. 112. — Louvre 105. 113. — Stürmiſcher Auftritt in der großen Oper 115—119.
Parrot der Jüngere VII. 13.
Parterre, Macht deſſelben II. 115. 116.
Pascal I. 246. X. 258.
Paſſow, Philolog VII. 20. VIII. 425. IX. 27.
Pauli, Gegner der Turner IX. 70. 71.
Paulus, Theolog IV. 120. 121. 154. VIII. 156.
Peel, Robert X. 451.
Perfektibilität d. Menſchengeſchlechts VIII. 205. X. 254—259.
Perſönlichkeit, ihr Recht I. 307. IV. 135. VIII. 239, — ihre philoſophiſche Bedeutung IV. 291. V. 55. X. 13. 14, — ihre Bedeutung in der Geſchichte VII. 143. 144. IX. 67. I. 305. 306. X. 470. — Einfluß der ſittlichen Perſönlichk. IV. 370. VIII. 205—207. — Verletzte P. VI. 216.
Perſönliche Gott nur durch völlige Hingebung erkennbar VI. 40. — — Perſönl. König (ſ. d.)
Perthes, Buchhändler V. 329.
Peſtalozzi VI. 274. VII. 17.
Pfaff, Phyſiker in Kiel V. 82. 266.
Pfaff, Mathematiker VI. 237. 238.
Pflanzenwelt als Vorbild der Familie VIII. 212. 213, des Staates 233 - 240. — vgl. VIII. **227. 228**. — Pflanze ohne Inſekt VI. 35.
Phantaſie, tadelnswerthe I. 108.
Philadelphiſches Gefängnißſyſtem, ſ. d.
Philomathiſche Geſellſchaft in Breslau VIII. 268—271. 426. 440—442.
Philoſoph, Bekenntniß deſſelben über ſeine Entwickelung III. 253. 254.
Philoſophie, etwas geiſtig Erlebtes III. **262**. VIII. 191, — ihr Ausgangspunkt VI. 40, — ihr Endziel IV. 140. — Verhältniß zur Poeſie III. 325. IV. 297, zur Religion X. 8. 56. 57. 63—65.

— Abſtrakte Philoſophie V. 304, will mit Null anfangen IV. 407. — Lobenswerthe Conſequenz X. 8. — Negative Ph. X. 1 ff. Ueber eine in ſich fertige Ph. III. 50. — — Philoſ. Beſtrebungen während der franzöſiſchen Unterjochung VI. 76. 77. — Philoſophiſch wird das vorige Jahrhundert genannt IV. 400.

Phosphoriſten in Schweden V. 96. IX. 136. 179.

Phyſiognomie zeigt ſich im ganzen Benehmen des Menſchen VI. 54. 55. — Phyſiogn. von getragenen Handſchuhen 54, — verglichen mit der Witterung 55. — Urtheil über Andere aus der Phyſ. 58—61.

Pichler, Caroline X. 335.

Pietiſten VIII. 306. X. 157.

Pihl, Propſt in Vang IX. 241.

Piſtor, G. D. Poſtrath IV. 177. 178. V. 80. 82. VIII. 391. IX. 120—122.

Platen, ſchwediſcher Graf IX. 176. 177.

Platner in Leipzig V. 15.

Plato IV. 296. — Platoniſche Liebe V. 312. VIII. 381. — Platoniſche Verbindungen VIII. 380—385.

Plünderung im Kriege VII. 237. 238. 240. 241. VIII. 35. 36.

Poeſie muß aus einem nationalen Leben entſpringen III. 325. VI. 76, — aus lebendiger Naturanſchauung IV. 103. — Verhältniß zur Philoſophie III. 325. IV. 297. — Moderne Poeſie IX. 351. — Phantaſtiſche Poeſie X. 52. — Kritiſche Poeſie X. 9. — Aechte Dichter IV. **61**. — Dichtung in proſaiſcher Darſtellung IV. 406. — Jede Dichtung ſoll Beruhigung gewähren VI. 109. — Unreife Verſuche ſind durchaus abzuweiſen IV. 385—389.

Pohlheim IX. 176.

Polen, ſtille Gährung IX. 114. 115.

Polignac X. 326.

Politiſcher Enthuſiasmus der Jugend IX. 56. 57.

Pontoppidan III. 86.

Pool, Schriftſteller V. 311. 318.

Pope II. 112. 121.

Popularität, falſche X. 481. 482. vgl. III. 50.

Portalis, franzöſ. Miniſter V. 272.

Portugal's Eroberungen in Indien VI. 129.

Prag VIII. 335.

Pram, däniſcher Dichter II. 83. V. 231.

Preußen's geſchichtliche Entwickelung ſeit der Reformation VI. 127—130. **132**, wird in der dritten Entwicklungsſtufe ächt deutſch 135. 136. — Militairiſche Gewaltthat gegen Möller IV. 280—285. — Verhältniß zu Frankreich im Anfang des Jahrhunderts V. 81. — Lage im J. 1806. V. 176—179. Zuverſicht u. Uebermuth der Generale 183—185. — Stille innere Erhebung während der Unglücksjahre VI. 136—139. 157. VII. 65. 66, täuſcht Napoleon und rettet Deutſchland VI. 156. 157. 161. 163. Charakteriſtik der damaligen Offiziere VI. 176. 177. 182. VII. 49. 50. 55. — Lage des Staates 1811 VI. 280—284. 287. 299. 305. Freiere Einrichtungen 284. 285. Aufhebung der Klöſter 286—289. VII. 11. Innere Verwirrung bei den neuen Einrichtungen und Vorſchlägen VI. 292—294. — Bund mit Rußland VII. 109. 110. Kriegserklärung 112. Militair 142. 143. X. 434. 435. — Der trau-

rige Verfall des Staats vor dem Befreiungskriege VIII. 295. 296. 301—304, rief die Turnanſtalten (ſ. d.) hervor. — vgl. noch Freiwillige. Geheime Verbindungen. —— Rangverhältniſſe VIII. 152. 153.
Prieſt, ruſſiſcher General VII. 227. 253. 260. 266. VIII. 75.
Prinz Regent von Dänemark, ſ. Friedrich VI.
Progreſſiſten VI. **113**. VIII. 226.
Proteſtantiſche Kirche, ihr Prinzip X. 481. — Ihr fehlt das Volksthümliche 98. — Ihre Geſchichte 153—157. — Verhältniß zur katholiſchen Kirche 482—489. VIII. 322. Endlicher Sieg über die letzte X. 99—104.
Pſychologie VI. 69. X. 33.
Puriſten VIII. 136
Puthod, General, in der Katzbacher Schlacht VII. 245.
Pyrrho, Skeptiker V. 351.

R.

Radziwil, Fürſt IX. 17. 18.
Rahbek II. **83—86**. 139—141. 216. 233. 246. III. 150. IV. 190. V. 236, — leitet die dramatiſche Geſellſchäft Borup I. 87—89. 93. 108—111. 121—126. 130. — Der „Zuſchauer" 137—139. V. 25. — Verhör I. 309—314. — Familie V. 21—24.
Rahel, Schriftſtellerin IV. 313. IX. 355—357.
Ranzau, Graf V. 91.— Gräfin 74. 91.
Ratje, Naturforſcher II. 217. 218.
Rationalismus IV. 132. VIII. 417. X. 52. 122. 474.
Rauch's Büſte von Schleiermacher V. 142.
v. Raumer in Deſſau VII. 278.— Söhne:
— Karl V. **154**. **155**. VII. **13—19**. 38. 75. Feldzug 274. VIII. 11. 22. 27, in Paris 126 —130,— wieder in Breslau VIII. 412. IX. 78. 79. 279, in Halle 80. 81, in Erlangen X. 318. 321. — Pädagogik IX. 175.
— Sohn, Geſchichtsforſcher X. 318—320.
— Friedrich VI. 284. 295. **297**. **298**. VII. 20.
— ein dritter Sohn VII. 19 und ein vierter Sohn VIII. 22.
Redi, Naturforſcher X. 118.
Reflektion, krankhafte III. 206. 207, — erzeugt keine lebendigen Einrichtungen VIII. 244. I. 305. 306.
Reformation X. 153. 154. vgl. Luther.
v. Rehdiger, Staatsrath VIII. 328. 329.
Reichardt, beabſichtigtes Concert in Berlin IV. **178**. **179**. **192—196**. — Aufenthalt in Hamburg V. 311—313. — Verhältniß zu Göthe IV. 179. 437. — In Gall's Vorleſung VI. 51. — In Giebichenſtein V. **79**. 161. 184. VI. **83—85**. — Schrift gegen Napoleon und Flucht V. 202—205. — Anſtellung in Caſſel VI. 2. 80. 81. 171, — wieder in Giebichenſtein VI. 317. 323. VII. 278. vgl. noch V. 318. VI. 91. **99**. 239. VIII. 121. IX. 150.
Zweite Frau IV. 196. V. 311. VI. 82—88. 164. 165. VII. 75.
Kinder aus der erſten Ehe:
Luiſe V. 313. VI. 88—100. 116. 194.
Die Frau des Präſident Stelzer V. 80. VI. 92.
Kinder aus der zweiten Ehe:
Die Geheime Rath Steffens VI. 82.
Die Frau von K. v. Raumer VII. 82.

Reichenbach, kurze Zeit Sitz einer Regierung IX. 82—84.
Reichthum an Büchern II. 204.
Reil, Arzt in Halle IV. **180—182.** V. 79. **139—141.** 150. 152. 222. VI. 3. 4. 24, veranlaßt die Berufung von St. nach Halle V. 102. — Medizinische Studien VI. 62 - 67, pſychologiſche 67. 68. — Große Anlagen in Halle VI. 70. 264. — Ruf nach Berlin VI. 71. 142. 151. 152. 272. — Tod VII. 289. 290. — vgl. noch VI. 227. 234. 307. VII. 17.
Reimarus, Verfaſſer der Wolfenbütteler Fragmente V. 310. 316. — Naturforſcher, Sohn IV. 73. V. 75. 322. — Frau V. 322—324. — Tochter IV. 438. ſ. Sieveking.
Reimer, Buchhändler VI. 167. 208. 266. Haus 283. — Verhältniß zu den Turnern IX. 35. 36.
Reinhard, Theolog IV. 132. 152. 217.
Reinhard, franzöſ. Pair V. 203. 318—321. VI. 2. 223. 332. VIII. 120. 121. 144.
Reinhold, Philoſoph II. 25. 222. III. 193. 258. IV. 143.
Reinhold, niederländiſcher Geſandter VIII. 120.
Reinlichkeit VIII. 93. 94.
Religion iſt ein urſprüngliches I. 262, — darf nicht bloß Etwas neben dem Andern ſein VIII. 418. 419, — läßt ſich nicht von außen ſchützen X. 101—104. 479. 480, — iſt Subſtanz der Geſchichte X. 472. 478. — Verhältniß zum Staat VIII. 255. 258—261, zur Kunſt und Mythe V. 344—346. VI. 130, zur Theologie X. 53. 56, zur Philoſophie X. 56. 57. 63—65, — falſches Verhältniß zur Philoſophie und Poeſie im Anfang des Jahrhunderts X. 33—35. — Religiöſe Einſeitigkeit X. 83. — Verſammlungen 85. 86. — Verfolgung 174. 175. — Vereine 487 - 491. — Geſchichte der Religion in den letzten drei Jahrhunderten I. 259—262. III. 321. VI. 131. 133. VIII. 380. X. 51—53. 153—157. — Religiöſe Bewegung in Baiern VIII. 392. 393, — in Deutſchland überhaupt VIII. 413—418, — zeigt ſich beim Wartburgfeſte IX. 55. 56, — in der neuſten Zeit IX. 286. X. 114—117. 482. 490. 491. — vgl. Frömmigkeit und Hingebung.
Reſtauration VI. 156.
Reue VI. 33. 34. X. 23—26, beim Rückblick auf's ganze Leben X. 265—267.
Reuß, Graf IX. 11—16. 22. 23.
Reventlow, Graf I. 285. V. **60. 61.** 72. 93. X. 338 ff.
Revolution, nordamerikaniſche I. 79. 80, — franzöſiſche I. 364. VI. 111. 134. VIII. 8, als Anfang einer noch finſtern Zukunft X. 454 verglichen mit 465, eine Hauptquelle zu ihrer Kenntniß V. 311, — geſchichtlicher Wahnſinn derſelben IV. 53—56, — keimte in allen Staaten II. 241. 242, in Deutſchland IV. 54. 57, — fand Anklang in Dänemark II. 242—244, — läßt die Eigenthümlichkeit der Völker erkennen II. 240. — Revolutionär iſt der zerſtreute, beſinnungsloſe Geiſt IV. **62.**
Rheden, Graf VII. 18. IX. 10. — Gräfin IX. 9. 10. 18.
Rheims, Dom VIII. 76.
Rhöngebirge in geognoſtiſcher Hinſicht IV. 41.
v. Ribbentrop, General-Intendant VII. 174. 175.

Richter in Breslau IX. 108.
v. Richthofen, Baronin VIII. 325. 433.
Riedel in Dresden IV. 236. 242.
v. Riedeſel, Fräulein IX. 10. 18.
Riemer VI. 252. 255. 256. 259.
Rienäcker, reformirter Prediger VI. 121. X. 61.
Riepenhauſen V. 365.
Rieſengebirge IX. 1–11. 17—23. — Schatten=Phänomen auf der Rieſenkoppe IX. 4—6.
Riisbrigh, Philoſoph II. 15—19. V. 61.
Ringseis, Arzt in München VIII. 391. 392. X 329.
Riſt III. 318. 327. 328. Privat=ſekretair bei Graf Schimmelmann 333. 343. 346. V. 43. 271. Benehmen bei dem engliſchen Ueberfall 298. 300. 301.
Ritter, Geograph X. 419.
Ritter, Naturforſcher IV. 87—93. Siderismus V. 301—303.
v. Rodde, Frau V. 375. 376.
v. Röder, General VII. 36. VIII. 409. X. 92—94.
— Frau IX. 330.
Roeskilde, geſchichtliche Bemerkungen I. 88. 97. 103. Domkirche 109.
Romana, ſpaniſcher General V. 326. 329—332.
Romantiſch, ſ. Deutſche Literatur.
Römerwohnungen V. 359.
Röſchlaub, Arzt IV. 134. 267. 326. 350. 359.
Roſenkreuzer X. 35. 36.
Rothe, Tygo, däniſcher Schriftſteller II. 140. 223–228.
Rottböll, Botaniker I. 304. 309. II. 36. 37.
Rouſſeau III. 317. IX. 63.
Rückert, Dichter IX. 136.
Rüdiger, Cameraliſt in Halle VI. 13—15.
Ruhberg in Schleſien VIII. 445. IX. 7. 17.
Rühle von Lilienſtern VII. 203.
v. Rumohr V. 329. 365. 367. 368. Kunſtſtudien 369. Kochkunſt 369. 370, ſ. noch 372. 377. VI. 171. X. 340. 355.
Runge IV. **415**. V. **335—338**. 343. Dichter 339. Bemühen um die Dauer der Farben 340. 341. „Farbenkugel" 342. Schriften 346. Arabesken 347. Tageszeiten 347. 348. Der Morgen 349—352. — Seine Kunſtbeſtrebungen als Anfänge einer künftigen Kunſtentwicklung 352—354.
Ruſſiſche Offiziere VII. 252—256. 258—260. Soldaten VIII. 31. Artillerie 41. 42. Cavallerie 42. 43. — Quarré bei Laon VIII. 70.

S.

Saalfeld, Schlacht V. 187.
Sachſen, innerer Zwieſpalt beim Beginn des Freiheitskrieges VII. 124. 125. — Sächſiſche Reiterei geht bei Leipzig zu Blücher über 298. 299. — Am Ende des vorigen Jahrhunderts VIII. 384.
Sailer, Biſchof VIII. 353—356.
Salzburger mediziniſche Zeitung IV. 293.
Salzmann IV. 198.
Samſö, däniſcher Schauſpieldichter II. 99. III. 352.
Sand, Kotzebue's Mörder VI. 333. IX. 75.
Sappho IX. 364.
Sauer, Arzt in Arnsberg VII. 333. 334.
v. Savigny VI. 272. VIII. 356.
Saxdorf, Mediziner II. 10. 159. V. 106.
Saxo Grammaticus I. 104. IX. 271. 272.
v. Schack=Staffeldt V. 231.

Schad, Philoſoph IV. 364. 366.
Schädellehre Gall's VI. 47. 53. 54.
Schaffgotſch, Graf IX. 17. 23. — Gräfin VIII. 182. 183.
Schall, Schauſpieldichter VIII. 426—433. IX. 329. 333. 335. VII. 129.
Scharfſinn und Witz verglichen IV. 307—311.
Scharnhorſt VII. **81—85**, geheime Unternehmungen VI. 186. 278. 300. VII. 45. 46. 71. 84, als Begründer des neuen Militairweſens X. 455, im Feldzug VII. 70. 80. 86. 91. 110. 131, bei Groß-Görſchen VII. 154. 157. 160. 176, Tod 214. 277.
— General, Sohn VII. 195—197. 277.
Scharnweber VI. 284.
Schauſpiel, große Gewalt auf Ungebildete I. 171—174.— Verhältniß zur Volksbildung II. 77—79. IX. 324. — Dekorationen IV. 106. — in Weimar IV. 109—114. — Deklamatoriſche Manier 116. 117. — Verfall IX. 323. 324. X. 84. Wiedergeburt IX. 325. 326. 365. — vgl. Schickſalstragödie.
Schechner, Sängerin X. 328.
v. Scheele VI. 227. 233. 306—309.
Scheele, Chemiker II. 213. IX. 133—135.
Scheeren an den ſchwediſchen Küſten VIII. 362—364.
Scheibel, lutheriſcher Prediger VIII. **420—422**. 423. X. **71—73**. Pſychologiſche Vorleſung 74. 75. — Kein Fanatiker 76. 77. 91. — Seine Polemik 79. 80. — Verhältniß zu Steffens 86—91. 138. — Kampf gegen die Union 135. 140—143. — Einſeitig gegen Agende 164—167. — Kennt ſeine Zeit nicht 202—206. — Suſpendirt, verläßt Preußen 171. 228—230. 241.
v. Schellhammer, Arzt VIII. 157.
Schelling IV. **75**. **76**. Ruf nach Jena IV. 22. 147. Erſte Vorleſung 75. 76. 83. — Verhältniß zu Franz Baader 78, zum Naturforſcher Ritter 90, zu Fichte 123. VI. 71. 274, zur A. L. Zeitung IV. 145. 148—150, zu Göthe IV. 103. 295. 302. 411. VI. 262. Wird den Jenaern entfremdet IV. 296. 312. 319. Oppoſition gegen ihn IV. 121. 122. — Ueber das Leben in Jena ſ. noch IV. 108. VI. 240. — Frühere Schriften IV. 86. Ideen zu einer Philoſophie der Natur III. 337. **338**. Zeitſchrift für ſpekulative Phyſik IV. 150. 251. 267. 278. 292. Transcendentaler Idealismus IV. **229**. 312. — In Landshut V. 282. 301. VIII. 356. 357. In München VI. 213. VIII. 374. 376. Anſehn beim Kronprinz VIII. 391. — In Karlsbad VIII. 341. IX. 144. X. 322. 329. 334. — Seine Kritik IV. 254. — Als Dichter IV. 462. — Ausſpruch über Spinoza X. 7. — Seit 1809 höhere Anſicht der Philoſophie VI. 36. VIII. 194, zeigt ſich in der Schrift „über das Weſen der menſchlichen Freiheit" VI. 74. 75. — Philoſophiſche Entwicklung IV. 85. 86. 256. 257. 302. VI. **73**. **74**. (vgl. IV. 359. 360.) VIII. **366—372**. **375**. Schweigen 373. Innere und äußere Kämpfe IX. 345. 346. Gegner III. 338. IV. 77. — Jetzige Zeit nicht reif für ſeine Philoſophie VIII. 371. — Urtheil über Steffens IV. 292. V. 138. VIII. 264. Mißbilligt St.'s politiſches

Treiben VIII. 374. Sorgt für St. V. 282. — Streit mit Jacobi VI. 73. VIII. 376—**378**. 386.

Schelver, Philoſoph in Halle V. 137.

Scherer in Jena IV. 87. 183.

Scherz muß den Ernſt begleiten II. 125.

Schickſalstragödie IX. 335.

v. Schierſtädt, Offizier VII. 203.

Schiff, jedes hat ſeine eigenthümliche Geſchichte I. 68. 69.

Schill'ſcher Zug VI. **193**. 185. 187. 189. 191—196. **200**—203. 209. Mißlingen ein Glück 198. 199.

Schiller verglichen mit Göthe III. 323, als populärer Dichter 325. Verhältniß zu Fichte 326. Horen 329. 330. — Wallenſteins Lager IV. 106. — Piccolomini IV. 108. 434. — Wallenſtein verglichen mit Don Karlos 114. 115. — Don Karlos 114—116. — Erſte Aufführung der Piccolomini 107—113. — Deklamatoriſche Manier Schillers 116. 117. — Ueber Klopſtock und Bürger 144. — Maskenball in Weimar 411. 412. — Einfluß auf die preußiſchen Krieger VI. 182. VII. 96.

Schimmelmann, Graf, däniſcher Finanzminiſter I. 285. III. 341. **344—348**. V. 5—8. 46. 60. 66. 159. 225. 231. 249. 258—**261**. 262. 264. 269.

Schimmelpfennig, Buchhändler in Halle V. 198. VI. 320. 321. 328.

v. Schlabberndorf, Graf V. 203. VIII. 120—123.

Schlegel, Gebrüder III. 231. IV. 104. 125. 179. 302. 304. 310. VI. 102. 240. Paradoxen IV. 137. 138. Athenäum IV. 49. 58. 59. 264. 302. 319.

— A. W. IV. 240. 313. 315. V. 81. VI. 118. VIII. 144. 164. 320. — Verhältniß zur A. L. Zeitung IV. 121. 144—150. — Spottlied auf Merkel IV. **263**. — Ueber Erinnerungen der Greiſe I. 316. — Frau IV. 82. 94. 96. 97. 113. V. 29. 176.

Schlegel, Fr. II. 166. IV. **303**. **304**. 152. 313. 320. 390. VI. 71. 250. VII. 89. IX. 269, liebt den Witz IV. 310—312. 416. — Bei der Aufführung des hyperboräiſchen Eſels IV. 264. — Schriften: Poeſie der Griechen und Römer IV. 257. Ehrenpforte u. Triumphbogen IV. **265**. 266. Ueber Jacobi's Woldemar 268. Ueber St.'s „Beiträge" 293. VI. 74. Lucinde IV. 319.

Schleiermacher V. **141**. **142**. **145**. IV. 254. 310. V. 161, in Berlin als Charité-Prediger IV. 152. V. 81, — in Halle inniges Bündniß mit Steffens V. 143. 144. 152. VI. 313. Kleine Fußreiſe kurz vor einer Gedächtnißrede V. 146—149. — Reiſe nach Berlin V. 164. 172. — Bei der Beſetzung Halle's durch die Franzoſen V. 191—200. 205—208. 212. 216—224. 227. VI. 3. — Bemühung bei der Stiftung der Univerſität zu Berlin VI. 142. 146. 150—152. — Bedeutung für Berlin VI. **271**. **272**. — Als Patriot V. 207. 222. VI. 138. 140. 167. 172. 175. 283. — In Betreff der Turner IX. 35. — Geiſtiger Einfluß auf ſeine Umgebung X. 51. 59—61. 107. — Tod X. 108. — ſ. außerdem I. 198. VI. 91. 277. VII. 3. 13. 264.

Schlenkert, Literat IV. 132.

Schleſien VII. 1. 2. IX. 91. — Landſchenken und Sprache VII.

7. S. Bewohner 9. — Schleſiſche Provinzialblätter 3. — Schleſiſche Geſellſchaft für vaterländiſche Kultur 33—36. 104. 105. 218. — Noth der Weber VIII. 161—163. IX. 8—10.
Schloſſer, Göthe's Schwager VII. 347.
Schloßbrand in Kopenhagen, ſ. d.
Schmalz in Halle V. 121. 210. 211.
Schmalz, Geh. R., VI. 282.
Schmelka, Schauſpieler IX. 328—330.
Schmerzen, ſelbſtbereitete III. 119.
Schmidt, Bürgermeiſter in Bremen III. 318. VIII. 138—141.
Schmidt, Arzt in Wien VIII. 341.
Schmiedeberg in Schleſien VII. 227. 228. — Schmiedeberger Thal IX. 8—11. 19. 20.
Scholz, Mathematiker IX. 118.
Schönlein X. 319.
Schopenhauer, Schriftſtellerin VI. 257.
Schreck, verzweiflungsvoller V. 209.
Schröder, Schauſpieler IV. 110—191. — Schauſpielerin IX. 335. 336.
Schröder in Upſala IX. 181.
v. Schubert in München VII. 14. 16. X. 329.
Schubert, Prediger IX. 133.
Schulprämien I. 48. 49. — Schulunterricht VIII. 282—287. — Schulweſen VIII. 303. 304. 307. 315. IX. 60. 62.
Schulz, Direktor der Ritterakademie in Brandenburg VIII. 86.
Schulz, Geh. R. V. 153. VII. 10. 25. 29. 204.
Schulz, David, Theolog VIII. 426.
Schulz, Kapellmeiſter II. 96. 97.
Schumacher, Aſtronom I. 20.
Schumacher, Mineralog I. 303. II. 193. 239.
v. Schütz VIII. 320—334. 341—411.
Schütz, Hofrath V. 115.
Schwächen bedeutender Männer III. 236.
Schwächliche Charaktere II. 259.
Schwarz, Chemiker IX. 159.
Schweden, Nahrungsmittel VIII. 395—397. — Trunkſucht der geringen Klaſſe IX. 131—133. — Ceremonielles Weſen 139. 140. 146. — Kirchliche Verhältniſſe 142—144. — Schauſpiel 149. — Sprache 159. — Schulweſen IX. 175. 176. — Franzöſiſcher Einfluß 178—180. vgl. Skandinavien.
Schwerin, Dompropſt IX. 141. 142. 145—149.
Schwermuth II. 324.
Schwindel I. 333—339.
Sebaſtiani, General VII. 360.
v. Sedlnitzki, Fürſt-Biſchof VII. 11. VIII. 433.
Seebeck, Phyſiker VI. 76. 238. VIII. 404. 405.
Seeland, Inſel I. 317—319. X. 358.
v. Segebart, Gen.-Poſtdirekt. IX. 44.
Segeberg, Gipsbruch V. 66. 68. 94.
Sehen in naturphiloſ. Bedeutung IV. 296—299.
Selbſtbiographie I. 316 VIII. 202. 264. 265. 278. 299. 300.
Selbſtgeſtändniß des Verbrechers II. 31—33.
Selbſtkritik VI. 34.
Selbſtmord II. 20. 323.
Selbſtſucht im Denken X. 5. 8.
Senf, Salinendirektor V. 70.
Sentimentalität VIII. 302, bei Behandlung der Verbrecher IX. 202.
Seſſa, Arzt VII. 23.
Seydelmann als Mephiſtopheles IX. 344.
Shakeſpeare III. 268. V. 199. VI. 114. Hamlet III. 269. Kent im König Lear VII. 304. — Verglichen mit Göthe III. 271. 272. — Jean Paul über ſeinen Witz IV. 310.

Siaelland, ſ. Seeland.
Sibbern, Prof. in Königsberg VII. 113.
Sichere, in ſich abgeſchloſſene Naturen II. 245.
Siderismus V. 301—307.
Sieveking IV. 438. V. 310 ff. — Frau IV. 438. V. 74. 269. 315—319. VIII. 384.
— Amalie IV. 98. X. 431.
— Syndikus VI. 196. 197. 338. X. 355. 430.
Sieyes V. 318. 319.
Silfverſtolpe, Oberſtin IX. 170. 171.
Sillem, Jerome, Banquier V. 74. 75. 326. VI. 97.
Simeon, weſtphäl. Juſtizminiſter VI. 26.
Simoniſt I. 307. VIII. 244.
Simpliciſſimus IV. 434.
Sismondi, Geſchichtsforſcher VI. 250.
Sittliches Urtheil über Andere VI. 46. 54. 58—61. IX. 320.
Skandinavien im vorigen Jahrhundert ſehr unbekannt IV. 18. 19. — Bedeutung für die Deutſchen V. 241. — Reiſeart IX. 125—129. — Reiſebeſchreibung 133.
Skepticismus X. 1—6.
Skjött X. 418—421.
Sklavenhandel X. 450—452.
Snedorf, Geſchichtsforſcher II. 24. 25. 39.
Snorro Sturleſon I. 15. IX. 271. 272.
Solger VI. 236.
Solms, Fürſt VII. 357.
Somnambüle VIII. 337.
Spalding I. 258 ff.
Spaniens Eroberungen in Amerika VI. 129. — Aufſtand gegen die Franzoſen V. 332. **334**. VI. 153. 163. — Jetziger Zuſtand VI. 156. — Spaniſche Truppen in Hamburg V. 326—328. 331. 332.
Spee, Graf VII. 347.
Spengler, Direktor der Kunſtkammer in Kopenhagen I. 249—251.
Spengler, Mediziner V. 139.
Spießbürgerlichkeit VIII. 301. 302.
Spinoza's erſtes Ringen nach Wahrheit III. **279—282**. — Ueberblick ſeiner Lehre 286—289. — vgl. 327. 338. — Schellings Ausſpruch über ihn X. 7.
Spontini VIII. 116.
Sprache iſt Naturerzeugniß IV. 298. 299. — Mackenſen über ihren Urſprung III. 230 — Als Gegenſtand des Schulunterrichts VIII. 282—286. — Bedeutung des jetzigen Sprachſtudiums X. 458. 459. — Leichtigkeit in ihrer Erlernung VII. 256. 257. — vgl. I. 216. — Anekdote vom däniſchen Cajütenjungen III. 137. vergl. Manier.
Sprachenſtreit in Holſtein 1807 V. 238. 239, in Schleswig 239—242.
Sprengel, Botaniker IV. 176. 177.
Staat, Entwicklungsſtufen VI. 130. 132. 135. — Verhältniß zu den Einzelnen V. 177, zur Familie und Familienväter VIII. 216—228, — organiſche Entwickelung deſſelben 232—244. 249. 250, iſt monarchiſch 250—255. — Verhältniß zur Wiſſenſchaft 255—257, zur Religion 258—261. III. 322. 324. Idee des Staats nach einem geſchloſſenen Gedankenſyſtem VIII. 261. 262. — Verfall des Staats in der jetzigen Zeit VIII. 295. 296. 301—304, iſt ein geſchichtliches Moment IX. 99. 100. Hoffnung 100. — Staat darf keine Einrichtungen von außen machen wollen IX. 213. 226. 242.
Städteordnung, preußiſche VI. 285.
Staël, Frau v., V. 374. VI. 250. VIII. 144.

Stägemann VI. 284.
Stahl, Chemiker II. 212.
Stahl, Mathematiker VIII. 350—352. 356.
Stampe, Baronin X. 395—397. 399. 423.
Stände, ihr Verhältniß zu einander V. 361—363. VIII. 207—211. — Bedeutung derſelben VIII. 241—244. — Im Mittelalter VI. 128.
Steffens, Name in der Botanik V. 371.
v. Stein, Baron VI 282. 284. VII. 36. 109. **110**. Geſpräch mit Steffens über a priori 120 bis 124.
Steinpappe, Anwendung zu Oefen und Gebäuden III. 82. 83.
Stelzer, Präſident ꝛc. in Halberſtadt V. 80. 227. VI. 92. 120. 204. 219—221.
Stelzer, O. R. R., Bruder VI. 204. 308. VIII. 22.
Sternberg, Prof. VI. 151.
Stieglitz über Brown IV. 144.
Stieglitz, Frau des Dichters IX. 359—361.
v. Stockhauſen, General VIII. 433.
Stockholm IX. 135. 190. — Akademie 136. 179.
Stolberg, Brüder II. 103. III. 355. 358. V. 313. VII. 338. 341. — Friedrich St. VIII. 323—325. 381.
Stolberg, Miniſter IX. 26.
Stolberg, Conſtantin VIII. 338.
Stonsdorf in Schleſien IX. 11. 22.
Storhammer, frühere norwegiſche Stadt IX. 241.
Storthing, ſ. Norwegen.
Strauß, O.-Hofprediger V. 154. X. 366.
Strauß, Verfaſſer des Lebens Jeſu V. 316. IX. 144.
Streit, Polizei-Präſident in Breslau VII. 48. IX. 87. 109—112.
Streit, wiſſenſchaftlicher, führt nicht zur Verſtändigung X. 215. 216, vgl. auch VIII. 266.
Ström der Aeltere IX. 191. 192. 262.
— der Jüngere IX. 191. 262. 263.
Struenſee I. 279. 281.
Studentenleben, ſ. Jena. — Studentenverbindungen IX. 97—99, vgl. Arminia.
Stuhr, Geſchichtsforſcher VI. 187. 188. 196. 200—202.
v. Sturdza VIII. 401.
Suabediſſen, Philoſoph V. 374.
Subjektivität IX. 345. 346.
Suckow, drei Brüder, Theologen IX. 288. 289.
Suhm's Bibliothek I. 296. 297. II. 202—204.
Svanberg, Mathematiker IX. 183. 143.
Sverdrup, Prof. IX. 189.
Swendenborgianer X. 35.
Symbol V. 348.
Sympathieen VI. 60.

T.

Tagebuch, moraliſches, gefährlich III. 225—229.
Talent, Erkennungszeichen VII. 164. IX. 282.
Talleyrand II. **251**. IV. 311. V. 319. VIII. 144, verglichen mit Lafeyette II. 252. 253. — Stolzes Benehmen VI. 214.
Talma, Schauſpieler VI. 167. VIII. 115.
v. Tarrach, Gräfin IX. 174.
Tegnér V. 28. IX. 135. 143. 188. Frithjofs Sage IX. 274.
Teleologin I. 255—258. VI. 39. X. 14.
Tennemann, Philoſoph VII. 321. 322.

Tetens, däniſcher Schriftſteller II. 140. 223.
v. Tettenborn VII. 120. 146.
Thaarup, Dichter II. 97.
Thaden, Gutsbeſitzer in Holſtein III. 318. V. 277. 278. 283.
Tharand, Sage vom verſchütteten Stollen IV. 424—427.
That, die einzelne im Verhältniß zur belebenden Abſicht VII. 119. 120 — Thätigkeit, Verhältniß zur That X. 4. — Iſt nothwendig zur geiſtigen Kraft 48. 49. — Beſchränkte Thätigk. IV. 224. VIII. 272. IX. 66.
Thatſache, ihr Begriff X. 460.
Thibaut, Juriſt VIII. 156. 157.
Thilemann, ſächſiſcher General IV. 217.
Thierwelt als Vorbild VIII. 212. 232 233.
v. Thiele, Miniſter VII. 87, bei La Fere Champenoiſe VIII. 78. 79.
Thiele, lutheriſcher Prediger X. 136. 143. 228.
Thomas a Kempis VIII. 353.
Thomſon's Frühling II. 137.
Thorild, Philoſoph IX. 182.
Thorſing, kleine däniſche Inſel III. 350. 351.
Thorwaldſen II. 93. 95. IV. 118. IX. 136. X. 357. 358. 369. **391**—**400**. 423.
Thucydides VII. 151.
Thunberg, Botaniker IV. 73. IX. 171—173.
Tieck, Ludwig, I. 14. II. 65. III. 231. IV. 118. 152. 195. **196**. 310. 419. V. 81. 279. 335. VI. 102. 104. 240. VIII. 171. — Runenberg III. 23. — Schickſal ſeiner erſten Schriften IV. 124. — Volksmährchen IV. **125**. V. 353. — Zerbino IV. **129**— 133. 254. — Geſtiefelte Kater, verkehrte Welt IV. 130. — Abdallah, William Lowell, Genoveva (390), blonde Ekbert IV. **268**. **269**. — Sternbald IV. 389. **391**. — Oktavian IV. **390**. — Cevennen VI. 54. 55. — Phantaſus VIII. 127. — Novellen IX. **349**—**351**. — Lieder, componirt von Luiſe Reichardt VI. 89. 90. — Weiſet auf die altdeutſche Dichtkunſt IV. 258. 259. **315**. VI. 78. 115. 118. — Einfluß auf die Kunſt IV. 389. 392. 396. IX. 279. — Verhältniß zum Theater IX. 323 bis 325. 335. 336. — Ueber Göthe's Fortſetzung des Fauſt IX. 341. 342. — Karikatur von Fr. Schlegel und Steffens IV. 303. — Ueber Sandgegenden VIII. 361. — Ueber Nürnberg VIII. 408. — In Dresden IV. **368**—**370**, führt allein ein Schauſpiel auf 372—379.
Tieck, Bildhauer VI. 250.
Tieftrunk, Philoſoph in Halle V. 136.
Tocqueville über Gefängniſſe IX. 198.
Tod des Hektikers II. 50—53. — Tod mit vollem Bewußtſein 54.
Toleranz X. 11. 83—85. 172. 173.
Tradition I. 302. — In der proteſtant. Kirche X. 126.
Trägheit der Nordländer III. 46.
Trauer V. 107. 108.
Trendelenburg, Juriſt III. 295. 296.
Treskow, Rektor in Helſingör I. 44—48. Profeſſor an der Univerſität in Kopenhagen V. 61.
Treue VIII. 194. 211. X. 264. 265.
Treviranus, Botaniker VIII. 424.
Trier VII. 365. 366.
Trollhätta-Kanal IX. 176.
Trommsdorf, Apotheker IV. 16.
Trondhiem, Domkirche I. 22.

v. Trothe, ſuimus Troes VI. 231.
Turnanſtalten, Grund ihrer Stiftung VIII. 300—304, ſind die Conſequenz der damaligen Pädagogik IX. 63. — Ihre geſchichtliche Bedeutung VIII. 307. — Verdienſt und Schaden 309—311. 437—440. — Finden allgemeinen Anklang 313—315. — Man wagt nicht eine Unzufriedenheit darüber zu äußern IX. 36—38
Turner, biderbes Weſen VIII. 304 bis 306. — Ihre Züge 439. 440.
Turnſtreitigkeit VIII. 440—442. — Streitſchriften IX. 27. 28. 48—51. 51—53. 70—72. — Die Regierung ſucht einen Angriff gegen die Turnanſtalten zu vermeiden 29—31. — Steffens's Rath 41 bis 43. — Theilnahme der Turner am Wartburgfeſt 60—63. — Unweiſe Maßregeln der Regierung 64—66. 92, erregen ſelbſt die Beſorgniſſe der Beſſern 74. 75, vgl. Arminia und im Verzeichniß I. Turnſtreit.
Tweſten V. 143
Tycho Brahe I. 63. 331.
Tyranniſche Gewalt über das Gemüth Anderer II. 270—273.

U.

Ueberſättigung an Gegenſtänden und Kenntniſſen I. 169. 170. 226.
Ulrich, Oberförſter VII. 220. 223. 224.
Unglücksfälle im und außer dem Kriege verglichen VIII. 54. 55. — Allgemeine IX. 194. 195.
Union X. 106—112. 127—132. 145—148. 152. — Stürmiſche Einführung in Breslau 133—135. 137. — Aktenmäßige Geſchichte 135. — Vgl. Lutheraner, Agende.
Univerſitäten im Anfange des Jahrhunderts III. 269 319. V. 158. VII. 25. 26. 37. — In der Gegenwart in Beziehung auf den Lehrgegenſtand VIII. 285. 286, mit Beziehung auf die Fakultäten und das Lehrerperſonal 288 bis 293. Univerſitätsbehörde 292. — Geſchichte derſelben wünſchenswerth VIII. 357—359. — U. in kleinen Städten III. 294, in Hauptſtädten VIII. 357. — Gefahren des freien U.-Leben IX. 74. 75, vgl. 66—68. — Vorurtheil gegen die U. X. 310. 314. — Deutſche und franzöſ. U. verglichen X. 299. 300.
Univerſitätslehrer muß ſich durch Schriften bekannt machen X. 319. — Seine Stellung III. 297.
Unordnung bei einem jungen däniſchen Gelehrten III. 245. 246.
Unterholzner, Juriſt VII. 20. VIII. 426. IX. 330. 331.
Unzelmann IV. 190—192.
Unzufriedenheit X. 1. 2. 9.
Upſala Dom VIII. 76. IX. 164. — Univerſität IX. 136. 180. 183. Promotion 160—167. Docenten 169. Studenten 162. 163. 169. 170. — Einige Profeſſoren namhaft gemacht 169—176. 181—183. — Gegenſatz gegen Stockholm 178—180. 183. — Gamba Upſala 184. 185.
Urſprüngliches will unſere Zeit nicht X. 9. 10, vgl. Abſtrakt.

V.

v. Baerſt X. 326. 327.
Vahl, Botaniker I. 305. **308—313**. II. 221. 238. III. 41. 73. 89. 173. 187. 190. 243.
v. Varnhagen V. 150. 153. 203. 213. 218. VI. 209. VII. 136. IX. 355.

Vater, Orientaliſt V. 119—121.
Vaterland, Bedeutung des Namens VIII. 217.
Verbindungen gegen die Franzoſen, ſ. Geheime V.
Verdammungsſucht X. 83—85.
Vereine X. 463—468. 487—491.
Verfaſſerin von Godwie-Caſtle.
Vernehmen VIII. 283. IV. 298. 299.
Verſailles, Garten VIII. 126. 127.
Verſammlung der Naturforſcher VI. 277. X. 462.
Villers V. **374.** 375. VI. 162.
Vinci, Leonardo da, V. 341.
v. Vincke VII. 320.
Vohſt, Schauſpieler IV. 112.
Voigt, Geognoſt IV. 40—42.
Völkerrecht V. 285. VIII. 133. X. 453—458.
Volksauflauf, das Widerwärtige deſſelben II. 284. 285.
Volta IV. 89. **271. 272.**
Voltaire VI. 248. 249.
Vorbild für ein ringendes Gemüth wichtig III. 266.
Voß, Philolog und Dichter II. 103. III. 355. 356. 358. IV. 195. V. 279—283. 313.
v. Voß, G. O. J. R. V. 153. 164.

W.

Waagen V. 72. 73. IX. 278. 279. — Sohn IX. 277—**283**. X. 328.
Wachler, Geſchichtsforſcher VI. 14. VII. 20. 322. 331. VIII. 425. IX. 81.
Wackenroder IV. 389.
Wad, Mineralog III. 256.
Wagner, Naturphiloſoph VI. 72.
Wahl, Orientaliſt VI. 122.
Wahlenberg, Botaniker IX. 169. 173. 183—185.
Wahlrecht VIII. 249.
Wahnſinn, Entſtehungsart und Heilung II. 288. 289. — Scharfſinn der Wahnſinnigen IX. 362. — Langes Leben II. 185. 186. — (vgl. Blödſinn V. 291.) — Geſchichte dreier Wahnſinnigen II. 184 187. 189 (38—40).
Wahrnehmen VIII. 283. IV. 297—299.
Wallerius, Mineralog III. 241.
Wallmoden, Graf V. 324.
Walter, Caroline, Schauſpielerin IX. 149.
Walther, Anatom VI. 270.
Wappäus, Geograph X. 302.
Warmbrunn in Schleſien IX. 17. 19.
Wartburgfeſt IX. 55—60, vgl. Turner.
Wartenburg, Elbübergang und Schlacht VII. 273—277.
Waſſiltſchikow, General VII. 288. 302—306.
Weber, Prof. der Staatswirthſchaft VII. 31. VIII. 426.
Weber, Botaniker III. 193. 207. — Sohn III. 207. V. 300.
Weber, Handelsherr in Schleſien VIII. 161.
Webernoth, ſ. Schleſien.
Wedel-Jarlsberg V. 8. 9. IX. 189. 190. 260. X. 413—415.
Weibliches Geſchlecht im achtzehnten Jahrhundert III. 26. 27, im neunzehnten Jahrhund. II. 68. — Einfluß der Frauen auf Bildung IX. 355. 362. 363. — Frauen als Schriftſtellerinnen 363. 364, als Schauſpielerinnen 364—366. — Anſprüche 367. — Sicheres Urtheil über Andere VI. 60. — Geſchichte eines unglücklichen Mädchens III. 25—29.
Weihnachtsfeſt in Berlin I. 277.
Weimar, Herzog und Herzogin v., VI. **242.** 257.
Weiß, Mineralog VI. 269. 270. VIII. 405.

Weiſſagung ſtets dunkel V. 364. — Ihre Erfüllung darf nicht übereilt angeſtrebt werden 364. 365.
Werner, Mineralog IV. 41. **203** bis **213**. 227—229. VI. 262. Verhältniß zu Weiß 269. 270.
Werner, Zacharias VI. **250**. **251**. 252—258. 261. IX. 335.
Werther, Graf VII. 307 ff.
Weſſel, däniſcher Dichter II. **116—121**.
Weſtphäliſche Orden VII. 313.
Wetter-Prophezeihung VI. 55—57. 61.
Wichern in Hamburg X. 297. 299. 431.
Wiedergeburt X. 122 – 125.
Wieland IV. 59.
Wien verglichen mit Berlin X. 336.
Wilberforce IX. 200. X. 453.
Wilbrand, Phyſiolog VII. 314. 315.
Wilhelm, Prinz von Preußen, Bruder des Königs VIII. 445—449. IX. 1—3. 6—8. 21—26.
Wilhelm, Prinz v. Preußen, Oheim des Königs, bei Groß-Görſchen VII. 157. 158. 167. 168. — Bei Bautzen 199. — Prinzeß IX. 9.
Wilhelm von Oranien VI. 130.
Willdenow, Botaniker VIII. 424.
v. Williſen, Gen.-Major VI. **187**. 196. 200. **202**. 206. **208**. **322**. **333—336**. VIII. 23. 431. 433—**435**. 447. IX. 311.
Wilſon, Sir Robert VII. 208. 209.
Windiſchmann IV. 367.
Winkelmann IV. 126.
v. Winterfeld, G. O. T. R. V. 153. VIII. 413. IX. 313. 318.
Wiſſenſchaft getrennt vom Glauben, führt zur Revolution VI. 131—135. — Verhältniß zum Staate VIII. 255—258. — Gedeihen derſelben IX. 56.
Witte, Juriſt IX. 319—323.
Witz verglichen mit Scharfſinn IV. 306—311.
v. Witzleben, Oberſt-Lieuten. VII. 186. 187.
Wolf, Fr. A. IV. 315. V. 14. **138**. 152. 161. 171. VI. 3. 49. 142, in Gall's Vorleſung VI. 51. 52.
Wolf, Schauſpieler VI. 265.
Wolfram, weſtphäl. Miniſter VI. 332.
Wrede, bayerſcher General VII. 318.
Württembergiſche Verfaſſung IX. 237.
Wüſte Gegenden VIII. 361—363.

Y.

v. York, General IX. **306—310**. Jugendzeit 297 – 304. Familie 304—306. — Kapitulation VII. 69. 70. 112. 127. — Bei Groß-Görſchen 156. 157. — Bei Wartenburg 276, bei Möckern **286**, vgl. über den Feldzug 296. VIII. 6. 7. 13. 14. 22. **23**. — Ueber die beſte Zeit, die Franzoſen anzugreifen VIII. 65. 66. — Spannung mit Gneiſenau VIII. 66. 67. — In Frankreich gefürchtet 137. 138.
— Sohn IX. 4. 306. 310—312.
Young's Nachtgedanken II. 137. III. 267.

Z.

Zelter IX. 317.
Zerſtörungsſucht VII. 236. 237. VIII. 40.
Zerſtreuender Geiſt iſt revolutionär IV. **62**.
Zeuthen, Prediger III. 350. V. 84. 85. IX. 274.
v. Ziethen IX. 108. 112. X. 217.
Zillerthaler, proteſtantiſche X. 327. 328.
Zorn verglichen mit Wahnſinn II. 287. — Stiller Zorn VI. 157.

Zuhörer zu beobachten, iſt wichtig VI. 49. 50.
Zukunft des Menſchengeſchlechts V. 360—**364**. IX. 100. X. 104. 272. 273.
Zuneigung, krankhafte VI. 260.
Zünfte VIII. 243. IX. 40. 41. Zukünftige Entwickelung derſelben VIII. 245—250.
Zuverſicht des innern Berufes I. 248. 249. II. 59. III. 340. — Z. oft neben dem tödtendſten Zweifel II. 20. — Zuverſichtlicher Lebensgenuß nicht tadelnswerth III. 206. 207.
Zweifel gelöſt in der Religion II. 227. 228. — Muß gelöſt, nicht unterdrückt werden X. 103.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Druckfehler des zehnten Bandes.

Seite	133	Zeile	3	von unten,	ſtatt: Sonntag, lies: Sonnabend.
–	137	—	5	—	ſtatt: ihn, lies: ſie.
—	146	—	9	—	ſtatt: hätten, lies: haben.
—	169	—	2	von oben,	ſtatt: ich und an, lies: ich an.
—	193	—	5	—	ſtatt: Beſchluß, lies: Schluß.
—	202	—	3	—	ſtatt: Männer, lies: Männern.
–	213	—	2	–	ſtatt: Aſſimulation, lies: Aſſimilation.
—	237	-	10	–	ſtatt: kritiſche, lies: Kritiſche.
—	239	—	2	von unten,	ſtatt: ſich, lies: ſich ſo.
—	242	—	5	von oben,	ſtatt: dem, lies: den.
—	326	—	1	—	ſtatt: kühlen, lies: kühnen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Steffens, Henrik,

Was ich erlebte aus der Erinnerung niedergeschrieben

Bd.: 10

Breslau (1844)

Biogr. 3208 u-10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10068985-1